Das ABC des Lebens.

Roman

von

Ida Boy-Ed.



Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1903.

Erstes Kapitel.

Träge trieb die „Lubina“ vor dem Winde dahin. Sie war eine seegehende Schunerjacht, und ihr Besitzer, Willy Mammling, segelte sie selbst. Das Großsegel und das Schunersegel waren voll entfaltet; nach rechts und links standen die beiden Leinwandflächen vom Großmast und vom Fockmast in gerader Linie querab und ragten weit über die Bordseiten des Fahrzeuges hinaus. Trotz all dieser Angriffsfläche, die das heiße Mittagslüftchen fand, blähten sich die Segel kaum.

Auf dem südlich blauen Wasser, das in lässiger Gleichmäßigkeit wogte, erschien die Jacht fast beleidigend weiß. Im Hafen vielleicht, in der Nähe ähnlicher Schiffe, hätte ihre Farbenreinheit nicht mehr diesen blendend keuschen Eindruck gemacht. Aber hier, allein auf der leuchtenden Flut, unter dem kraßblauen sonnenscheinblanken Himmel, schimmerte sie, als seien ihre Planken von weißem Email. Sie spiegelte sich im durchsichtigen Seewasser. Unter ihrem langen schlanken Körper war ein Schatten, der wie eine Dunkelheit immer unter ihr in der Flut mitzog.

Quallen, wie große, runde Kuchen von weißlich unklarem Gelee, schwammen zuweilen vorbei; es schien, als würden sie kreisend getrieben.

Auf dem Schiff schien eine Art von Stumpfsinn zu herrschen. Die Septembersonne brannte auf die Köpfe nieder. Vorn am Bugspriet, aus dem der Klüverbaum wie ein langer Spieß noch übers Wasser hinausragte, hockte ein Matrose, ein bartloser, rotbraun verbrannter Bursche. Auf sein blaues Trikotwams war quer über der Brust der Name ‚Lubina' rot eingestickt, dasselbe Wort stand auch auf seinem Mützenband.

Er starrte auf das flimmernde, zitternde Wasser hinaus. Fern bis zum Horizont glich es einem Stahlgefunkel. In farblos trübem Dunst erhob sich der Himmel daraus, um erst nach der Höhe zu seine Farben mählich zum harten Blau hinüber zu schattieren. Endlich ward der Mann vom gedankenlosen Gucken müde. Er schlief ein.

Aber es war ein Schlaf, wie ihn nur Mütter, Krankenwärter und Seeleute schlafen. Er läßt eine Nebentätigkeit zu: die des Horchens. Der Matrose Klühr schlief und horchte zugleich, ob der Bootsmann etwa einen Kommandoruf erschallen lasse.

Und am Großmast saß der Bootsmann, den Rücken gegen den hellen, blanken Mast gelehnt, die beiden Beine weit von sich gespreizt. Auch er schlief und horchte zugleich, ob sein Herr nicht einen Kommandoruf erschallen lasse.

Die Schunerjacht war ganz gedeckt. In ihrer Mitte erhob sich ein länglich viereckiger Aufbau von Mahagoniholz. Eine Messingstange lief ganz um ihn herum; sein Dach war von geripptem Glase, und ein darüber gelegtes Gitter schützte es. Es war der Oberbau der Kajüte, ein Treppchen führte zu ihrer Tür hinab.

Gleich hinter der Kajüte erhob sich der Fockmast. Danach zeigte das Deck eine Vertiefung, die sich nach hinten, dem Heck zu, oval abrundete und Sitzplätze für die Herrschaft enthielt.

Das Steuerruder, wie ein dünner langer Arm, aus edlem Holz mit Messingzierat, ragte vom Heck herüber.

Willy Mammling konnte es so sehr bequem von seinem Platz im Fond des halbeiförmigen Raumes aus regieren. Und vor ihm stand ein kleines rundes Kompaß- und Kartentischchen.

Zwei Bänke mit Lederpolster zogen sich rechts und links vom Platz des Steuernden hin. Ihm gegenüber, an der geraden Seite dieser bassinartigen Vertiefung, führten zwei Stufen zum Deck hinauf.

Auf den Bänken hatten wohl an jeder Seite ihrer vier Platz.

Jetzt saßen aber rechts nur zwei Damen und links ein Herr.

Sie schwiegen völlig. Es war, als seien in der sonnigen Mittagshitze, bei dem leisen, wiegenden Gleiten des Schiffes, bei den endlos gleichmäßigen Bewegungen der blendend blanken Wogen ihre Gedanken schläfrig geworden.

Die beiden Herren trugen die blauen Jaketts und die weißen Beinkleider des Kaiserlichen Jachtklubs, dessen goldenes Zeichen sich auch an ihren Mützen befand. Die Tracht gibt auch den wasserfeindlichsten Landratten etwas kühn Seemännisches, etwas Wetterhartes. Sie prahlt schrecklich und lügt dementsprechend.

Aber diesen beiden sah man es an, daß sie ihnen keine Modewichtigkeit, kein Maskenspiel war.

Der auf der Bank konnte nie verstecken, daß er Marineoffizier sei. Sein verbranntes Gesicht, der kurz und spitz zugeschnittene dunkle Bart, die Augen mit dem seltsamen Blick, weittragend und durchdringend, wie beim Seeadler, die untersetzte Gestalt — alles verriet ihn.

Der auf dem isolierten Platz am Steuerruder aber, Herr Willy Mammling, sah ebensowenig wie ein bloßer Wasserfex aus.

Er war ein hagerer Mann, sein ganz bartloses Gesicht von einem gleichmäßigen Hellrot überzogen; nur die sehr magere Adlernase, die vom Mützenschirm keinen Schutz empfing, zeigte tiefere Farbe. Über seinen hellen Augen wölbten sich keine Brauen, sie lagen tief unter starken Stirnknochen. Wenn er lachte, gab es eine große Bewegung in seinem ganzen Gesicht: die Wangen falteten sich der Länge nach, die Oberlippe zog sich weit zurück und zwei Reihen herrlichster Zähne entblößten sich. Er war, alles in allem, auch mit seinem dünnen, kurzen, weißblonden Haar, ein fast häßlicher Mann.

„Aber Willy hat doch Charme, viel Charme," pflegte seine Frau von ihm zu sagen.

Dieser Charme gehe wahrscheinlich von der vollkommenen Vornehmheit seiner Gesinnung und seinen einfach vorbildlich angenehmen Manieren aus, meinte Frau Makarie dann weiter.

Sie selbst war ihm von Gestalt etwas ähnlich. Lang und schlank. Und ihr überaus einfaches blaues

Leinenkleid, dem man ansah, daß es schon vielemale durch den Waschtrog gegangen war, tat nichts, rein gar nichts, um etwa Fülle vorzutäuschen. Frau Makarie war auch blond, aber ihr Haar bildete dicke, goldige Flechten. Auch sie hatte keine Augenbrauen, was ihrem Gesicht trotz der schönen blauen Augen etwas Flaues gab. Ihr feines römisches Profil war der Stolz ihres Gatten.

Als diese beiden sich vor einigen Jahren geheiratet hatten, waren alle Bekannten darüber einig, daß die Wahl ein drolliges Bekenntnis bedeute, nämlich dieses, daß jedes von beiden selbst sein eigenes Schönheitsideal sei. Willy war die häßliche, Makarie die hübsche Erscheinungsform des gleichen Typus.

Jetzt hatte Makarie ihr weißes Matrosenhütchen bis auf die Nase heruntergezogen, die Arme über der flachen Brust verschränkt und sich faul zurückgerekelt. Aber selbst in dieser Lässigkeit, in dem augenblicklichen schweigenden, blöden Hinbrüten, dem sie wie ihr Gatte sich ergaben, erkannte man wohl, daß das eigentliche Wesen dieser beiden Menschen zäheste Beweglichkeit sein müßte. Und dann hatten sie noch etwas Gemeinsames: sie sahen beide so unglaublich sauber aus. Ihre Halskragen erschienen immer weißer als die aller anderen Menschen. Immer wirkten sie, als kämen sie grade aus dem Bad. Ihre hellen, blonden Erscheinungen, die ungewöhnliche Einfachheit ihrer Kleidung, die rosige Haut mochten davon die Ursache sein.

Neben Makarie saß eine junge Dame, auch in einem blauen Leinenkleid, das aber eine vollere und sehr schön

gewachsene Gestalt umhüllte. Auch hatte die Trägerin ihm durch einen weißen Gürtel mit kunstvoller Goldschnalle etwas Putz verliehen.

Diese junge Dame allein schien nicht schläfrig. Sie saß da wie jemand, der aufmerksam auf sich und die anderen bleiben will. Ihre Farbe, von Natur vielleicht ein wenig bleich, hatte einen leisen bräunlichen Anflug. Man fährt nicht vierzehn Tage zur See, ohne die Wirkung von Luft und Sonne auf der Haut zu spüren.

Die junge Dame hatte braune Augen, auf deren Iris ein Goldgesprenkel flimmerte und sie zugleich glänzend und ein wenig unruhig machte. Dunkle Brauen wölbten sich darüber. Außer diesen Augen bemerkte man als weiteren Haupteindruck in ihrem Gesicht immer zuerst den Mund, der sehr rot war und sehr schön gezeichnete Lippen hatte, mit merkwürdig tiefen Mundwinkeln. Das Haar der jungen Dame, locker und gewellt unter dem Hutrand als Knoten hervorstehend, war braun, fast schwarz.

Ihr Blick streifte sehr oft den Korvettenkapitän von Hollern. Der sah aber ruhig in die Weite, zurück über die blaue Flut, dahin, wo am Horizont eben die Küste von Langeland verschwand und nur noch die Klippen von Dovnsklint und die grüne Kuppe des Fakkenbjergs sichtbar war, umschleiert vom Ferndust der Hitze und Feuchtigkeit.

Endlich aber, da er niemals ihren Blick bemerkte und erwiderte, sah sie fort.

Mit trotzigem Vorsatz starrte sie auf das Schunersegel und die blanke, schlanke, hellbraune Linie des Fockmastes, daran es aufgezogen war. Wie die von Hitze-

wellen zitternde Luft sichtbar vor der weißen Fläche vibrierte . . . . wie das blendete, ... das Segel, hoch und nach unten sich verbreiternd, schien endlich seine festen Konturen zu verlieren; zuletzt sah es aus, wie ein riesengroßer Engelsfittich.

So zogen sie dahin über die blau-gläserne Flut. Schweigsam, wohlig, übersonnt, in köstlicher Trägheit.

Am Kiel glurrte das Wasser, immerfort, und wie eine Schlange von Schaumperlen blieb die Spur ihrer Bahn noch ein Streckchen sichtbar hinter der weißen Jacht.

Sie kam aus dem Sund, sie war im Kleinen und Großen Belt gewesen, in den Häfen von Fridericia, Vejle und Aarhus war sie gesehen worden; im Odensee Fjord hatte sie mehrere Tage gelegen; von da war sie nach Nyborg gesegelt und vagabundierte dann einige Tage an den Ufern des langgestreckten, grünen Langeland herum.

Ihre Insassen schwelgten in Butter, Roastbeef und roter Grütze, welche drei Dinge es in der ganzen Welt nicht so gut gibt, wie auf den dänischen Inseln. In der Kombüse brachen „sieben fette Jahre" an und der Konservenschrank blieb beinahe geschlossen.

Ja, das war ein faules Schlaraffenleben gewesen, und man hatte sich vergebens ein bißchen Sturm und Unwetter gewünscht. Mit Windstärke 5 wären Willy Mammling und Robert von Hollern, ja selbst Makarie, zufrieden gewesen. Nur Sylvia Aschroth dankte ihrem Schöpfer, daß keine Gelegenheit gewesen war, ihre Seefestigkeit zu erproben.

Mit spitzer Nase, fahlen Wangen und unästhetischen Katastrophen Robert von Hollern ein Schauspiel geben — welch ein Gedanke!

Das war ihr erspart geblieben.

Sonst aber?! Hatten ihr diese Tage sonst wohl irgend etwas an Qual und schmerzlicher Seelenspannung, an immer neuen Enttäuschungen erspart?

Nichts, gar nichts.

Und sie waren doch gewesen wie eine letzte Gunst vom Schicksal. Wie eine Frist, wie die Gewährung zu vielen Möglichkeiten.

Verrannen sie resultatlos, so fielen alle Pforten der Hoffnung zu — eherne Pforten, die keine Träne, kein Sehnen wieder öffnen kann.

Und brannten nicht schon die Stunden, die Minuten?

Schon war er weit über seine Mittagshöhe vorgeschritten, dieser peinigendste von allen Tagen, folternder in seinem schnellen Dahinrinnen, als alle seine Vorgänger. Abends würde man am Ziel sein. „Lebewohl" hieß es dann!

Ja, dann Lebewohl für immer, wenn nicht noch vorher das eine, das heißersehnte Wort fiel.

Wie ruhig er dasaß! Ist das die Miene eines Mannes, der sich mit Entscheidungen über zwei Menschenleben trägt.

Nein! Sylvia gestand es sich. Nein, ganz gewiß nicht.

Und doch — hatte sie es nicht so oft in seinen Augen aufblitzen sehen? Schien es nicht unzählige Male,

als werde er jetzt, jetzt beim nächsten Herzschlag das Wort sprechen?

Das war keine Täuschung gewesen. Sylvia war völlig sicher.

Warum sprach er nicht? Hatte er alles niedergekämpft? Und wenn er das getan . . . . warum? Warum?

Schien es nicht, als seien sie von der Natur wie füreinander geschaffen? Wenn sie bei ihren Wanderungen, die sie vom Bord aus unternahmen, mit Robert von Hollern zusammengegangen war, sagte dann nicht Makarie selbst oft genug: „wie seht ihr gut zusammen aus."

Und war sie nicht ganz und gar bereit, sich unterordnend mit ihrem Wesen in das seine zu fügen? Fühlte sie sich in ihrem Herzen nicht stark und mutig genug, um selbst die Trennungen zu tragen, die sein Beruf ihr zuweilen auferlegen würde?!

Er sehnte sich nach einer Ehe, nach einer Häuslichkeit. Er sprach es oft aus.

Wie jeder Seeoffizier besaß er eine besonders reine, innige, andächtige Verehrung für die Freuden des Familienglücks, sie waren für ihn noch mit dem Nimbus der Entbehrung umgoldet. Sie würden es immer für ihn bleiben, denn er würde seine Gattin immer poesievoll, immer jugendlich-ritterlich anbeten, weil eben durch die gelegentlichen Trennungen die Liebe niemals sinken, niemals in den Kochtopf der Alltäglichkeit hinabfallen würde.

Und er fühlte, ahnte doch — mußte es fühlen, mußte es ahnen, daß sie, Sylvia, ihn liebte!

Weshalb sprach er nicht?

An Gelegenheiten, an Stimmungen dazu hatte es doch wahrlich nicht gefehlt.

Welche Stunden waren das oft gewesen . . . Behaglichkeit, Wohligkeit, Trägheit, sind das nicht die kleinen und engen Genüsse des Hauses, die Freuden der satten Menschen?

Hier waren sie bis zur Größe gesteigert gewesen! Welch ein lachendes, riesenbreites und weites Sich-Dehnen schien durch die Natur zu gehn. Immer blau und durchsichtig und durchsonnt wogte das Meer. Die Wogen rollten nicht gegen das Ufer und sie gaben sich nicht die Mühe, dort zu zerspritzen. Es schien beinahe, als bliebe jede an ihrer Stelle und wiege sich und schaukle und singe den Sonnenschein auf und lache mit ihrer Nebenwoge, her und hin, her und hin — immerfort.

Und kein roher Laut. Über der ungeheuren Fläche nur das merkwürdige Rauschen, das aus den Wassern kam. Und zuweilen in den Segeln jener dumpfe, klanglose Ton, wenn der Wind in die Leinwand blufft, um sie stärker zu blähen.

Und welche ursprüngliche, köstliche Schamlosigkeit in der Trägheit. Sie war das Recht. Sie war das Selbstverständliche.

Arbeit? Ach ja, irgendwo in der Welt schufteten sich die Menschen ab. Irgendwann einmal hatte man selber geschuftet und würde es wieder . . . Es war nur noch ein dunkles Erinnern.

In ihrer riesengroßen Prunkschaukel hatte die Natur sie aufgenommen. Wiegt euch! Sonnt euch! Immerzu. Ich schwinge euch endlos, bis die friedvolle Lust euch zu ganz stillen, ganz einfachen Menschen macht.

Zu Menschen, die natürlich mit der Natur sein, mit ihr lachen, mit ihr glühen sollen . . . . . .

Gab es in dieser trägen, brütenden Stille noch Bedenklichkeiten, Zaghaftigkeiten? Lud sie nicht ein zur Liebe, zur Leidenschaft? Reifte sie nicht auch in den Herzen Sommerglut?

Hatte nicht alles eine Stimme? Raunten nicht die durchsonnten klarblauen Wogen: Seid sorglos! Summte nicht der Wind: Liebt! Predigte nicht der Himmel: Lacht wie ich!?

Ach diese Weite, diese schimmernde, fröhliche Weite. Es war, als habe sie Arme, und man möchte sich hineinwerfen.

Und der Wunsch war so köstlich, immer weiter, immer weiter in sie hineinzudringen und mit beflügelter Schnelligkeit dahinzufliegen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber wie lahme Engelsfittiche, groß und weiß, standen die Segel . . . fast unbewegt . . . nur manchmal ging es wie ein Schlenkern durch die Leinwand, als wolle sie versuchen, sich zu rühren.

Sylvia seufzte schwer auf, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Hollern aber hörte es. Er sah sie an. Sehr ernst, sehr aufmerksam.

Und sie fühlte diesen Blick und begegnete ihm.

Eine heiße Bitte trat in ihr Auge. Sie war nicht mehr Herrin ihrer selbst. Vierzehn Tage einer verzehrenden Spannung hatten ihr die Kraft der Selbstbeherrschung geraubt. Sie errötete sehr tief.

Und wie er das sah und die Flamme in ihrem Auge, überflog auch sein Gesicht ein jähes Rot.

Der Ernst seines Ausdruckes vertiefte sich.

Er schien schmerzlich und liebevoll zugleich. Viele Herzschläge lang wurzelten so ihre Blicke ineinander.

Es war, als wolle einer den andern in stummer Bitte bezwingen.

Nur daß jeder etwas anderes erbat.

Dann seufzte Sylvia zum zweitenmal und wandte langsam das Gesicht seitwärts. Sie hatte gefühlt, daß ihre Augen sich feuchteten. Diese Träne wollte sie ihm verbergen.

In diesem Augenblicke erschien oben neben dem Fockmast ein Matrose. Auch auf seinem Trikotwams stand rot quer über der Brust der Schiffsname zu lesen. Es war ein auffallend hübscher Mensch mit glattem Gesicht und schönen Sammetaugen.

„Gnädige Frau!" sagte er.

Makarie fuhr auf, sofort völlig munter.

Es war also Essenszeit, und es hieß ein wenig die letzte Hand anlegen, trotz Peters Vortrefflichkeit.

Auch Sylvia stand auf. Die Damen pflegten, obschon Peter den Koch und Steward spielte, hausfraulich zu walten und den gedeckten Tisch wie den Inhalt der Kochtöpfe in der Kombüse ein wenig zu inspizieren.

Während draußen Willy Mammling und der Korvettenkapitän fortfuhren, den Mittagsglast des heißen Tages in schweigender Regungslosigkeit über sich ergehen zu lassen, stiegen die Damen in die Kajüte hinab, oder vielmehr sie wanden sich hinab, denn eine schlangengleiche Körperdehnung war von nöten, wenn man hinunter kommen wollte, ohne seinen Kopf zu stoßen.

Die Einteilung und Ausnutzung der unteren Räume war Willy Mammlings Stolz. Er hatte vor der „Lubina" zwei Jachten besessen und nach je zweijährigem Gebrauch wieder verkauft. Die Erfahrungen, welche ihm sein „Ägir" und danach seine „Nixe" gegeben, die Beobachtungen, die er auf den Jachten von Freunden gemacht, hatten in seinem Kopfe das Modell zu einer Idealjacht entstehen lassen. In Wintertagen fertigte er emsig und erfinderisch selbst ein Miniaturschiffchen an, um danach dann auf einer großen Hamburger Werft die „Lubina" bauen zu lassen, nicht ohne sich verbessernden Ratschlägen des Erbauers zugänglich zu zeigen.

Nun war, nach seiner Ansicht, etwas Vollkommenes erreicht. Und wenn dieser und jener Jachtbesitzer ihm das abstritt, sagte er, ihm sei das ganz egal.

In der Mitte unter dem Glasdach war der geräumige Salon. Über seinem Tisch hing von einer quer unter dem Glas sich hinziehenden Messingstange eine schwingende Lampe herab. Die beiden Längsseiten des Raumes waren von festen Sofas eingenommen, die sich nachts in zwei Betten für die Herren umwandeln ließen. Die Wand über ihnen schien mit Mahagonigetäfel sehr solide bedeckt.

Aber jede Kassettierung war eigentlich ein Schranktürchen, und dahinter verbarg sich alles, was an Bestecken, Wäsche, Geschirr, Wein, Konserven, Büchern an Bord war.

An der einen Schmalseite führte eine Tür zur kleinen Damenkajüte, die zwei Lagerstätten, Waschtische und sogar einen ganz engen Kleiderschrank hatte, den Makarie das Pennal getauft, weil er mehr einer gequetschten Röhre als gerade einem Schrank glich. Auch die Damenkajüte empfing noch Oberlicht. Ebenso das Stückchen Korridor mit der Kombüse daran am anderen Ende des Salons.

Das Ganze glich einer völlig abgeschlossenen Puppenwohnung. Vor ihr, dem Bugspriet zu, schlief die Bemannung, kochte sich dort auf einem Primuskocher ihr Essen und hatte ihre Habe verstaut. Hinter der Kajüte, dem Heck zu, lagerte alles an Vorratsgut von Stricken, Trossen, Leinen und so weiter, was der Jacht je von nöten sein konnte.

Peter war vorausgeeilt und erwartete die Damen neben dem Herdchen, wo auf einer Holzkohlenglut zwei Töpfe dampften.

In der Kajüte war schon aufgedeckt, sehr zierlich, trotzdem Gläser und Teller, von sehr dickem Glas und Steingut, mehr auf Unzerbrechlichkeit als auf Schönheit Anspruch machten. Aber die Feldblumensträuße, welche die Damen gestern gepflückt, als sie von Ristinge aus eine Partie in das südliche Langeland hineingemacht, die standen auf dem Tisch, und an die Hängelampe hatte Peter Efeuranken befestigt, die leise mit der Bewegung des Schiffes sich wiegten.

Auch stand eine Schüssel mit buntem Salat auf dem Tisch, von Kopfsalat, roten Wurzeln, Kartoffeln, Blumenkohl — Salat à la Peter, wie Mammlings ihn genannt hatten, denn dieser Salat war sein Kunstwerk und die Mayonnaise, die ihn verband, eine meisterliche Mischung.

Frau Makarie, am Herde, lobte die Bohnen, die Peter gekocht hatte, und sah nach, ob die Pellkartoffeln auch schön geplatzt waren.

Es blieb nichts mehr zu tun, als das Entrecôte auf dem Roste zu braten, während Peter die Rotweinflaschen aus dem Schrank im Salon nahm und aufzog.

Dabei unterhielt er sich fortwährend mit seiner Herrin, voll Bescheidenheit und dennoch vertraulich. Aus dem Gespräche erhellte, daß alles an Bord, ja die ganze Jacht für ihn „unser“ war. „Unsere Servietten sind alle; ich muß woll heut nachmittag waschen“ — „Unser Entrecôte ist heut fein saftig“ — „Wir müssen morgen früh in Kiel Thee kaufen, unser ist alle.“ Und Makarie lächelte immer liebevoll und sagte immer gehorsam: „Ja, Peter.“

Wie alle kinderlosen Eheleute hatten auch Mammlings die Neigung, sich ab und an einen Gegenstand für eine einseitige Zärtlichkeit auszusuchen.

Ihr Matrose Peter war ihr Günstling, ihr Stolz, Anekdoten von ihm zu erzählen, ihr Lieblingsgespräch, seine Vollkommenheit zu rühmen, ihr Genuß. Seine Briefe bewahrten sie auf und zeigten sie als humoristische Schriftstücke ihren Freunden. Peter war während seiner Dienstzeit beim damaligen Kapitänleutnant von Hollern Bursche gewesen und von diesem, mit glänzendem Zeugnis,

an Willy Mammling empfohlen worden. Das war nun drei Jahre her. Und seitdem machte Peter allwinterlich mit einem Slomandampfer zwei Fahrten nach dem Mittelmeer. Die Zwischenzeit, während welcher es sich nicht mehr lohnte, sich anheuern zu lassen, ging er auf Willy Mammlings Kosten spazieren, um vom 1. Mai bis Mitte Oktober auf der „Lubina" sich in all seinen Künsten als Seemann, Koch, Diener, Einkäufer, Vertrauensmann wieder zu bewähren.

Er war ehrlich, naiv und treu, wie nur ein Seemann sein kann, und hatte ausschließlich den Ehrgeiz, sich durch immer bessere Leistungen und immer größeren Fleiß unentbehrlich zu machen.

Während Makarie sich mit ihm unterhielt, mußte sie eigentlich neben Sylvia vorbeisprechen, denn diese lehnte in der schmalen Tür und sah zu, wie das Fleisch auf dem Rost sich bräunte.

Sylvia brannte darauf, mit ihrer Freundin allein zu sprechen. Geradeaus fragen und sagen konnte sie nichts. Aber Karie war klug. Sie erriet soviel. Sie verstand sich auf die Kunst, mit Diskretion indiskret zu sein. Vielleicht sagte sie ganz von selbst etwas, um dies unfaßliche Schweigen Roberts verständlich zu machen.

Eine Erklärung schien beinahe schon Trost. Das Unerklärliche foltert verzehnfacht. Wenn man Schmerzen zu erdulden hat, will man wissen, welches die Ursachen davon sind.

Beim simpelsten Schnupfen liegt man im Bett und denkt: ‚Wo hab' ich mir das geholt?' und ist beinahe

zufrieden, wenn man sich nachrechnen kann: da und da kam ich ja aus einer warmen Stube in Zugluft. Als ob man bei seelischen Dingen nicht ebenso den Trieb hätte, zu wissen: ‚Woher kommt das? Hab' ich was versehen? Mir unbedacht geschadet?'

Aber Makarie war viel zu sehr mit ihrer Arbeit und mit Peter beschäftigt, um auf das gespannte nervöse Gesicht der Freundin zu achten.

Endlich war alles fertig. Peter konnte die Herren rufen, Willy Mammling sein Ruder an den Bootsmann abgeben und das Essen aufgetragen werden.

Makarie und Sylvia setzten sich auf die eine Bank. Ihnen gegenüber nahmen die beiden Herren Platz.

„Ja," sagte Makarie, „heut gibt's genug, aber nicht viel. Da war nichts zu haben wie Fisch und Fleisch und Kartoffeln und Bohnen. Na, und Fisch ist uns doch 'n bißchen über geworden."

„Ganz egal," meinte ihr Mann und zerschnitt die beruhigend großen Stücke des Fleisches, aus dem der rote Saft auf die weiße, mit Petersilie umkränzte Schüssel lief.

„Robbert," sagte Frau Makarie wieder — sie sprach den Namen ihres Vetters stets aus, als werde er mit zwei b geschrieben — „Robbert, was meinst du, kommen wir hin bei der Flaute?"

Sylvia erschrak freudig. Der Gedanke war ihr noch gar nicht gekommen, daß die geringe Windstärke sie verhindern könnte, heute Kiel zu erreichen.

Hollern hatte sich gerade gegen Willy Mammling gewehrt, der ihm ein zu ungeheuerliches Stück Fleisch auf den Teller legen wollte. So antwortete er nicht gleich.

„Na — so keinen Falls. Höchstens bis untern Bülker Leuchtturm. Aber die Föhrde 'rauf nicht mehr. Da Fräulein Sylvia morgen früh ja gern nach Schwerin abreisen will, würde es ihr wohl unangenehm genug sein"

„Oh mir . . ." Sylvia wußte nicht recht, was sie zu dieser überraschenden Bemerkung sagen sollte.

Wußte er denn nicht, daß ihr jede Stunde länger wie ein Gnadengeschenk war?

Oder wollte er gar etwas derartiges von ihr hören?

Sie hatte einmal sagen hören, daß es Männer gäbe, die sich immer noch nicht trauen zu glauben, sie seien geliebt, und wenn man ihnen die Liebe noch so deutlich zeigt.

War er so einer? Durch seinen fast ausschließlichen Verkehr mit Männern, durch das Bordleben in der Meereseinsamkeit um die Fähigkeit gekommen, zu verstehen, was Frauenaugen bitten, verheißen? . . .

„Dumm," bemerkte Makarie. „Ich hatt' es mir furchtbar nett gedacht in Kiel heut abend. Ich wollt' mein Kleid anziehen, und wir hätten nach Folkers Garten gehen können. Mal 'n bißchen Militärmusik mag ich gern."

Wenn Makarie sagte: „Mein Kleid" hieß das ihre einzige, an Bord befindliche Toilette, ein sehr einfaches weißes Cheviotkleid. Bei Landpartien blieb sie in ihrem blauen, verwaschenen Leinenkittel, und wenn es regnete,

zog sie einen langen Paletot darüber, ebensolchen, wie ihr Gatte dann trug.

Kleidersorgen beschwerten das Leben dieser beiden nicht viel.

„Ja, und Sylvia ist bange, wenn wir auf See schlafen müssen," sprach Mammling.

„Aber keine Spur," versicherte sie fast beleidigt.

„Sie haben es doch 'mal gesagt."

„So? Ich erinnere mich nicht."

Hollern lächelte.

„Was wäre natürlicher bei einer jungen Dame, die ihre erste größere Jachtpartie macht!"

Eine Weile aßen sie schweigend.

„Kann aber auch sein, daß wir noch 'was kriegen. Voraus kommen Wolken am Horizont hoch, gegen den Wind," sagte der Kapitän.

„Gewitter?" fragte Makarie.

Hollern zuckte die Achseln.

Wieder schwiegen sie. Seit vierzehn Tagen hatten diese Menschen sich schon über alles aussprechen können, was sie gemeinsam interessierte. Neues hatten sie sich kaum noch mitzuteilen.

So mußte es wenigstens scheinen.

Aber die karge Unterhaltung war bei keinem von ihnen das Zeichen eingetrockneten Überdrusses, großgewordener Erschöpfung.

Sylvia saß fiebernd. Sie wartete, ob der geliebte Mann nicht einmal sein Glas besonders gegen sie erheben und ihr wenigstens mit einem Blick etwas sagen werde.

Und Robert von Hollern fühlte, daß sie wartete. Fast wurde ihm die Hand bleiern, mit der er sein Glas umschloß. Er vermied in steter Selbstbeherrschung, ihr ins Angesicht zu sehen. Er wurde noch wortkarger, weil er zu sehr bedacht bleiben wollte, harmlose Worte zu wählen.

Makarie war, seit man bei Tische saß, ganz plötzlich auch mit diesen beiden, was sie wohl denken mochten, was sie wohl heute noch einander sagen würden, beschäftigt. Sollte es wirklich möglich sein, daß Robert und Sylvia unverlobt heut abend von Bord der ‚Lubina' gingen? Aber das wäre ja doch ....

Willy Mammlings Gedanken allerdings waren auf ganz anderem Wege.

Nun schloß die diesjährige Segelzeit bald ab. In vierzehn Tagen fand das Absegeln des Kaiserlichen Jachtklubs vor Cuxhaven statt. Er wollte sowohl mit der ‚Lubina', die dann ein Freund führte, als auch mit seiner Rennjacht ‚Libelle' daran teilnehmen und hoffte, mit letzterer noch eine Siegerflagge sich zu ersegeln. Auch war dies die Gelegenheit, allen Zweiflern und Neidern zu zeigen, wie seine ‚Lubina' sich bewährt hatte mit ihrem unvergleichlichen System. Ganz im stillen brütete er über Verbesserungen und plante für den Winter die Zusammenstellung eines noch vollkommeneren Modells, worüber er aber bis jetzt nicht einmal mit seiner Karie gesprochen hatte.

So verstrich die Essensstunde. Am Schluß des Mahles trug Peter eine Obstschale auf. Die Birnen

hatte er gestern mit seiner gnädigen Frau zusammen von einer Obsthändlerin gekauft. Die Garnitur der Fruchtschale mit Kornblumen und Weizenähren war eine Überraschung von Peter.

Diese runde Anhäufung von Obst mit den überall hervorstehenden Ähren sah beinah aus wie ein Stachelschwein, das inmitten eines blauen Umkreises lag.

Aber man sah den unbändigen Stolz auf dies sein Arrangement auf Peters Antlitz.

„Das hast du sehr schön gemacht," lobte Frau Makarie bewundernd.

„Hervorragend!" bestätigte Mammling.

„Weil es doch die Henkersmahlzeit von Herrn Korvettenkapitän bei uns an Bord is," sagte Peter und sah seinen früheren Vorgesetzten mit einem Gemisch von patronisierendem Wohlwollen und unzerstörbarer Subordination an.

Hollern nickte ihm herzlich zu.

Das simple Wort aber gab Sylvia den letzten Stoß.

Ja, das Henkersmahl ihres Glücks, ihrer Hoffnungen ....

Sie erhob sich, erfaßte den Türgriff, konnte ihn nicht gleich richtig drehen und zerrte in verkehrter Richtung daran.

Schon erschütterte ein ausbrechendes Schluchzen ihren Körper .... alle sahen sie es.

Die Tür sprang auf. Sylvia hastete die Treppe hinauf ....

Sehr verlegen, bestürzt, schweigsam blieben die drei zurück.

Makarie sah, daß ihr Vetter sehr fahl wurde und in brütendem Ernst vor sich hin sah.

Willy Mammling, der ganz Ahnungslose, ermannte sich zuerst zu einer Bemerkung. Indem er sich eine Birne schälte, sprach er mit dem Tone gutmütigsten Bedauerns:

„Was hat sie denn?"

Gleich beantwortete er sich die Frage auch selbst:

„Weil sie nun für vier Wochen nach Schwerin geht, fühlte sie wohl wieder ihre Heimatlosigkeit. Na ja. Aber sie wollte doch selbst nicht weiter mit."

„Weil sie euch auch 'mal wieder 'ne Weile allein lassen will. Das ist taktvoll von ihr," sprach Hollern mit Wärme.

Makarie sah ihn wohlgefällig an. ‚Am Ende wird's doch noch,' dachte sie gleich.

„Na ja," sagte Mammling wieder, „das haben Karie und ich nu 'mal so als Tradition: den ganzen Sommer Gäste an Bord, aber die letzten vier Wochen pikfolo. Und Sylvia kommt ja wieder zu uns. Sie stört uns ja gar nicht . . . trotzdem . . ."

Er besann sich, dann setzte er hinzu:

„Bloß 'n büschen maßlos ist sie oft. Wie nu eben wieder."

„Nu ja — jeder hat seine Art. Sie ist ein hervorragendes Mädchen," sprach Makarie und dachte: ‚Jetzt muß Robbert sich äußern, jetzt muß er was sagen.'

Aber er sagte nichts. Kein Wort. Er stützte den rechten Ellbogen auf den Tisch, legte das Kinn in die Hand und fing an, mit dem Fruchtmesser, das er in seiner Linken hielt, die von der Hängelampe schwebenden

Efeuranken ins Schwingen zu bringen. Diesem seinem Spiel sah er zu, als sei es eine tiefsinnige Wichtigkeit.

Mit einem Seufzer, der ihren ungeduldigen Ärger ausdrückte, erhob sich Makarie.

„Den Kaffee oben," sagte ihr Mann bittend. Als Antwort rief Makarie, den Befehl weitergebend: „Peter, den Kaffee oben."

Peter stand in der Kombüse auch schon vor der kleinen Kaffeemaschine und beobachtete sie mit gesammelter Aufmerksamkeit.

„Und so gegen sechs rote Grütze, Peter."

„Jawohl, gnädige Frau."

Makarie stülpte wieder ihren Hut auf und ging an Deck. Nach Tisch pflegten die Damen sich vor der Kajüte auf zwei sehr niedrigen, langen Korbstühlen auszustrecken, die vorsichtshalber mit ihrer Rücklehne an die Messingstange gebunden waren, die um den Kajütenaufbau lief. Die Herren saßen wie immer auf dem Platz am Steuer, tranken den Kaffee und rauchten ihre Cigaretten.

Makarie fand Sylvia auf einem der Stühle liegen; sie hielt einen dunklen Sonnenschirm so dicht über sich, daß man von ihrem Kopf nichts sehen konnte. Aber an der Bewegung, die manchmal leise zuckend durch den ausgestreckten Körper ging, sah Makarie, daß ihre Freundin noch in den ausatmenden Erschütterungen ihrer heftigen Erregung sich befand.

‚Laß sie man erst,' dachte Makarie und streckte sich lang und faul aus, ihr Hütchen über ihr Gesicht deckend.

Viele Minuten verrannen. Endlich sagte Makarie mit dem Ton scheinbarer Unbefangenheit:

„Schade eigentlich, daß Robbert nun nach Ostasien muß. Wo er sich grad' endlich mit Willy intimer angefreundet hat! Na, er kommt ja wieder! Und ich denk' mir: dann, so nach 'ner großen Auslandsreise, wo er doch drauf rechnen kann, dann erst 'mal ein paar Jahre in Kiel zu bleiben, dann wird er auch heiraten."

Sylvia gab sich nicht die Mühe, zu antworten. Wiederkehr! Wiedersehen! Nein, in gewissem Sinne gibt es das nicht. Verpaßte Stunden, verlorene Stimmungen, zerrissene Fäden . . . Das trennt immer Menschen. Neue, Fremde, Andersgewordene sehen sich wieder. Lebt eine reiche und eine starke Seele wohl einen Tag, ohne durch innere Erlebnisse zu gehn? Formt nicht alles ein wenig den Menschen um? Ihm selbst und dem Auge Fremder unspürbar. Aber für das Auge der Liebe in feinsten, neuen Zügen und Linien doch zu erkennen.

Auseinandergehen heißt auseinanderwachsen, wenn man sich nicht durch das eine, das köstliche Band eint . . . Und selbst dann! Wie viel Gefahren!

Als Makarie keine Antwort bekam, sagte sie so vor sich hin:

„Ja, Robbert ist ein zu netter Mensch." Sie wußte als Frau, den, den man liebt, hört man immer gern loben. Damit greift man nicht vorbei.

Da Sylvia aber fortfuhr, zu schweigen, setzte die andere noch hinzu:

„Dich schätzt er ungemein. Er sagte noch vorhin, wie taktvoll du seiest."

Sylvia lachte erbittert auf.

„Sagte er das wirklich? Wie gnädig."

„Schatzi . . . wenn du den ungemütlichen Ton kriegst, bin ich immer ganz traurig für dich," sprach Makarie.

‚Nicht 'mal bitter werden soll ich,' dachte Sylvia, sich wieder tiefer unter ihren Schirm versteckend, ‚nicht 'mal bitter, wenn das Schicksal mir so mitspielt. Sind mir nicht all meine Mädchenjahre durch diesen Mann zu einer ruhelosen Zeit geworden? Hab' ich nicht auf ihn gehofft und gewartet, wie eine Närrin? Habe ich es nicht gespürt seit damals, als er vor sechs Jahren auf Karies Hochzeit mein Tischherr war, daß ich ihm nicht gleichgültig bin? Hat mich nicht damals die ganze Verwandtschaft und Freundschaft offen und versteckt, liebenswürdig und taktlos damit geneckt! Das war greulich. Es war roh. Es war ekelhaft! Aber doch! Es war ein Beweis, daß aller Augen es sahen. Daß ich mir nichts einbildete. Und dann . . . ja dann sagte Karie eines Tages dasselbe, was sie eben gesagt hat: ‚Du, ich glaub', wenn er von seiner Mittelmeerreise heimkommt, will er heiraten.' — —

Ja, damals hatte Sylvia es schon erkannt: es gibt in einem völligen und restlosen Sinn kein Wiedersehen.

Aber dann langsam, langsam verwischte sich dieser Eindruck, als habe sie ihn verloren, als sei er in einen neuen Lebensabschnitt getreten, in welchem seine Seele

kein Verlangen fand, sich mit ihr zu beschäftigen. Was erstorben schien, keimte neu. Feine Fäden spannen sich herüber und hinüber. Ihre Gedanken wuchsen fester und verlangender wieder zusammen. Jedes Begegnen war wie ein Erkennen tiefster Zusammengehörigkeit.

Und nun endlich hatte Makarie es bei ihrem Mann durchgesetzt, daß Robert von Hollern auf die ‚Lubina' eingeladen ward.

Aber auch während dieser langen, schönen Tage schwieg er.

Und daß er schweigend scheiden werde, war ihr seit heute gewiß.

Dann war es aus. Für immer und ewig. Zum zweitenmal begab sich das Wunder der Wiedererweckung scheintoter Liebe nicht.

Dann mußte sie kranken und absterben.

‚Was soll ich dann mit mir und meinem Leben anfangen!' dachte Sylvia verzweifelt.

Sie hatte ihr ganzes Dasein als Einsatz auf diese Karte gesetzt.

Verspielt!

‚Und warum? Wenn ich nur wüßte, warum?'

Er war doch kein leichter Mensch, kein Mann, der frevelhaft mit Frauenherzen experimentiert. Und er mußte sich doch klar darüber sein, daß es etwas Unausgesprochenes, Hoffnungsvolles zwischen ihnen gab. Fragen, Sehnsüchte. Ach so viel feine, leise Dinge, die man nicht nennen und sagen kann.

Und plötzlich durchfuhr ein erschreckendes Gefühl der peinlichsten Demütigung Sylvia. Sie glaubte plötzlich

zu erkennen, daß diese Dinge nicht mehr fein, nicht mehr leise seien. Daß sie sich zu sehr verraten habe, daß ihre Blicke gebettelt, ihre Tränen zu deutlich geklagt hatten.

Unter ihrem Schirm erglühte sie, zitterte, verzweifelte und dachte:

‚Hab' ich das? Hab' ich das wirklich? Dann kann ich jetzt lieber über Bord springen, als ihm noch 'mal begegnen.'

Neben ihr schrie Makarie plötzlich auf.

„Eine Brise — eine Brise!"

Zwei Schritt vom Fußende ihrer Liegestühle erhob sich der Großmast. Und das Großsegel, das seit Stunden fast eine glatte Fläche gebildet, blähte sich plötzlich. Der auffrischende Wind beulte es zu einer riesigen Mulde.

Schon schrie Willy Mammlings Kommandostimme allerlei über das Schiff.

„Den Außenklüver auf, — den Flieger auf! Klüverschott stramm! Fliegerschott stramm . . ."

Die Leute sprangen.

Makarie sah ihnen kritisch und im höchsten Interesse zu.

„Das Klüverschott stramm — stramm . . ." schrie sie und bückte sich tief seitwärts, um unter dem Großbaum des Segels hinweg die Ausführung zu beobachten.

Als alles nach Wunsch funktionierte, legte Makarie sich für ein Weilchen beruhigt wieder in ihren Korbstuhl zurück.

‚Herrgott — das arme Gör scheint noch immer nicht wieder gefaßt,' dachte sie dann, auf Sylvias Schirm sehend, dessen pralle dunkelseidene Halbwölbung noch immer den Kopf und Oberkörper der Freundin verbarg.

Es dämmerte Makarie, daß Sylvia wahrscheinlich in schrecklicher Beschämung sei wegen jenes Tränenausbruchs, der sie vom Tisch getrieben.

‚Das muß man ihr nehmen,‘ dachte die Frau liebevoll.

Während sie es nicht lassen konnte, die Segel im Auge zu behalten und auf die Leute scharf zu achten, sagte sie dann:

„Als du so wegliefst vorhin, dauerte es Willy gräßlich. Er ist so fabelhaft fein, weißt du ja. Er spürte gleich, was los sei mit dir. Das Gefühl der Heimatlosigkeit, sagte er, sollte dich nicht so erregen. Du brauchst ja nicht nach Schwerin, wenn du nicht magst, sagte Willy.“

‚So haben sie es aufgefaßt . . . so . . .‘ dachte Sylvia erleichtert.

„Ja und schon mal sagte Willy,“ fuhr Makarie in rührendem Eifer fort, „wenn du willst, kannst du gern den ganzen Winter bei uns auf Südersood sein. Du störst gar nicht, sagte er.“

In dem gefolterten Herzen des Mädchens wallte es von neuem Zorn auf. Ein kranker, bitterer Zorn . . . gegenstandslos und deshalb um so qualvoller, weil da kein Mensch war, gegen den er wüten konnte.

„Wie gut von Willy,“ murmelte sie. Aber voll Hohn dachte sie:

‚Wie liebevoll und herzlos zugleich!‘ Sie störte nicht! Störte nicht! Welches Bewußtsein, sich es schon als Verdienst anrechnen zu dürfen, wenn man nur nicht stört. Nirgends die Notwendige, die Segenbringende zu sein! Keine Pflicht haben, die sich so wichtig, so fördernd in

die Tätigkeit der andern fügte, daß jedes Getriebe stockte, wenn sie heraustrat. Nicht einmal ein Rädchen sein in einer großen Maschine. Sich schon gelobt fühlen müssen, wenn gesagt wird: man stehe dabei, ohne zu stören.

Welch ein Los!

Und wo die Möglichkeit, es sich anders zu gestalten!

Makarie schien es, als erschlaffe das Großsegel ein wenig. Wieder schrie sie.

„Das Großschott noch fester.“

Sie hockte nun seitwärts auf ihrem Liegestuhl, hielt die Hände zwischen den Knien vor sich hin gefaltet und dachte sehr stark nach.

Ihr Gewissen war bedrängt. Mit ihrem „sechsten Sinne für so was“ hatte sie das Keimen, Wachsen, Abfluten und Wiederanschwellen der Liebe zwischen Sylvia und ihrem Vetter Robert von jeher erkannt und hoffend und freudig beobachtet. Es erschien ihr sehr wünschenswert, daß aus beiden ein Paar werde. Sylvia war ihre einzige, liebste Freundin. Als ganz junges Ding war sie eine Weile heimlich mit Sylvias Bruder verlobt gewesen. Aber daß Bertie Aschroth nicht ihr Gatte geworden, erschien Makarie heut als das größte Glück ihres Lebens. Ihr Willy hatte ihn einmal „ein verrücktes Heft“ genannt. Und freien Herzens konnte sie dazu lachen. Ja, so geht es im Leben. Wer ihr das damals gesagt hätte, als Bertie und sie und Sylvia von „neuen Menschen“ und „neuen Kulturen“ phantasierten und sie zwei Mädchen in dem Jüngling einen Genius vergötterten. Die reine Kalberei. Das hatte aber keine Trennung zwischen ihr

und Sylvia herbeigeführt. Eigentlich ging es auch ganz einfach her. Willy Mammling kam und machte seinen Antrag, und Makarie nahm ihn schlankweg. So auf einmal fiel's ihr ein: auf den Primaner Heribert Aschroth konnte sie nicht warten.

Das war alles ganz gewöhnlich zugegangen. Heribert Aschroth hatte sich dann auch wirklich so entwickelt, daß sein Wesen Makarie noch nachträglich das Recht ihrer Handlungsweise gab oder zu geben schien.

Aber der Lauf ihrer eigenen Schicksale hatte in Makarie eine besondere Philosophie groß werden lassen, nämlich die elementar einfache, daß man alles gehen lassen soll, wie es gehen will.

Von dieser ihrer Philosophie war sie zu Sylvias Gunsten abgewichen.

Sie hockte da nun und machte sich Vorwürfe. Durch wieviel Äußerungen hatte sie nicht Sylvia Hoffnungen großgezogen! Und nun gar Robert für vierzehn Tage mit an Bord genommen!

Wenn das Willy wüßte! Willy liebte es aus Rivalitätsgründen nicht, einen Marineoffizier als Gast an Bord zu haben. Die Herren sprachen ihm in seine Segelei hinein. Das war ihm so aufregend.

Makarie bestimmte ihn, mit ihrem Vetter Robert eine Ausnahme zu machen.

Sie wußte ja, es würde nicht in seinem Sinne gewesen sein, wenn er die Wahrheit ahnte. Es wäre ihm als Gelegenheitsmacherei erschienen.

‚Mit Recht — mit Recht!‘ dachte Makarie sehr gedrückt.

Willy und sie waren diskret gegeneinander, soweit es die Angelegenheiten ihrer Freunde betraf.

„Männerohren soll man nicht mit Frauengeheimnissen kommen und Frauenohren nicht mit Männergeheimnissen,“ sagte Willy Mammling, „davon entstehen höchstens unkeusche Gedanken.“

So hatte er seine Frau zur Schweigsamkeit und Verschwiegenheit erzogen. Makarie würde sich vor Willy geschämt haben, ihm die unglücklichen Liebeshoffnungen ihrer Freundin zu beichten.

‚Hätte ich nur nicht Schicksal spielen wollen,‘ dachte sie reuevoll.

„Dat s-teigt bannig up,“ hörte sie Klühr jetzt zu dem Bootsmann sagen.

Ja wirklich. Vorn am Horizont war eine förmliche Wolkenbank emporgewachsen, graugelb, wie lauter ineinander verkeilte Riesenfederbetten.

Noch hatte es aber nicht die Sonnenscheibe erreicht.

Die stand, von blendendem Gefunkel umgeben, in Nachmittagshöhe am blaublanken Himmel.

Aber angesichts dieses interessanten Gewölkes hielt Makarie es nicht mehr aus. Sie mußte sich mit den Herren über die Wetteraussichten unterhalten.

„Komm,“ sagte sie.

Und Sylvia stand auf und folgte ihr. Sie hatte ganz vergessen, daß sie vorhin weinend aus der Kajüte gelaufen war.

Von den starken Erregungen, die ihr durch die Brust gestürmt, war sie ganz matt und krank.

Sie folgte der Freundin, ohne auch nur zu bemerken, daß der Boden unter ihren Füßen eine schräge Fläche bildete.

Gerade als die Damen an dem Kajütenoberbau entlang gingen, entwich plötzlich alles strahlende Licht. Die Wolken hatten sich über die Sonne geschoben. Der Wind blies schärfer, und die Jacht flog vor ihm her.

Zweites Kapitel.

Eine ganze andere Stimmung war auf einmal über alle an Bord Befindlichen gekommen. Jeder sah lebhaften Blickes und mit vergnügtem Gesicht voraus.

Unter dem von Wolken fast verhüllten Himmel hatte das Meer seine durchsichtige, prahlende Bläue verloren. Die Wogen wiegten sich auch nicht mehr spielend und scheinbar auf dem immer gleichen Flecke. Der Wind gab ihnen Richtung und Kraft. Schwerflutend, eisengrau, breiter und höher werdend, wälzten sie sich wuchtig dem Schiff voraus, das sie dennoch immer überholte.

Nun rauschte es vorn am Bugsprit alle Augenblicke hoch auf, wenn eine Riesenwelle durchschnitten ward, und die Spritzer warfen ihre Perlen naß und klatschend weithin auf das Deck.

Der Wind, wie er so in all die viele Leinwand sich hineinbeulte, pfiff und sang.

Die Wogen bekamen schaumige Köpfe. Voraus durchsetzte sich die dunkle Flutfläche mit lauter weißen, kurzen Querlinien.

Willy Mammling, ganz gesammelt, saß sehr vorübergebeugt und hielt mit seiner eisernen Faust das Ruder

umklammert. Auge und Ohr waren gespannte Aufmerksamkeit.

„Famos!" sagte Makarie einmal entzückt. Sonst schwiegen sie, wie sie am Vormittag auch meist geschwiegen hatten.

Hollern beobachtete die Segelmanöver, aber er sagte kein Wort. Nach seiner Meinung wäre es besser gewesen, den Kurs mehr südwest zu halten. Der Wind kam aus Nord-Ost und nahm entschieden eine stärkere Richtung nach Ost-Nord-Ost an. Wenn Willy so dabei blieb, kamen sie auf die Eckernförder Bucht zu, anstatt auf die Kieler. Der Korvettenkapitän hatte aber schon am ersten Tag bemerkt, daß Mammling in dieser Hinsicht eifersüchtig war.

‚Meinetwegen!' dachte er.

Sylvia kam gar nicht dazu, sich zu ängstigen. Daß in der Ferne Donner rollte, hörte sie nicht. Die immer kraftvoller anschwellenden Geräusche des Windes in den Segeln und des Rauschens der Wogen, des Aufklatschens der Wasser vorn an Deck — dies alles war ihrem Ohr so neu, daß sie dazwischen das leise Grollen nicht unterschied.

Einmal bei solchem Ton sah Makarie ihren Vetter fragend an. Der schüttelte den Kopf. Er glaubte nicht, daß es übers Wasser käme. Das Wetter stand über Holstein. Sie bekamen wahrscheinlich nichts davon.

Das freute Makarie für Sylvia.

Allein Sylvia dachte gar nicht an Gefahr. Auch in ihr hatte sich etwas Wunderbares, ihr selbst vollkommen

Unerklärliches vollzogen. Ganz unvermittelt wandte sich ihre tiefe Trostlosigkeit in frischen Mut.

Das Leben mußte ja doch noch schön werden. Und wie prachtvoll es war, so dahinzufliegen. — Mit Kraft und Trotz und Beharrlichkeit hatte schon mancher sein Schicksal bezwungen. — Königlich, wahrhaft königlich, so das Meer zu durchschneiden, mit den Engelsfittichen der weißen Segel vorwärts, durch Lüfte, über Wogen zu rauschen, als seien diese Fittiche ein Glied, ein Organ von einem selbst. — Wenn man die Hoffnung verläßt, verläßt sie uns. Noch war der Tag ja nicht zu Ende. Noch konnte er das erlösende Wort sprechen. Er, der eine, Heißbegehrte! — Wie der Wind frisch und rein und kräftig war. Man schmeckte ihn auf den Lippen, der Zunge. Man atmete ihn ein, daß er bis in die Tiefen des Körpers drang. Man bekam ein Gefühl von innerer Reinheit und Sauberkeit, das merkwürdig dem glich, das die äußere Haut wonnig überfröstelt in einem kalten Bad. — Und wie heiter und stolz der Geliebte aussah! Er schaute so befriedigt hinaus. Auf sein Element, auf sein Meer!

Sylvia phantasierte ihn sich vor. Sie sah ihn auf der Kommandobrücke. Haushohe Gischt stürzte sich weiß wie Todeslaken über das Schiff. Der Orkan brüllte. Keuchend wie ein Lebewesen kämpfte die Korvette gegen die Wogenberge. Höchste Not und Gefahr umdräute sie. Aber er, der Herrscher, der Kommandant stand in eiserner Ruhe oben. Die stürzenden Wasser rannen ab, in grünlich glasigen Strömen. Sie hatten ihn nicht von

seinem Posten zu reißen vermocht. Er stand da, ein Held und ein Mann und die Hoffnung und die Zuversicht jeden Herzens, das an Bord schlug — —

Solchen Mann zu lieben! Höchstes Glück! Seinetwegen leiden! Stolzes Verbluten!

Und von einer Ekstase erfaßt, Tränen in den Augen, rief Sylvia:

„Wie schön — wie schön!"

Was sie eigentlich meinte, wußte sie selbst nicht.

„Ja — nicht?!" bestätigte Makarie.

Robert von Hollern sah Sylvia freundlich an; er hatte ein wenig gefürchtet, sie werde nun Angstscenen machen.

Und immer schneller und mit immer schärferer Kraft die Wogen überholend und durchschneidend flog die Jacht dahin.

Sylvia fühlte sich glücklich, so glücklich, das es ihr fast das Herz zerbrach.

Der Wind wurde immer mehr ostnordöstlich.

Robert pfiff vor sich hin, um sich zum Schweigen zu bringen.

Plötzlich schrie Willy ein Kommandowort. Sofort danach machte er eine Wendung. Ein sekundenlanges Schlenkern der Segel. Und schon pfiff der Wind noch schärfer in sie hinein, und die Jacht legte sich mehr auf die Backbordseite.

Makarie sah ihren Vetter triumphierend an. Er begriff. Es war die reine Koketterie von Willy gewesen, solange den Kurs etwas zu nördlich zu halten, um dann dies kecke Manöver zu machen.

„Großartig!" sagte er, und Willy Mammlings Gesicht legte sich in lauter Falten, und lächelnd zeigte er seine weißen Zähne.

Alles dieses; die seltsame, kühne und lebenskräftige Zuversicht, die sie plötzlich so freudig gehoben; die knabenhaft liebenswürdige Zufriedenheit Willys über sein keckes Manöver mit dem Winde zu drehen, alles dieses kam Sylvia viel später ins Gedächtnis zurück und wurde ihr bedeutungsvoll.

„Nun essen wir doch noch unsere Schnitzel in Folkers Garten," sagte Makarie.

„In Kiel wird's wohl regnen."

„Na, denn in Holst's Hotel."

„Sicherlich."

Nach diesem kurzen Gespräche zwischen Makarie und Hollern schwiegen sie wieder.

Das düstere Grau des Himmels war mehr majestätisch als drohend. Hoch schob sich jagendes Gewölk ineinander, schien emporgerissen zu werden zu noch höheren Luftschichten, und alle Augenblicke war das Bild der Formen und grauen Abtönungen ein anderes.

Wie weit, wie groß der Horizont war. Und unten fern an ihm ein Schiff, ein Dampfer.

Es sah aus, als stehe er auf seinem Fleck und mache da die Bewegung eines Schaukelpferdes, nur immer auf und ab. Und seine schwarze Rauchfahne war horizontwärts hinabgewirbelt.

Robert pfiff halblaut vor sich hin. Sylvia hörte unwillkürlich zu.

Er pfiff die Washingtonpost, dann setzte er ab.

Und bald danach pfiff er noch etwas anderes. Ebenso mechanisch wie die schreckliche und doch so liebe, die banale und doch so selige Erinnerungen weckende Washingtonpost.

„Sind's deiner Seufzer Wehen,
Die mir die Segel blähen!
Wehe, wehe, mein Wind,
Wehe, ach wehe, mein Kind . . . ."

Über Sylvias Gesicht flog dunkle Röte.

Zufällig hatte auch Makarie es gehört.

Ihr kam das bekannt vor.

„Was flöt'st du da?"

Hollern war so in Gedanken gewesen, daß er sich erst besinnen mußte.

„Das Steuermannslied aus Tristan," sprach Sylvia rasch.

„So?" sagte Makarie gleichgültig. „Ich mein', der Steuermann kommt in dem Fliegenden Holländer vor."

„Auch!" bestätigte Hollern.

„Aber Makarie! Das weißt du nicht mehr? So was muß man doch wissen!" rief Sylvia.

„Warum denn?" fragte Makarie.

Was war darauf zu antworten? In diesem Augenblick war Sylvia nicht in der Stimmung.

Sie war zu sehr mit ihrer eigenen Angelegenheit beschäftigt. Und diese Frage und alles was sich daran schloß und schließen ließ, war nicht die ihre. Noch nicht.

Sie sah Robert von Hollern an. Erinnerte er sich denn nicht . . . . Mußte nicht in diesem Augenblicke ganz

deutlich jene letzte der vier Tristan-Vorstellungen vor ihm erstehen, die sie zusammen im Laufe von zwei Wintern in Berlin gesehen. Robert hatte damals ein Kommando zum Reichs-Marine-Amt und stand zwei Jahre in Berlin. Sylvia besuchte sehr oft und lange mit ihrer Mutter ihren Bruder Heribert, der in Berlin studierte. Welche Stunden hatten sie da zusammen verlebt. Eine ähnliche Freude und fast der gleiche Geschmack an Musik und bestimmte Richtungen in ihr, führte sie stets zusammen in dieselben Konzerte, in dieselben Opernvorstellungen.

Und gerade bei dieser Tristan-Vorstellung! O, sie erinnerte sich genau jeden Blickes, jeden Wortes.

Fühlte er, mußte er nicht wieder fühlen in diesem Moment, wie befangen, in wie schwüler Glücklichkeit sie damals nebeneinander heimgegangen waren? Wenn Heribert und die Mutter nicht als Zeugen gewesen wären . . . . An jenem Abend stand nichts, gar nichts zwischen ihnen. Ihre Herzen flogen zueinander. So gewiß war sie seiner gewesen, so selig gewiß . . . .

Haben Männer kein Gedächtnis?

Seines schien nicht zu erwachen.

Gleich nach Makariens phlegmatischer Frage pfiff er nochmals.

„Sind's deiner Seufzer Wehen,
Die mir die Segel blähen . . ."

Plötzlich brach er ab. Es war, als übermanne ihn eine jähe Verlegenheit.

Sylvia, deren Blicke an ihm hingen, sah es. Sie spürte den Grund. Es war ihr, als habe ihn ihr laut jemand zugerufen.

Die Worte des Liedes kamen ihm zum Bewußtsein. Diese bitterlich wehen Worte, die so hierher paßten.

„Wieviel Knoten wir wohl machen?“ fragte Makarie.

Dankbar und eifrig taxierte Hollern. Makarie meinte, es müßten mehr als sechzehn Knoten sein.

Nun fingen sie ein ganz seemännisches Gespräch an.

„Peter!“ schrie Willy Mammling. „Die Regenröcke.“

Voraus ging eine Regenböe nieder. Sehr bald würden sie sie durchschneiden.

Peter kam mit den gelben geölten Leinenröcken und half den Damen in die Überzüge, die keine Falten, sondern nur Ecken und Kanten warfen. Und gerade waren sie zugeknöpft und gerade saßen die gelblichen Südwester fest auf den Köpfen, als auch schon die Tropfen herangepeitscht kamen. Große schnell fallende Tropfen, die gegen das Ölzeug förmlich knatterten.

Makarie sah nun beinahe aus wie ein jüngerer Bruder ihres Mannes. Aber Sylvias Gesicht schien aus dem rauhen Kleid nur noch weiblicher und temperamentvoller herauszugucken. Und sie lachte den Regen und den Wind an, vergnügt, als sei das ein Schauspiel, extra für sie noch bereitet.

„Das wäre nichts für Bertie,“ sagte sie zu Makarie. „Er glaubt noch gar nicht, daß ich so seefest bin. — Ihr müßt mir ein Attest mitgeben.“

„Sie sollen ein Diplom haben,“ versprach Willy Mammling.

„Als was?“

„Na, sagen wir mal als Leicht — er Matrose.“

„Pfui, bin ich leicht?“

„Wie geht es Ihrem Bruder?“ fragte Hollern dazwischen.

„Wie soll es ihm wohl gehen? Er lebt der Ausbildung seiner Individualität,“ sagte Sylvia.

„Das heißt also: er nimmt sich zu wichtig,“ sprach Willy Mammling.

„Jeder muß doch aus sich machen, was er kann,“ meinte sie.

„Ach, was kann man denn viel,“ sagte Mammling, und setzte nach einer kurzen Pause hinzu: „Gegen die da!“

Er machte eine große, alles umschreibende Handbewegung.

Und indem Sylvia dieser seiner Bewegung mit den Augen folgte und wohl verstand, was sie sagen sollte, überlief es sie ein wenig.

Sie sah sich weit um.

Plötzlich begriff sie, daß sie ja nur auf einem Nußschälchen von Schiff saß, das durch hochgehende Wogen dahinjagte, getrieben vom pfeifenden Wind. Die Tropfen, die sie überspritzten, kamen nicht allein aus der Höhe, auch die Wogenkämme sprengten sie herein, wenn sie rauschend von den weißen Schiffsplanken durchschnitten wurden. Und welche Gewalt in der Weite des Himmels! Alle Grenzen, die dem menschlichen Gefühl beruhigenden Trost geben, die ihm wohltun, weil er wähnt, sich innerhalb ihrer nicht verlieren zu können, alle waren verwischt. Am Horizont stand ein Regenschleier und verhüllte die Küste, die bei blauer Luft schon hätte sichtbar sein müssen.

Er verhüllte auch die Linie, wo sich das Meer vom Himmel schied. Er täuschte Unendlichkeit vor.

Und die Wellen schäumten ihr entgegen, immer kühner, immer höher.

‚Ja, was kann man gegen die da' — — In dem bänglichen Gefühl, das über Sylvia kam, ward ihr auch plötzlich körperlich unfroh.

Eingedenk aller Maßregeln, mit denen man sie in den sonnigen Tagen belehrt, sah sie förmlich krampfhaft vom Wasser weg und heftete ihre Blicke auf den Kajüteneingang.

Sie ahnte nicht, daß sie blaß wurde. Hollern und Makarie wechselten Blicke.

„Ja, dein Bertie!" sagte Makarie, um ein Gespräch im Gange zu halten, das Sylvias Gedanken in Anspruch nehmen mußte. „Wenn du dir denkst, Robbert, daß er meine Backfischliebe war! Und ist doch der völligste Gegensatz zu Willy. Was er eigentlich anfängt, habe ich immer noch nicht begriffen."

„Mutter ist zu früh oder zu spät für ihn gestorben," sprach Sylvia.

„Hast du schon mal gesehen, daß ein Mensch zur rechten Zeit stirbt, für sich und die Seinen?"

„O doch. Manchmal tritt das Schicksal herein wie auf ein Stichwort."

„Nach allem was ich von Ihrem Bruder höre," sagte Hollern, „will er ja wohl zu viel. Und hat Leute als Freunde mit sich und um sich, die mit Vorsatz außerhalb der Gesellschaft bleiben, unter dem Vorwande, daß

sie ihnen nicht gut genug sei. Hinter dem Vorwand verbirgt sich meist der Wunsch, das Unkorrekte oder das Überspannte möglichst unbeobachtet zu tun."

„Herrjehs Robbert, das ist ja beinah'n Vortrag," sprach Makarie.

‚Es ist wegen Bertie! Wegen Bertie,' dachte Sylvia, und ihr Herz klopfte. ‚Er will Bertie nicht als Familienanhang haben.'

Ein feindseliges Gefühl gegen ihren Bruder wallte in ihr auf. Und doch trieb es sie, ihn in Schutz zu nehmen.

„Du meine Güte! Wie man gleich die Kritik herausfordert, wenn man ein bißchen apart lebt. Er tut doch nichts Böses! Was heißt das: außerhalb der Gesellschaft?! Er ist sich mit denen, die um ihn sind, selbst eine. Und daß er sein bißchen Vermögen anwendet, wie er tut — das ist doch seine Sache!"

„Aber ein bißchen treuer als Bruder könnte er sein," sagte Makarie, „kümmert er sich viel um dich? Und weiß doch, daß du niemand hast als ihn."

Noch gereizter antwortete Sylvia: „Der Individualismus hebt das Familiengefühl auf. Völker und Einzelmenschen kommen dabei besser vorwärts."

„Quatsch," meinte Makarie seelensruhig; „ist gerad', als hört' ich Bertie. Fang du doch bloß nicht auch noch an, um die Ecke zu denken."

„Und übrigens könnte ich ja mit Heribert leben, er hat es mir oft genug angeboten."

„Da in dem Dingsda?" fragte Willy Mammling; ihm fiel der Ort gerade nicht ein.

‚Nun, so interessant als bei euch auf Südersood ist es da auch noch. Wenigstens denken da die Menschen,‘ dachte Sylvia. Nur Roberts Gegenwart verhinderte sie, diese Bemerkung ihren Freunden an den Kopf zu werfen.

Aber Frau Makarie rief lachend:

„Schatzi, du hast eben was Hochmütiges gedacht! Das sehe ich dir an der Nasenspitze an.“

„Kann schon sein,“ gab sie halbentwaffnet zu.

„Peter soll'n Wisky bringen,“ schlug Mammling vor.

„Ein zeitgemäßer Gedanke.“

„Kinder — guckt! Der Bülker Leuchtturm.“

Hinter den grauen Schleiern von Regen und Dunst ward eine dunkle Silhouette erkennbar, die sich als langgestreckte und nur erst wenig über den Horizont sich erhebende Form auswies.

Die Küste.

Man mußte aber Makariens Falkenaugen und ihre Kenntnis haben, um da den Punkt schon zu unterscheiden, wo sich der Bülker Leuchtturm befand.

Hollern erzählte allerlei merkwürdige Geschichten von dem Instinkt der Seeleute und wie ein Matrose, der auf der Kommandobrücke sich in sternloser, stürmischer Nacht einmal bei ihm befand, das baldige Aufblinken des Leuchtturmfeuers auf eine Minute fast vorhergesagt, ohne daß er in die Karte Einsicht gehabt, und ohne daß auch nur eine Spur von Lichtschein am Horizont bemerkbar war.

Der Mann selber habe diese seine Kenntnis nicht zu erklären vermocht.

‚Ganz gewiß,‘ dachte Sylvia unterdes, ‚es ist wegen Bertie.‘

Wie sie das erbitterte.

Wenn das wäre — wie feige dann. Aber doch am Ende — als Offizier hatte er Rücksichten zu nehmen.

Was ihr Bruder auch trieb — er war und blieb doch immer Heribert Aschroth. Er konnte als Sonderling aufgefaßt werden. Ja, das begriff Sylvia. Aber kompromittierend war er denn doch nicht.

So eng dachte Robert von Hollern!

Sie zweifelte wieder, denn sie sträubte sich dagegen, ihn der Kleinheit zu beschuldigen. Und doch griff sie andererseits begierig nach dieser Erklärung. Da war dann doch der Grund, da fand doch die verzweifelte Frage eine Antwort.

‚Dann hab' ich sie beide verloren,‘ sagte sie sich.

Und ihre Seele war in heftiger Leidenschaft bereit, sich gegen beide in Schmerz und Zorn zu kehren. Sie fühlte, sie würde ihren Bruder hassen, wenn um seinetwillen der Geliebte nicht um ihre Hand warb. Sie fühlte, sie würde Robert hassen, wenn er so klein war, sich an Heriberts Schrullen zu stoßen. Sie blieb fortan ganz schweigsam. Ihre Farbe zwar kehrte in ihre Wangen zurück. Das Gefühl körperlichen Elends war ganz vergessen. Aber ihr Gesicht hatte einen trotzigen, verbitterten Ausdruck.

Robert von Hollern sah manchmal traurig in ihr Gesicht, dann blitzten ihre Augen ihn an, abwehrend und hochmütig.

Mammlings hatten nur noch Augen für die Fahrt.

Der Abend kam rascher als sonst, weil die Sonne hinter Wolken sank.

Von ihren Tagesübungen kehrten allerlei Fahrzeuge der Kriegsmarine in die Föhrde zurück. Auch kleine Handelsschiffe strebten mit günstigem Winde noch hinein. So war das Wasser ungemein belebt. Es galt aufzupassen.

Grüne und rote Lichter blitzten auf. Auch die „Lubina" setzte ihre Steuerbord- und Backbordlaternen.

Es regnete nicht mehr. Aber eine empfindliche Kühle ließ Sylvia frösteln. Sie war nicht so abgehärtet wie die Freunde.

Peter kam mit den Mänteln der Damen, und es erschien schon wie Behagen, aus den harten, knatternden Ölröcken herauszukommen.

Es wurde neun Uhr, bis sie in Kiel an der Jenssenbrücke landeten.

Der Korvettenkapitän wollte sofort in seine Wohnung gehen; er besprach mit Mammling, daß er alsbald seinen Burschen schicken werde, sein bißchen Gepäck abholen zu lassen. In einer halben Stunde würde er selbst im Hotel Holst sein.

Sylvia hatte alle Hände voll zu tun, ihre Sachen zu ordnen. Sie mußte gleich ins Hotel übersiedeln, weil die „Lubina" am anderen Morgen um sechs Uhr schon wieder zurück bis nach Holtenau wollte, um sich von da durch den Kanal schleppen zu lassen. Aber Sylvias Zug fuhr erst um neun Uhr. So hieß es für sie denn im Hotel nächtigen.

Was für ein hastiges Auseinanderlaufen das war. Aber schließlich: man sah sich wieder — in einer halben Stunde.

Mit jener ungemeinen Raschheit, die Willy Mammling jedermann in seiner Umgebung alsbald anerzog, war Sylvia fertig.

Sie gingen durch die Anlagen, an der Mauer des Schloßgartens vorbei, nach Holst's Hotel hinüber. Peter trug Sylvias Koffer hinterdrein.

Wenige Minuten später traten sie in das kleine warme, braungetäfelte Restaurationszimmer. Richtig: von Hollern saß schon in einer der kleinen Box und ließ für vier Personen decken. Er hatte auch schon ein kleines Souper bestellt und bat, daß die Herrschaften seine Gäste sein möchten.

Es war das Selbstverständlichste von der Welt. Er hatte vierzehn Tage die Gastfreundschaft von Vetter und Cousine genossen. Er erwies ihnen eine kleine, die landläufigste Aufmerksamkeit.

Aber Sylvia, die nichts mehr klar beurteilte, dachte gleich mit heißem Herzklopfen:

‚Dies ist meinetwegen.‘

Gerade kam auch schon der Bursche Hollerns mit zwei noch von Seidenpapier verhüllten Sträußen. Als Hollern sie auswickelte, kamen zwei mächtige Nelkenbüschel zum Vorschein, der eine rosa, der andere brennendrot. Er überreichte sie den Damen. Sylvia bekam den brennendroten.

Sie waren alle vier sehr heiter, und es wurde über die Herren von der „K. M." gescherzt, die an Galanterie

allen über seien. Sylvia saß mit Willy Mammling auf der einen Seite des Tisches, Robert ihr gerade gegenüber; den Nelkenstrauß vor dem Gesicht, um seinen Duft recht einzuatmen, sah Sylvia zu dem Geliebten hinüber. Ihre braunen, heißen, unruhigen Augen funkelten ihn nur so an.

Der fröhliche Übermut, der sie alle viere erfaßt hatte, war aber nur ein Aufflackern gewesen. Beim Essen und beim Wein wurden sie still. Das Gespräch floß mühsam.

Es war, als seien sie unversehens von einem Höhepunkt des Seins herabgeglitten in eine schlaffe Stimmung, in eine reizlose Niederung der Gleichgültigkeit. Sie hatten sich gar nichts zu sagen in diesen Minuten. Wie die Stumpfheit eines Katzenjammers war es beinahe.

Aber nur Sylvia empfand es, bemerkte es und bemerkte es mit Entsetzen. Sie war zu erregt, um sich den so einfachen Grund davon klar zu machen.

Mammlings und Robert von Hollern erlagen ganz einfach dem Einfluß der heißen, durchräucherten Zimmerluft, nachdem sie vierzehn Tage nur im Freien gelebt und nachdem in den letzten Stunden die herbe Frische des Oststurmes sie noch so recht durchblasen hatte. Nun legte sich die unfrische Luft lähmend und ermüdend auf ihr Wesen.

Auch waren sie von jener kurzen Nachdenklichkeit erfaßt, die alle Menschen befällt, wenn ein Erlebnis, und sei es das unscheinbarste, abgeschlossen ist.

Legt denn nur ein Leser, der ein Buch auslas, das ihn gut unterhielt, dies aus der Hand, ohne eine kleine Empfindung, als stehe er vor einer plötzlich eingetretenen Leere?

Beendet man eine Reise ohne eine leise Furcht, ob der erste Tag nach ihr auch genügenden Inhalt habe?

Ein unbewußtes, uneingestandenes Gefühl in jedem Menschen strebt nach Wiederherstellung des Gleichgewichtes, das immer in einem Augenblick von Veränderungen gefährdet scheint.

Und dann: die letzten vierzehn Tage waren sehr harmonisch gewesen. Diese gegenwärtige Stunde verhieß nichts mehr. Da schlief die Spannkraft ein, und die Gedanken wurden träge. Wozu sich also noch aufstacheln?

Man hatte sich zwei Wochen vortrefflich miteinander unterhalten. Jeder gab sein Bestes. In dieser wohligen, körperlichen Schläfrigkeit, die nun in ihnen war, kam so etwas wie Vergnügungsmüdigkeit über sie. In aller liebevollen Gesinnung, die sie füreinander hegten, sagten sie sich, daß es nun gerade genug sei, und glaubten sich völlig ausgegeben zu haben.

Diese Nüchternheit, die sich so über den kleinen Kreis gelegt hatte, vernichtete Sylvia.

Nun wußte sie es: alles war vorbei. Endlich gähnte Makarie unverhohlen und sagte, daß es wohl Zeit sein werde, wieder an Bord zu gehen und zu schlafen.

Da stand Sylvia auf. Sie wollte gute Nacht sagen und sich zurückziehen.

Im Raume saßen noch zwei, drei andere kleine Gesellschaften. Ein Tisch war eng umgeben von Marineoffizieren, die fast Schulter an Schulter mit runden Rücken und vorgeneigten Köpfen beisammensaßen und sich laut lachend und sprechend unterhielten. An einem

anderen Tisch saßen ein Herr und eine Dame mit zwei Seekadetten — zugereiste Eltern wahrscheinlich, die ihrem Sohn und seinem Crewkameraden einen guten Abend bereiteten.

Sylvia sah jeden einzelnen Menschen. Das Gesicht des Kadettenvaters und das der strahlenden Mutter, die ihrem Jungen noch mal Sekt einschenkte, hätte sie noch nach Jahr und Tag beschreiben können. Und die beiden netten, jungen Menschen, die sich nicht so recht gehen ließen, weil am Tisch gegenüber der Korvettenkapitän von Hollern saß . . . und die bläulichen Lagen von Zigarrenrauch, die zäh und kaum bewegt zwischen den braunen Scherwänden der Boxes schwebten . . . und den Kellner mit der Faust halb in der Hosentasche, aus der die schlappe Serviette herabhing . . . Alles sah Sylvia. Alles so genau, um es nie zu vergessen — —

Wenn man eine halbe Stunde auf etwas gewartet hat, und es trifft dann ein, begrüßt der Wartende es mit „schon". So sagte auch Makarie:

„Willst du schon gehen?"

Zugleich hatten sie und ihr Mann die vielleicht nur undeutliche Empfindung, daß man so langweilig nicht auseinandergehen dürfe.

Mit ein wenig krampfhafter Anstrengung belebte man allerseits noch schnell diese letzten Minuten mit Fröhlichkeit und Herzlichkeit.

„Na also: du kommst Mitte Oktober erst mal nach Südersood zurück," sagte Makarie, „du kannst ja denn mal sehen: vielleicht findest du es zum Auswachsen bei uns. Dann sagst du's offen und siehst denn wo anders zu."

„I, was sollt es ihr nicht bei uns gefallen! Sylvia hat ja Augen im Kopf und ein Herz in der Brust," meinte Willy Mammling.

„Das ist Geschmacksache," entschied Makarie. „Wir sind aber nicht übelnehmerig. Unser Leben ist nicht für jeden."

„Also ich komme, so wie wir verabredet haben," sagte Sylvia.

„Sie will nämlich absolut Pension bezahlen," wandte sich Makarie erklärend an ihren Vetter.

„Das verstehe ich," sagte er und nickte Sylvia ernst zu.

„Also prost, Sylvia! Auf unsere erste Entenjagd," rief Willy Mammling und stieß mit ihr an.

Sie hatte sich noch einmal für einen Moment auf eine Stuhlkante niedergelassen.

„Prost," sagte sie, „aber schießen lern' ich doch nicht."

Makarie wollte sich krumm lachen, wie sie sagte. Etwas nicht tun, wenn Willy wollte, daß es geschehen sollte! Das gab es nicht. Sie prophezeite Sylvia endlose Schießstunden und verhieß Robert einen Bericht darüber nach Ostasien.

„Sie fahren morgen zu ihrer Mutter?" fragte Sylvia und sah Hollern an.

„Ja, für etwa zehn Tage noch."

„Ich möcht' bloß mal Tante Hollern mit ihrem großen Jungen so still beobachten! Ich glaube, sie wickelte ihren Korvettenkapitän am liebsten in Watte. Und weißt wohl, noch, Robbert: Als ich vor drei Jahren bei euch war? Deine Mutter war entschieden immer eifersüchtig, wenn du mehr mit mir sprachst, als mit ihr."

„Ach, Unsinn!“ sagte er. Ein schönes, inniges Lächeln ging über sein Gesicht. Er dachte zärtlich an die Zärtlichkeit seiner Mutter.

Sylvia durchzuckte ein wildes Eifersuchtsgefühl.

‚Am Ende ist es wegen der Mutter,‘ dachte sie, ‚es gibt Mütter, die ihre Söhne am Heiraten hindern‘.

Zum zweitenmale stand sie auf. „Na Sylvia, Sie sind vor Müdigkeit auch nicht mehr fest auf den Füßen,“ sagte Mammling.

„Gute Nacht,“ sprach Sylvia. „Also auf Wiedersehen im Oktober. Und vielen, vielen Dank für all die schönen Tage.“

Makarie umarmte sie und gab ihr Küsse auf beide Wangen.

„Briefe schreiben ist nicht. Das weißt du ja. Meld dich also zur Zeit an. Und amüsier dich unterdes.“

Sylvia hielt den Küssen stand. Ihre Augen suchten den Geliebten.

Er wartete neben Willy Mammling, bis das Abschiednehmen an ihn kam.

Aber er vermied Sylvias Blick.

‚Sieh mich noch einmal an!‘ flehte jeder Pulsschlag, jeder bebende Nerv in ihr.

‚Geh nicht so von mir! Es ist für immer! Sage mir wenigstens noch mit einem Blick, daß es dir weh tut — auch weh — wenn gleich nicht wie mir — so tödlich weh . . .‘

Aber ihr heißes, stummes, verzweifeltes Denken blieb ohne Antwort.

„Also Fräulein Sylvia: es bleibt dabei, wir gehen zusammen auf die Entenjagd. Und famose Kameradschaft wollen wir halten. Was?“

Und Willys rötliches, bartloses Gesicht lachte in allen Falten, und die weißen Zähne glänzten.

„Auf Wiedersehen, Willy. Und auch Ihnen Dank für die schönen Tage,“ sprach Sylvia sehr langsam und sehr deutlich und schüttelte Mammling die Hand.

Ihr war wie jemanden, der sich nur mit zitternder Vorsicht bewegen darf. Da, neben ihm, gähnt ein Abgrund. Eine zu heftige Bewegung, und es folgt ein Sturz, tief, schwindelnd tief ins Dunkle . . . ins Ungewisse . . .

Ein Sturz in das Elend der Lächerlichkeit . . .

Das stumme Liebeswerben einer Frau, dem keine Antwort wird aus dem Herzen, an das es gerichtet ist . . . ja, das ist lächerlich.

Sylvia nahm sich zusammen.

‚Nicht weinen,‘ dachte sie. ‚Nur nicht wieder weinen.‘

„Leben sie wohl,“ sprach sie, auch so sehr langsam und so sehr deutlich, wie sie zu Willy gesprochen, „ich wünsche Ihnen eine glückliche und interessante Reise.“

Sie reichte ihm die Hand.

Sie sah ihn an.

Einen Herzschlag lang trafen sich ihre Blicke . . .

Was stand in den seinen? Vorwurf? Klage? Bitte?

Keine Zeit das zu ergründen.

„Leben Sie wohl,“ sprach er sehr leise. Ein banaler Händedruck . . . vor zwei Dutzend fremder Zeugen . . . im Qualm eines von Weindünsten und Hitze schwülen Raumes . . .

Das war das Ende — das Ende? Sylvia ging hinaus. Aufrecht und mit einem an ihr ungewohnten, gemessenen Schritt.

Fast wie ein Betrunkener, der nur ja steif und gerade auf der Linie bleibt, damit kein Zeuge daherkommen kann und sagen: du hast gewankt.

Der Kellner riß vor ihr die Tür auf. Robert von Hollern stand auf und sah vor sich nieder.

„Gehen wir nun auch?“ fragte Makarie. „Natürlich,“ sagte ihr Mann.

Robert begleitete das Ehepaar noch hinüber zur Jenssenbrücke. Mammling setzte ihm auseinander, daß sie mit der „Lubina“ noch ein bißchen nach Helgoland herauf wollten, um zum Absegeln wieder in Cuxhaven zu sein und danach als Schluß eine kleine Tour nach den friesischen Inseln zu machen.

Robert hatte noch kein Wort gesprochen.

Und da hielt Makarie es nicht mehr aus. Alle ihre reuevollen und besorgten Gedanken waren mit einem Schlage wieder in ihr erwacht, als sie diese beiden Menschen so mit kühlen Mienen und erblaßten Gesichtern auseinander gehen sah.

Nun wollte sie doch einen Blick zu gewinnen trachten auf das, was vorging. Ihr persönlich war jede Unklarheit etwas Fürchterliches. Und in diesem Fall begehrte sie nach einer Entlastung. Sie fühlte sich etwas schuldig.

Sie nahm Roberts Arm und zögerte mit ihren Schritten, so daß ihr Mann etwas vorauskam.

„Du denkst an Sylvia?“ fragte sie flüsternd und in Angst, daß Willy etwas hören könne.

Es war so schrecklich indiskret, dies zu fragen. Sie wußte es wohl.

Der Mann fuhr zusammen. Die Frage berührte ihn in diesem Augenblicke zu tief. Sein Herz war zu erregt, um kalt und abweisend zu bleiben.

Dennoch aber, aus der Gewohnheit seines verschlossenen Wesens heraus, bemühte er sich, einen ruhigen Ton anzunehmen, einen Ton warmer Freundschaft, nur — nicht mehr; bemühte sich, die andere glauben zu machen, als stehe er in keinem Zwiespalt. Seine Worte sollten kein Geständnis sein.

„Sylvia Aschroth,“ sagte er, „ist ein ungewöhnliches Mädchen. Warmherzig, intelligent, schön. Aber jedesmal, wenn man sie sieht, scheint sie eine andere. An einem Tag, in einer Stunde wechseln die verschiedensten Stimmungen durch sie hin. Gewiß ein Beweis, daß sie, trotz ihrer Vierundzwanzig, noch im Werden ist. Für einen Mann, der Zeit hat, müßte es eine reizvolle Aufgabe sein, sie zu erziehen, sie zur inneren Festigkeit zu führen — —“

Er vergaß, daß eine Frau seine Zuhörerin war. Makarie verstand auf der Stelle alles und hörte zwischen seinen Worten auch die unausgesprochenen Gedanken.

Er, der Mann, den ein ernster und gefahrvoller Beruf oft und oft von seinem Weibe fern halten würde, er konnte sich keine Gefährtin wählen, der er nicht vertraute, mit der er noch ringen und kämpfen mußte.

Seine Aufgabe konnte, durfte es nicht sein, eine unruhevolle Seele zur Klärung zu führen.

Auch um dieser Seele willen nicht. Denn wenn sie einmal sein war, durfte er sie keinen Gefahren mehr aussetzen.

Sein ganzes, künftiges Leben würde nur noch ein Kampf zwischen zwei Pflichten sein: zwischen denen gegen seinen Beruf und denen gegen sein Weib.

Es gibt Frauen, die immer mit starker Hand gehalten werden müssen, wenn sie sicher und recht ihren Weg daher schreiten sollen.

Ja, so eine war in seinen Augen Sylvia. Und er konnte sie nicht immer an seiner Hand halten — —

Makarie begriff alles. Sie drückte den Arm ihres Vetters, den sie in diesem Augenblick besonders lieb hatte.

Wie mußte ihm ums Herz sein. Gewiß, er litt, auch für sie, die er mit begehrenden Sinnen verschmähte.

Durch das zarte Schweigen und den liebevollen Druck ließ sich der Mann noch weiter führen.

„Meine gute Mutter ist so einsam. Wenn ich Sylvia hätte bitten können, da sie doch so heimatlos und zwecklos dahin lebt, zu meiner Mutter zu ziehen, während dieser beiden Jahre . . . Aber es hätte nur zu Kämpfen geführt. Sie würden sich nicht verstanden haben, diese beiden Frauen . . ."

‚Arme Sylvia,' dachte Makarie, ‚also du selbst, du ganz allein bist die Zerstörerin deines Glückes gewesen.'

Aber nebenbei war es ihr doch recht lieb, daß nicht ihre Gelegenheitsmacherei von Robert durchschaut worden war und ihn zurückgeschreckt hatte.

„Karie," fragte er leise, „glaubst du, daß sie jemals lernen wird, sich zu beherrschen?"

„Gott — Robbert — weißt du, für'n impulsiven Menschen ist das ja gräßlich schwer. Und das Impulsive ist andererseits doch auch was Famoses."

„Sagt mal, was redet ihr denn da noch so geheim?" fragte Willy und kam auf der Brücke wieder zurückgegangen bis zu den beiden, die am Ufer noch stehen geblieben waren.

„Ich sprach mit Robbert davon, ob er nicht heiraten will," sagte Makarie rasch und keck, um weder zu lügen noch die genaue Wahrheit zu sagen.

„Das laß doch seine Sorge sein. Na, also adjüs, Robert. Oder kommst du noch zum Schlummerpunsch mit an Bord? Nein. Na dann fare well und glückliche Fahrt und Heimkehr. Wenn du wiederkommst, hab' ich noch was Perfekteres als die ‚Lubina' — sollst Augen machen."

Die Männer schüttelten sich die Hände.

Makarie aber, in einer Aufwallung großer Zärtlichkeit, umhalste ihren Vetter und hatte an seinem Mantelschloß, gegen das sie ihr Gesicht drückte, sogar nasse Augen.

„Fahr glücklich, lieber Robbert," schluchzte sie, „und ich besuche auch deine Mutter mal."

„Na nu?" sagte Willy.

„Ja, man kann doch nie wissen . . ." fuhr Makarie unter Tränen fort.

„Hör mal, mach ihn nicht wehleidig. Und nicht abergläubisch. Du siehst ihn nach zwei Jahren wieder."

— — — — — — — — — — — — — — —

Sylvia, in ihrem Bette, hatte keine Tränen.

Sie lag und starrte auf die Fenster, durch deren weiße, zugezogene Stores von dichtem Stoff ein gelbes Licht schimmerte und die ganze Stube matt erhellte.

Sie dachte und dachte . . .

Also aus — vorbei! Sechs Jahre der Liebe, sechs Jahre der Hoffnung! Und dann ein kühles Lebewohl!

Wie niederdrückend gewöhnlich war der Verlauf dieser letzten Stunde zwischen ihnen.

Ihre hochgespannte Seele war für eine Katastrophe voll Schmerz oder voll Jubel bereit gewesen.

Daß sich nichts ereignet hatte, als die alltäglichsten Begebenheiten, erschien ihr wie eine Schmach, wie eine Entweihung.

Sie begriff ja ganz gut: alle waren müde gewesen, müde von der Luft, von der Fahrt, müde auch vom vielen, ausschließlichen Zusammensein.

Auch an Bord hatte es dann und wann solche Abendstunden voll Erschlaffung gegeben. Aber der andere Morgen glich stets alles aus. Mit der neuen Sonne kam neue Frische.

Nun gab es kein Verwischen und kein Vergessen mehr. Diese elende kleine letzte Stunde war der bleibende Eindruck.

Dies die Erinnerung, die für ihn und sie an der Schwelle des neuen Lebens stehen blieb!

Wenn der Scheidende die ganze Wonne des Grams beim Abschied auskosten kann, versöhnt er nicht dann schon durch die Größe und den Schmerz der Gefühle, die er auslöst?!

Verzehnfachte Not des Scheidens leidet, wer in Kleinheit scheidet . . .

So konnten all diese Jahre enden? Dies der Schluß ihres hohen Inhalts sein?

Und was nun?

Sechs Jahre lang hatte Sylvia des Glaubens gelebt, daß ihre Liebe zum Ziele führen müsse.

Sie hatte endlich vor vierzehn Tagen das Schiff betreten in der seligen Gewißheit, es als des Geliebten Braut zu verlassen.

Sie sah sich ihres ganzen Lebensinhaltes beraubt. Ihre Zukunft war leer, ganz leer.

Nicht wohlhabend genug, um sich die Tage mit Kunst- und Reisegenüssen nach Belieben auszufüllen, doch nicht so arm, um auf den Broterwerb angewiesen zu sein — —

Nicht mehr jung genug, um voller Mut und Illusionen etwa einen Beruf zu ergreifen, und doch zu jung, um schon sicher und reif ein Leben ohne einen solchen sich gestalten zu können. — —

Nicht nach einer Richtung hin entschieden genug begabt, um sich einer Kunst weihen zu können und doch voll reicher und heißer Interessen an allem, was schön, groß, werdend war — — —

Nur ein Durchschnittslos das ihre. Nur ein Durchschnittswesen das ihre.

Und doch: wer hält sich so gering, daß er sich nicht für wert deuchte, aus dem alltäglichen Gleichmaß seines Lebens emporgehoben zu werden zu Höhen . . .

Wo waren solche? Gab es sie?

Sylvia hatte gewähnt, durch die Liebe, durch die Ehe mit dem Geliebten hinangeführt zu werden.

‚Was soll ich mit mir anfangen?‘ dachte sie verzweifelt.

Und warum dieser bittere Ausgang?

Stieß er sich an ihren Bruder und dessen Art?

Oder war es wegen seiner Mutter?

Empört kehrten sich ihre Gedanken gegen beide.

Und kein leises Ahnen, kein fernstes Erkennen zeigte ihr die Wahrheit.

Sie dachte an die beiden Männer zurück, die sie im Laufe der Zeit um Roberts willen von sich gewiesen hatte.

Sie rechnete ihm das nun auch noch wie eine Schuld an. Wie ein Opfer, ihm gebracht und von ihm nicht gewürdigt und nicht belohnt.

Ihre ganze leidenschaftliche Natur war in Aufruhr.

Sie fühlte sich grausam betrogen und fand in sich keine anderen Waffen als den Trotz.

Aber sie glaubte, daß das gute Waffen seien und daß man auch mit ihnen ein Glück sich erkämpfen könne.

Und das wollte sie! Dennoch, dennoch! Der Mann, der sie verschmäht, sollte gestraft werden.

Die Reue, sie verschmäht zu haben — — das war die rechte Strafe.

Der Tag sollte kommen, an dem sie vor ihm prunkte und prahlte: siehe, wie ist mein Leben so reich und so stolz, auch ohne dich.

Drittes Kapitel.

Sylvia sah, ihren Hut mit der Linken festhaltend, die Rechte auf der Rahmenkante des fast ganz niedergelassenen Fensters, weit den Kopf hinausreckend, nach ihrem Bruder.

Es standen nur wenige Menschen in der Bahnhofshalle. Zwischen diesen erkannte Sylvia ihn schon von weitem.

Ihr Herz klopfte. Es war aber mehr eine wehmütige, als eine freudige Erregung.

Das war nun der einzige Mensch auf der Welt, an den sie ein Recht hatte. Und wie sie ihn da so stehen sah, erschien er ihr fast wie ein Fremder.

Aschroth, der auch seinerseits dem kommenden Zuge sehr aufmerksam entgegengesehen, entdeckte in der Fensterreihe, die nun von der fauchenden Lokomotive herangezogen und den Wartenden gleichsam vorgeführt wurde, seine Schwester. Sie fuhr ihm vorbei; ihr Wagen war vorn im Zuge und rollte mit dessen Spitze bis an das andere Ende des Bahnsteiges.

So im Vorübergleiten winkte sie ihm zu. Und er ging am Leibe der Wagenschlange entlang, ihrem Kopfe zu.

Sylvia war schneller als ihr Bruder. Er kam nicht dazu, ihr aus dem Coupee zu helfen.

Sie lief ihm schon entgegen und warf sich in seine Arme.

„Bertie, Bertie!“ rief sie und brach in Tränen aus.

„Aber Sylvia! Immer noch so exaltiert! Nun ... nun,“ er drückte sie liebevoll an sich, um durch Gebärden zu zeigen, daß seine Bemerkung kein Tadel sein sollte.

„Mein Gepäckschein,“ sagte sie dann, noch weinend.

„Komm zur Droschke.“

Sylvia ging verschüchtert neben ihm her. Sie fühlte sich so unfrei, wie man es niemals Freunden gegenüber sein kann, sondern nur Blutsverwandten, mit denen man keine Lebensgemeinschaft mehr hat.

‚Was soll ich hier? Was sollen Bertie und ich miteinander anfangen.‘

Seit zwei Jahren hatten sie nur durch karge Briefe miteinander verkehrt.

Nun war Sylvia gekommen, weil Bertie sie aufgefordert hatte.

„Wollen wir nicht den Versuch machen, ob in meiner jetzigen und in deiner jetzigen Entwickelungsphase neue Verknüpfungen zwischen dir und mir möglich sind? Den Versuch sind wir immer dem Andenken unserer gemeinsamen Mutter schuldig. Auch, ihn von Zeit zu Zeit zu wiederholen, wenn er diesmal mißglückt.“

So hatte er ihr geschrieben. Makarie fand dies einfach überspannt.

Ein Ton einfacher Wärme wäre auch Sylvia lieber gewesen.

Aber sie sagte zu, besonders auch weil sie während der Zusage noch in der heißen Hoffnung lebte, diesen Besuch bei Heribert als Braut ausführen zu können. Es erschien ihr Pflicht, ehe sie ihr ganzes Leben dem Geliebten gab, noch einmal ihrem Bruder eine kurze Zeit sich zu widmen.

Ganz im Untergrund war auch noch der Vorsatz dabei gewesen, während dieser Zeit möglichst auf Bertie einzuwirken, daß er „was Vernünftiges“ beginne. Sie fühlte und wußte ja, daß Robert ihres Bruders Leben abfällig beurteilte. Das war ihr peinlich. Ganz naiv erhob sie den Anspruch, daß ihr Bruder sein ganzes Dasein umkremple, nur um ihrer Heirat und einiger damit verknüpfter Rücksichten wegen.

Das war unnötig geworden. Und sie sah es auch auf den ersten Blick: Sie würde sich doch nie mit Beeinflussungsversuchen an Bertie herangetraut haben.

Wie sie dann miteinander im Wagen saßen und durch die stillen Straßen Schwerins fuhren, schweigend und nachdenklich, betrachtete Sylvia ihren Bruder genau.

Er war ein schöner Mann und so ganz, ganz anders wie Robert von Hollern oder Willy Mammling, obschon die Gestalt in ihrer schlanken Größe wohl ein wenig derjenigen Willys ähneln mochte.

Berties Gesicht war, wie bei den meisten dunkelhaarigen Menschen, farblos. Sein Schnurrbart ein wenig emporgebürstet. Sein Kinn wie aus Eisen und dennoch vom feinsten Schnitt, wie auch das ganze, ovale Gesicht edle Formen zeigte. Der Mund war sehr fest geschlossen, es schien beinahe, als seien die Lippen zu stramm über

die Zähne gespannt. Dies gab ihm einen Ausdruck von stolzer, abweisender Zurückhaltung, zu welcher auch die sehr aufrechte Haltung des Kopfes paßte. Er hatte große dunkle Augen von unbestimmter Farbe.

Sehr fiel auch Sylvia die ausnehmende Eleganz seiner Kleidung auf. Unter seinem langen, hellbraunen Überzieher, den er im Wagen aufknöpfte, weil er irgend etwas in der inneren Brusttasche zu suchen schien, ward ein schwarzer Gehrock von Biedermeierschnitt sichtbar. Auch trug er ein Halstuch im gleichen Geschmack und von einem schwarzen Seidenstoffe.

Der Septembertag war nicht goldenblau. Man sah an der schwarzen Feuchtigkeit der Erde, daß es auch hier gestern sehr geregnet haben mußte.

Sie fuhren über den Platz vor dem Schlosse. Der köstliche Bau, der, königlich und zierlich zugleich, sich weiß und stolz vor dem mattblanken Hintergrund des Sees erhob, entlockte Sylvia einen bewundernden Ausruf.

Unter dem lichtgrauen Himmel lag die Landschaft in einer halb lächelnden, verschämten Wehmut.

Da war irgendwo als weißes Licht hinter hartnäckigen und gleichfarbigen Dünsten, die in ununterbrochenem Einerlei den Himmel deckten, die Sonne. Dadurch sah es aus, als sei der ganze Himmel eine steile Wand von Weißblech. Man konnte nicht hinsehen, so blendete es.

Um den Fuß des ragenden Schlosses schmiegte sich das Grün und Gelb der Bäume und Büsche des kleinen Gartens, der vom See an zwei Seiten bespült ward.

Die Fahrstraße zog sich dann am See entlang unter den Ausläufern eines Waldes, an dessen Saum sich eine Reihe von Häusern in Gärten, die ihnen Umkreis und Einsamkeit gaben, angesiedelt.

Links breitete sich der See; da keine Himmelsbläue sich in ihm spiegelte, erschien der Glanz seiner Flutfläche gedämpft und wo eine Bewegung sie krauste, von weißlichen Lichtern überflirrt. Jenseits, fern, sah man lilagrau ein waldiges Ufer.

Sehr hell und sehr still lag die Gegend in dieser farblosen und doch grellen Beleuchtung.

„Und Makarie?" fragte der Mann plötzlich.

„Ganz Sport, ganz Natur. Liest nichts mehr, weiß nichts mehr — aus allem 'raus. Sonst aber die Alte: klug und ein frischer Mensch."

„Und ihr Willy?"

„Ich weiß immer noch nicht, ob tief oder platt."

„Aber du magst ihn und willst wieder zu ihnen?"

„Irgendwo muß ich doch bleiben. Und die beiden Mammlings sind so gerade. Das sind sie jedenfalls. Deshalb lebt es sich für mich gut mit ihnen. Ich brauch' Menschen, die mir so wie von selbst was Sicheres geben," sagte Sylvia.

„Dessen sollte man nie bedürfen. Auch du brauchst wahrscheinlich nur einen Inhalt, um für dich allein Sicherheiten zu haben," sprach er lebhaft.

„Inhalt! Jawohl! Schaff dir mal den als Mädchen an, wo du fein still halten mußt und warten, ob's Glück kommt oder vorbeispaziert," rief Sylvia beinahe voll Hohn.

„Du hast eine Enttäuschung hinter dir?" fragte er und sah sie aufmerksam an.

Sie wandte heftig den Kopf zur Seite, um ihm die Tränen zu verbergen, die ihr sofort in die Augen schossen.

„Nun," sagte er, „auch Verluste bereichern." Sylvia zwang sich fest zu sein. Sie schluckte die Tränen herunter.

„Dein Haus ist aber weit draußen."

„Ja, gottlob. Aber du mußt dich doch erinnern ... Wir waren als Kinder mit Mutter doch mal zum Besuch bei Onkel und Tante Aschroth."

„Ach, das ist so lange her."

Und wieder nach einer kleinen Pause sagte Sylvia: „Ich will dir nur offen gestehn: Karie und ich, wir begriffen es nicht, daß du dies Haus nicht lieber verkauft hast. Es war ja sehr nett von dir, bei der Erbschaft von Tante, mir das Kapital zukommen zu lassen und für deinen Anteil das Haus zu nehmen. Aber du gehörst doch wohl eigentlich nach Berlin oder München."

„Dies war mir und meinen Freunden gerade recht so. Für uns ist es egal, wo wir leben. Wir haben nur eine Forderung an das Dasein: daß es uns Möglichkeiten zur Konzentration gewähre. Wir leben fern von der Großstadt viel intensiver und haben mehr Überblick."

„Ach Gott — ich bin ein bißchen bange," sagte sie.

„Es handelt sich ja um einen Versuch," sprach er ruhig, „warum da Furcht? Findest du nichts bei uns, gehst du, findest du alles, bleibst du."

„Da sind wir — da sind wir. Es ist das Haus, ich erkenne es wieder," rief Sylvia plötzlich, so fröhlich

über die Tatsache, daß eine Kindheitserinnerung unerlöscht doch in ihr fortlebte.

Der Wagen hielt. Ein niederes Gartengitter zog sich an der Straße hin. Dahinter, von dichten Gebüschen und hohen Bäumen sehr traulich umgeben, stand ein Haus, ein weißer Bau mit fünf Fenster Front im ersten Stock und einer Haustür zwischen je zwei Fenstern im Erdgeschoß. Aus dem grauen Dach, das wie ein kantiger Kastendeckel darauf saß, erhob sich in der Mitte ein Erker mit geschweiftem Giebel.

Während Heribert den Kutscher bezahlte und ihn ersuchte, den Koffer in das Haus zu tragen, ging Sylvia langsam durch den Vorgarten. Sie sah über alle Fenster hin.

Oben hinter den Scheiben des Giebelfensters schienen dunkelbunte Vorhänge zu hängen, wenigstens bemerkte man an beiden Seiten lauter übereinander sich hinziehende gelbe Querstreifen. Es sah beinah aus wie zwei schmale Leitern.

Die Fenster des ersten Stockwerkes waren alle fünf mit klar und dicht gestreiften weißgelben Stores ganz verhängt.

Bewegte sich aber nicht am letzten Fenster dieser weiße Stoff? Als sähe jemand dahinter auf die Ankommende?

Und unten hatten die Fenster rechts lila Gardinen, und die links waren so hergerichtet wie die oben.

‚Wenn ich doch Bertie für mich allein hätte!' dachte Sylvia.

Er kam ihr schon nach.

„Wir wohnen unten. Im ersten Stockwerk wohnt Contil mit seiner Frau. Oben Konrad Brügge. Paulette

freut sich schon auf dich. Sie war so allein unter uns Männern."

Heribert brachte sie in ihr Zimmer. Es lag nach hinten und hatte eine Aussicht in so viel Grün, daß es fast melancholisch wirkte, um so mehr, als das Grün schon glanzlos und von gelben Blättern durchsetzt war.

„Ich schlafe nebenan, nach vorn. Gegenüber am Flur ist mein Arbeits- und das Eßzimmer. Ersteres darfst du nie betreten, es sei denn, ich lüde dich ein. Heut bitt ich dich darum. Wir werden drüben gemeinsam mit den Freunden den ersten Abend verleben."

Sylvia nickte. Aber als sie allein war, seufzte sie schwer. Sie ertappte sich darauf, daß ein Heimwehgefühl sie zu Willy und Makarie zog. Bei denen war alles viel einfacher zugegangen. Bertie kam ihr so ceremoniös vor.

Mit ihrem Zimmer war sie zufrieden. Sie hatte seit zwei Jahren ausschließlich in Pensionen gelebt und zwar in möglichst billigen, um mehr Geld für ihre Kleidung und Kunstgenüsse zu erübrigen. Da war sie etwas gewohnt worden an Zusammenstellungen von altershäßlichen Sofas und Stühlen und abgebrauchten Tischdecken und Teppichen.

Hier war alles neu. Zwar sehr einfach, aber dabei von überraschender Zweckmäßigkeit und Linienschönheit. Diese tannenen Möbel waren gewiß keine gewöhnliche Tischlerarbeit.

Sylvia wunderte sich über diese Neuheit. Bertie hatte aus dem mütterlichen Nachlaß und dem der Vor-

besitzer dieses Hauses doch allerlei Gerät bekommen. Und man stopft das Fremdenzimmer doch am ehesten voll mit Möbeln, die für die Wohnräume nicht mehr gut sind.

Hinten im Garten, der übrigens nicht sehr tief war und den ein hoher Drahtzaun von einem Erlengehölz schied, erhob sich ein scheunenartiger Bau. Er stand in einer Ecke und war zum Teil von Gebüsch verdeckt. Auch legten sich die hängenden Zweige einer Birke wie Stricke, die keine Freiheit zum Ausbaumeln haben, auf das Dach.

Wie kahl war sie schon, diese Birke. Goldpünktchen gleich durchsprenkelte noch ihr Gezweig etwas gelbes Blattwerk.

Sylvia stand und sann, ob dieser kleine Bau dort wohl schon immer gewesen sei. Sie fand sein Bild nicht in ihrem Gedächtnis.

Und jetzt kam jemand von dort hergegangen. Ein sehr großer, ungewöhnlich breitschulteriger Mann. Da der Weg zwischen den Gebüschen sehr schmal sich hervorwand, schien es fast, als breche sich dieser Mann seine Bahn durch das Gezweig.

Der Mann war blond, und eine trotzige kurze Lockenwirrnis bedeckte seinen Schädel.

Sylvia sah auch, daß er einen blonden Bart auf Lippe und Kinn trug.

Und dann mit einem Mal sah sie, daß dieser Mann sie am Fenster entdeckte.

Er grüßte winkend mit der Hand, als seien sie alte Bekannte.

Hinter sich hörte sie Geräusch.

Eine ältere Frau, mit einem stillen, wehleidigen Gesicht, im schwarzen Kleid mit weißer Schürze und einem Theebrett in der Hand, war hereingekommen.

„Der Herr meint, das Fräulein möchten vielleicht Thee. Wir essen erst in einer Stunde."

„Sie sind meines Bruders Haushälterin?" fragte Sylvia.

„Ich bin alles in allem. Es wäre ja nicht zu viel, bloß so ein Herr. Aber die anderen Herrschaften machen auch Arbeit, sie sind ja meist abends hier unten."

„Ich werde Ihnen helfen, solange ich hier bin. Wie heißen Sie?" fragte Sylvia und goß sich schon Thee ein.

„Ich bin die Schubergen. Bei der seligen Frau Tante hab' ich auch schon manchmal ausgeholfen. Ja, das war'n ander Art Schlag, die selige Aschroth."

Sylvia hörte eine kritisierende Unzufriedenheit mit ihrem Bruder aus dieser Bemerkung. Wie gern hätte sie gefragt! Aber das ging ja wirklich nicht an.

„Na Schubergen, wenn Sie denn so'n altes Familienstück sind, dann woll'n wir nur gute Freundschaft halten. Ich werde Ihre Arbeit nicht vergrößern. Ich bin gewohnt, mich selbst zu bedienen," sagte Sylvia leutselig.

Über das wehleidige Gesicht ging ein Schimmer von Freundlichkeit.

„Ach, das bißchen Arbeit! Es geht ja gleich flinker, wenn man mal'n Wort reden darf."

„Das mag mein Bruder wohl nicht haben?" fragte Sylvia lächelnd.

„Immer still und sachte muß es sein, Fräulein, man is doch auch'n Mensch! Aber die anderen Herrschaften sind auch so: nich'n Wort wird einem gegönnt. Wenn ich bei Welsche diente oder bei Russen, könnt's nicht fremder zugehen. Als wenn ich Luft bin."

„Sag'n Sie mal, Schubergen, wo hat mein Bruder denn die Möbel von Onkel und Tante und von Mutter?" fragte Sylvia.

‚Nach so was kann ich ja fragen,' dachte sie.

„Verkauft. Allens. Es fiel den Herren auf die Nerven, sagt' er. Und da war doch die schöne grüne Plüschgarnitur von den seligen Herrschaften bei. Eine Sünde war das. Hundert und drei Mark sind für gekommen."

„So, so. Nun jeder hat seinen Geschmack. Also in einer Stunde wird gegessen?"

Frau Schuberg fühlte sich entlassen.

Als Sylvia allein war, fiel ihr ein, daß sie vergessen hatte, nach dem großen, blonden Mann zu fragen.

Sie packte aus. Währenddem brach schon die Dämmerung herein.

Gestern, als der Tag im grauen Ängsten langsam starb, gestern um diese Zeit war sie noch mit dem Geliebten zusammen gewesen.

Vor vierundzwanzig Stunden! Wie war das zu glauben!

Kann eine so kurze Zeit schon das Gefühl einer langen Trennung herbeiführen?

Ihr schien, als habe sie ihn seit einem Menschenalter nicht gesehen, ihn seit Jahren schon verloren.

Wenn sich in der Empfindung schon vierundzwanzig Stunden so dehnen konnten, was würde dann die Zukunft erst bringen an Trennungsweh und Verlustgefühl?

Unter solchen Gedanken zog sie sich um.

Wenn sie an Bord mit ihren zwei, drei simplen Fähnchen, die sie dort hatte, sich ankleidete, wühlte sie unschlüssig herum zwischen Gürteln und Schleifen. Ihr schien an der Kleidsamkeit eines Halskragens, an der Schönheit einer Gürtelschnalle ihr ganzes Aussehen zu hängen. Sie war bestrebt, jeden Tag durch eine kleine Veränderung neuen Reiz in ihre Kleidung zu bringen, denn Robert hatte einmal gesagt, daß Makarie mit ihrer Schmucklosigkeit und Einförmigkeit bis über die Grenzen des einer Frau Erlaubten gehe.

Heute zerbrach sie sich nicht den Kopf. Da war niemand, für den es ihr wichtig war, sich zu schmücken. Flüchtig dachte sie, daß ein weißwollenes Kleid immer passe, zog es an und sah nicht einmal in den Spiegel.

‚Ob ich nun zu Bertie hinübergehe? Ach was, er ist doch mein leiblicher Bruder. Ich will lieber nichts steif und wichtig nehmen.‘

Sie ging über den nun erhellten Flur und öffnete schlankweg die Tür, welche sich ihrem Zimmer gegenüber befand.

Sie kam in einen nur matt erhellten Raum; ein kleines Lämpchen hinter bunter, kaum durchsichtiger Kuppel mit winziger Flamme brennend, stand auf dem Tisch. Aber dennoch sah Sylvia, daß hier für mehrere Personen gedeckt war, daß ein Überfluß von herbstfarbigen Laub-

zweigen und weißen, ungefüllten Dahlien an ragenden Stengeln, aus einem Kristallgefäß von der Mitte des Tisches, sich üppig nach allen Seiten hinüberneigte. Sie bemerkte auch graugrün getönte Stühle um den Tisch und an der Wand ein Buffet von ebensolcher Farbe. Auf der fahllilafarbenen Tapete hingen einige Bilder.

Die Tür, den beiden nach dem Garten zugehenden Fenstern gerade gegenüber, mußte in Heriberts Zimmer führen.

Sylvia klopfte an.

Ihr Bruder rief herein.

Er war nicht allein. Zwei Personen befanden sich schon bei ihm, eine Dame und ein Herr.

‚Wie soll ich je vertraut mit ihm werden, wenn ich ihn nie für mich habe,‘ dachte sie geärgert.

Aber schon fiel ihr die Dame um den Hals und küßte sie auf den Mund.

Dies war für Sylvia eine überraschende und widrige Empfindung. Sie wollte nicht geküßt sein, von niemand. Und gar auf den Mund!

„Ich bin Paulette Contil, und wir werden uns lieb haben und Schwestern sein. Dies ist Berties Wille, und deshalb muß es auch dein und mein Wille sein,“ sprach die junge Frau.

‚Dies wäre was für Makarie!‘ dachte Sylvia. Was die Spröde und Fremden gegenüber so Unnahbare wohl gesagt hätte, wenn man ihr gleich so mit einem „Du“ um den Hals gefallen wäre!

„Wenn Bertie meint . . .“ sprach sie zögernd.

Nun trat auch der Mann an sie heran, während Bertie sie beobachtend, die Hände in den Hosentaschen, sich im Hintergrunde hielt.

Dieser Mann, der sich zum Unterschied von Bertie Aschroth und Konrad Brügge immer nur Contil nannte und überhaupt, wie es Sylvia nachmals vorkam, keinen Rufnamen zu besitzen schien, war klein, nicht ungraziös von Gestalt und von einer wahrhaft fascinierenden Häßlichkeit. Er hatte einen rotblonden Faunkopf, mit dunklen, dreisten Augen.

Er gab Sylvia die Hand und sah sie dabei lange, schweigend und prüfend an, als habe man ihn beauftragt, gleich auf der Stelle ein gründliches Urteil über sie zu gewinnen.

Dann trat er von ihr zurück und wandte sich Bertie zu.

„Komm, sieh dich um. Viel Stimmung, nicht wahr?“ sagte Paulette Contil, und es kränkte Sylvia, daß die Fremde ihr, der Schwester, des Bruders Zimmer wies.

‚Das ist ungerecht,‘ dachte sie aber gleich, ‚diese Menschen haben Teil an seinem Leben. Ich nicht.‘

Das Zimmer hatte hauptsächlich Bücherregale vor den Wänden. Die Fenster waren von lila Gardinen mit stumpfem Glanz und einer bizarren Stickerei in grauweißen Tönen darauf verhüllt. Auf den wenigen Polstermöbeln herrschte ebenfalls die lila Farbe vor. Den Boden bedeckten graue Felle, und zwei, mit Mappen beladene Tische, um die Stühle standen, boten Sammel-

punkte, wenn man etwa plaudernd im Kreise sitzen wollte; frei im Zimmer, in der Nähe des Schreibtisches, stand ein ungewöhnlich breiter Divan, mit tieffarbigen Purpurstoffen bedeckt.

Es war wohltuend hell im Zimmer, und Sylvia, die irgend etwas Törichtes, ganz Weltfremdes erwartet hatte, war von der ruhigen Harmonie des Raumes angenehm überrascht.

‚Gegen diese Stube könnte auch Robert nichts sagen,‘ dachte sie.

Paulette führte sie an den Schreibtisch; das war ein Riesenmöbel. Und rechts auf seiner Platte stand eine Gruppe von Bildern in Stehrahmen.

Zu ihrer grenzlosen Überraschung bildete Makariens Bild den Mittelpunkt. Ja — mein Gott — war das so tief gegangen bei ihm? Liebte er am Ende Karie noch? Wenn sie das wüßte!

„Du mußt mir viel von deiner Freundin Makarie erzählen,“ sagte Paulette, „es ist ungeheuer wichtig zu wissen, was das erste Weib in Bertie Aschroths Leben für eine Psyche hatte. Herbe und kalt und doch groß wie eine Nordlandssonne? Und wir müssen noch Lichter haben, wie es kam, daß sie einen rohen Primitiven heiraten konnte.“

Das erste Weib in Bertie Aschroths Leben?! Sollte sie lachen oder staunen? Makarie als unsterbliche Gestalt im Leben eines Großen? Eine Primanerliebe eine ungeheure Wichtigkeit? Das hieß unter anderm doch auch

ihrem Bruder den Kopf verdrehen. Legten seine Freunde solchen Maßstab an ihn?

Und ganz heftig ärgerte es sie, das Wort „roh" in Verbindung mit Willy Mammling zu hören.

„Makarie ist ein sehr einfaches Menschenkind und Mammling ein vollkommener Gentleman," sagte sie scharf.

Contil winkte seiner Frau zu. Wahrscheinlich war es eine Ermahnung, denn Paulette sagte beruhigend:

„Wir werden schon die Sprache finden, die uns gemeinsam ist."

Während Sylvia die anderen Bilder besah, oder sich vielmehr den Anschein gab, sie zu besehen, denn sie betrachtete eigentlich Paulette, warf diese sich auf den purpurnen Divan.

Ihre sehr schlanke Gestalt, ihre schwellenden Formen, das helllila Gewand, das sie umhüllte, der feine blasse Kopf mit den glänzenden grauen Augen darin und dem ungeheuren Wust von kastanienfarbenem Haar gaben ein sehr reizvolles Bild ab. Und was für Hände sie hatte. Schmal und lang und fast leuchtend weiß. Die eine lag weit hingestreckt mit gespreizten Fingern auf dem Purpurstoff, die andere preßte sie gegen ihren stark zurückgelehnten Oberkörper. Auch ihr Hals, von dem das Kleid ein Stück freigab, schien von ungewöhnlicher Weiße.

„Sylvia und ich," sagte jetzt Bertie, „wir haben eine sehr besondere Kindheitsgeschichte."

Sie horchte hoch auf. Wie denn das? Hatten sie nicht ganz still und sehr bürgerlich mit ihrer Mutter,

der mäßig bemittelten Witwe eines Rechtsanwalts aus angesehener Familie, in einem Vororte Hamburgs gelebt?

„Ich war das bevorzugte Kind meiner Mutter," fuhr er fort, „ein so sehr bevorzugtes, daß ihre Liebe einseitiger Fanatismus war und mir eine Stellung innerhalb unseres kleinen Kreises gab, daß es von mir wie gnädiges Herablassen erschien, wenn ich Sylvia Liebe zeigte und ihr Gleichberechtigung gewährte."

„Oh Bertie!" rief Sylvia erschüttert und eilte auf ihn zu, seine Hand ergreifend, „das hast du gefühlt!"

„Nachträglich erkannt. Und auch die Bitterkeit, die dir das geschaffen hat," sprach er und streichelte ihr leise das Haar.

„Oh Bertie!"

Wenn nur diese Contils nicht gewesen wären! Sie hätte so gern ihren Kopf an seine Brust gelegt und ihm alles, alles gesagt. Wie ihr dieses Geständnis das Herz weich und weit machte.

„Bitterkeit in einem kleinen Mädchenherzen, das ist ein sehr wichtiges und merkwürdiges Moment in der Entwickelung," sagte Paulette von ihrem Divan her.

„Kein gutes. Es muß Heftigkeit und Unruhe zeitigen," sagte Contil.

Wie eigen das war. Alles gleich so betrachten auf den Wert. — — Was sie sagten war ja so richtig, aber daß und wie sie es sagten, diese sachgemäße Art, verwirrte Sylvia.

In diesem Augenblick tat sich die Tür auf. Der blonde Mann aus dem Garten kam herein.

Es war geradezu als wirke das Zimmer plötzlich kleiner. So überaus wuchtig war die Gestalt des Mannes Sylvia vorhin, da er im Garten ging, doch nicht erschienen.

‚Der reine Siegmund,‘ dachte sie.

Aber er kam gleich auf sie zu, streckte ihr beide Hände entgegen und sagte:

„Also das ist die Sylvia, dem Bertie seine Schwester?! Nun: Grüß Gott.“

Sylvia legte gern ihre Hände in die seinen. Er sah sie mit blauen Kinderaugen an, seine herzliche und reife Männlichkeit gewann ihm sofort Vertrauen.

Dann ging man zu Tische. Die Schuberg hatte das bunte Dämmerlämpchen fortgenommen und eine nur wenig rosa gefärbte, strahlende Helle ging von der Hängelampe aus.

Die üppige Pracht des farbigen Herbstlaubes und die graziös an Stengeln schwankenden weißen Dahlien erinnerten Sylvia plötzlich bis zur Schmerzhaftigkeit deutlich an des guten Peter Birnenschüssel mit den Weizenähren à la Stachelschwein.

Ja, schöner war dies hier — — aber was lag daran —

Es wurden nur wenige Schüsseln aufgetragen, leichte, anspruchslose Speisen. Aber sie waren so kunstvoll verziert, daß sie wie ein Festmahl wirkten. Man trank leichten Moselwein und ein Mineralwasser, aus Gläsern von anmutigster Gestalt.

Alle sprachen viel und lebhaft, aber doch in einer gedämpften Art, die das Übermaß in Ton und Gebärde vermied.

Konrad Brügge hatte eine Kritik in der Tasche und las sie vor. Sylvia entnahm aus ihr, daß er Bildhauer war und in München zwei Werke ausgestellt hatte.

„Von denen, die um Bertie Aschroth sind, hat Konrad Brügge das stärkste Können. Seine Büste des Essayisten Contil ist ein Meisterwerk. Nicht nur hat er die wunderbare Häßlichkeit dieses Kopfes sehr interessant herausgebracht, es ist ihm auch gelungen, das fast dämonisch Anziehende in ihr verständlich zu machen. Von großem Reiz der Formen ist Brügges Figur: ‚Das Weib.‘ In diesen suchenden, fragenden Augen, in diesem halbgeöffneten begierigen Mund liegt Viel und Aufschlußgebendes. Die Behandlung des Marmors ist bei beiden Werken sehr interessant.“

Als die „wunderbare Häßlichkeit“ erwähnt wurde, sah Sylvia bestürzt auf Contil. Aber sie sah, daß er geschmeichelt lächelte.

Und dann: „die um Bertie Aschroth“? Also ihr Bruder war wirklich etwas? Und war gar ein Mittelpunkt für andere, die auch was waren?

Konrad Brügge sagte ihr, daß sie morgen früh in seine Werkstatt kommen könne, dort seien die Gipsmodelle noch zu sehen! Ja das wollte sie gern. Wo denn? Im Garten — das scheunenartige Gebäude, Bertie hatte es ihm aufführen lassen.

Paulette fragte, wer heute etwas erlebt habe.

„Ich,“ sagte Bertie.

„Gib es uns, wenn du kannst,“ bat Contil.

„Als ich Sylvia abholen wollte, kam ich viel zu früh in die Gegend des Bahnhofes,“ hob er mit seiner leisen, dunklen Stimme an, „ich ging dann noch weiter

hinaus und kam an einen Bahnübergang. Er war gerade geschlossen und diesseits der eisernen Kette sammelte sich allerlei Volk. Ich stand dazwischen und sah nach links, dahin, woher ein Zug kommen sollte. Die Schienen glichen gleißenden Silberlinien, auf der vom Regen schwarzen Erde liefen sie dahin, acht nebeneinander. Und liefen immer enger zusammen, bis sie, nur noch ein Band, im Munde der bläulichgraudunstigen Ferne verschwanden. Weiß und weit und grell war der Himmel in der Höhe. Da kam aus dem Munde dieser Ferne, die wie das verschleierte Antlitz eines geheimnisvollen Ungeheuers war, ein Zug. Nur erst ein schwarzer Punkt, der schnell zu mir heranwuchs und häßliche Gestalt gewann. Dann raste es vorbei. Hinter allen Fenstern Gestalten. Gesichter, die auf uns blickten; andere, die mit geschlossenen Augen an Polstern lehnten. Ich fragte: wer seid ihr alle? Und alle diese fragten: wer bist du? Ein sekundenschnelles Aneinandertasten von Gedanken, von Anteil an hundert Geschicken. Die Neugierde des Menschen am Menschen und dann vorbei. Nur als Rest ein dumpfes Staunen, daß es so viele gibt, von denen wir nichts wissen, so viele, die unser Elend, unser Glück nicht kennen. Und als Schluß das erhöhte Freiheitsgefühl des Einsamen unter der Menge."

Alle schwiegen einige Minuten gedankenvoll.

Sylvia staunte ihren Bruder an. Sie hatte schön gefunden, was er sprach, schön und tief.

„Das ist ein Stoff für ein Gedicht," sagte Contil endlich.

„Bruno Brand hätte ihn gleich weggenommen," bemerkte Paulette. „Der mit seiner Anempfindung bestiehlt uns alle fortwährend. Aber doch schade, Sylvia, daß du Bruno Brand und Max-Ludolf Lender nicht kennen lernst. Sie sind in München für den Herbst. Sonst bewohnen sie dein Zimmer. Bertie gab auch ihnen Unterschlupf."

‚Was soll das heißen,' dachte Sylvia in aufwallender Sorge, ‚wohnen alle diese bei Bertie als Zaungäste?'

Aber sie konnte nicht bei diesen Gedanken verweilen.

Ein Gespräch ging um den Tisch, aus dem Sylvia heraushörte, daß man eine neue Zeitschrift gründen wolle. Diese Zeitschrift sollte den Geschmack der Gesellschaft bessern, ihren Erkenntnisgrad heben, ihr Glück fördern.

Und da fiel Sylvia ein, was Robert von Hollern gesagt. Im Gedanken an ihn sich selbständig und mutig fühlend, sagte sie:

„Aber wenn ihr doch so ganz fern von der Gesellschaft lebt und leben wollt, wie könnt ihr sie dann verbessern?"

Contil machte das Gesicht eines Mannes, der sich durch eine törichte Bemerkung nervös gestört fühlt; Paulette lächelte überlegen. Und Bertie sagte belehrend:

„Du hast schon in der Schule das Wort des Archimedes aus dem Plutarch gelernt: wenn ich noch einen Erdball hätte, so wollte ich von jenem aus diesen in Bewegung setzen. Wer etwas heben will, wenn er darinnen steht, gleicht dem Münchhausen, der sich am eigenen Zopf emporzog. Man braucht einen Punkt

außerhalb. Das ist nicht nur eine Wahrheit in physikalischen Dingen, sondern auch in ethischen und ästhetischen."

'Hat Robert doch unrecht?' dachte sie.

Und wie diese vier Menschen weiter und weiter redeten und mit einer grandiosen und zugleich naiven Unbefangenheit sich und ihre Art als einen Höhepunkt besprachen, da faßte es auch allmählich Sylvia.

Diese hier waren so klug. Sie wußten so viel und dachten so viel, was Sylvia ganz fremd gewesen.

„Ich möchte auch auf eine Höhe kommen, heraus aus meiner Enge," sagte sie halblaut zu dem neben ihr sitzenden Konrad Brügge.

Er wandte sich ihr ganz und gleich sehr ernst zu.

„Was denken Sie sich dabei? Auf was für eine Höhe?" fragte er.

„Oh, ich möchte in einem Zustand leben, wo alles um mich, Menschen und Dinge, jede Saite meines Wesens ins Schwingen bringt. Ich möchte, daß keine Kraft in mir weder zur Liebe noch zur Arbeit unausgenützt bleibt," sprach sie mit heißem Gesicht.

„Das wär' freilich ein Dasein auf der Höhe, wenn man das erreichen könnte," sagte er und sah sie mit liebevoller Teilnahme an.

Sie erwartete, er werde sagen: das erreicht ein Weib nur durch den Mann ihrer Liebe.

Aber auf die Frage ihrer Augen, die mit bittenden Blicken an ihm hingen, antwortete er mit einem Lächeln:

„Gelt, sie möchten von mir eine Unterweisung haben, wie man dahin kommt? Ja, da gibt's halt leider noch keinen Bädeker für die Reis'."

Ganz eifrig meinte Sylvia:

„Was hat aber dann alle Freundschaft und dies euer ganzes Beisammenleben für einen Zweck, wenn einer dem anderen nicht vorwärts helfen will?"

Konrad Brügge, ihr immer vertieft in das lebendige, schöne Gesicht schauend, sprach bedächtig:

„Ja, unser Beisammensein hat nun eigentlich keine so persönlichen Zwecke, wie Sie meinen. Aber die Freundschaft, nun die hätt' halt schon solche Pflichten wie Sie denken. Und wenn Sie mich als Freund wollten ... wollen Sie?" unterbrach er sich lächelnd.

Sylvia nickte freudig.

„Dann will ich Ihnen was sagen: machen Sie selbst aus sich, was Sie können, dann kommen sie am ehesten dahin, mit anderen Menschen zu machen, was Sie wollen. Man wird nur Herr seines Geschickes, wenn man Herr über sich ist."

„Ach," seufzte Sylvia. Sie war nun gerade so klug wie zuvor.

„Ja, Kind," sagte er auf diesen Seufzer hin, „Lebensweisheit, das ist Vogelperspektive. Wenn man noch von unten aufguckt, kann man's nicht begreifen, daß die Dinge so aussehen sollen, wie sie in der Tat tuen. Auch sich selbst erkennen ist Kunst der Vogelperspektive. Erst wenn die Erlebnisse fernab von uns liegen, sehen wir so recht, was für 'ne Rolle wir darin gespielt haben,

na, und die ist dann zu unserer höchsteigenen Überraschung weiß Gott manchmal nicht schön. Die Beschämung dann darüber! Ja, die hilft weiter! Mit Expreßgeschwindigkeit sag' ich Ihnen. Aber über all das wollen wir weiterreden; wenn ich erst genau mit Ihnen Bescheid weiß. Heut weiß ich noch nicht: sind Sie reif oder unreif?!"

Sylvia horchte betroffen. Zwei Fragen huschten ihr, sie sehr beunruhigend, durch die Gedanken. ‚Ja, bin ich denn noch unreif, ich?!' — Und die noch viel angstvollere: ‚Welche Rolle habe ich vor ihm gespielt, in diesen letzten, entscheidenden vierzehn Tagen?'

Aber sie konnte bei diesen Fragen nicht verweilen.

Bertie und Paulette standen auf und gingen ins vordere Zimmer; zugleich wechselte Contil seinen Platz und rückte zu ihr und Konrad Brügge.

„Fräulein Sylvia wird uns nach einigen Tagen interessante Aufschlüsse über die Eindrücke geben, die sie hat. Der Wechsel muß ganz weittragende Wirkungen haben: sie kommt von Menschen, die als Ziel eine Vergröberung und Vereinfachung des Lebens haben, unmittelbar zu uns, deren Streben einer unendlichen Verfeinerung aller Empfindungen, Bedürfnisse, Anschauungen gilt," sprach Contil mit seinen zudringlichen Blicken in Sylvias Gesicht forschend.

„Schau Contil," sagte Konrad Brügge, der mit seiner großen fleischigen Männerhand ganz vorsichtig sein schönes Trinkglas umschlossen hielt und hineinsah, „ich mein' so: das ist in der Zeit! Es ist so ein derber Zug hinab,

zur bloßen körperlichen Betätigung. All das Radeln und Reiten und Rudern das ist ganzen Gruppen der Jugend und Mannheit Zweck geworden, statt Mittel. Dann noch dabei diese Protzerei damit, das ist schon rein zum Ekeln. Muskelkultus bis dort hinaus! Und es ist anderseits so ein hysterischer Zug hinauf, zum Überreichen und Vielzusammenfassenden, in Sprache, Ton und Linie. Das einfache Denken, das ist schon beinah in Verruf. Kompliziert muß es sein. Und jede Oberfläche wird gestört, indem mit Gewalt Unterströmungen heraufgeholt werden sollen — überall; wenn's bloß Unterströmung ist, ist's schon interessant. Ich mein' so: wer da die kluge Mitte träfe, das wär' der rechte Mann, den die Zeit braucht. Aber natürlich, seine Dimensionen müssen so groß sein, daß man überall hin ihn sieht und als den Rechten erkennt."

Contil antwortete sehr ausführlich. Er war durchaus für keine kluge Mitte, sondern sah darin schon zuviel Zugeständnis an die Robusten. Er hielt Erziehungsresultate nur für möglich, wenn das innegehalten werde, was Konrad Brügge fälschlich als hysterischen Zug zum Überreichen, Überfeinen bezeichne. Um Grobe Feinheit zu lehren, sei es wichtig, ihnen das Allerfeinste zu zeigen. Wenn man ein Ziel recht hoch stecke, kämen auch die Schwerfälligsten zur halben Wegeshöhe. Dies bestritt Konrad Brügge. Von der Tendenz kamen sie dann auf eine Menge technischer Fragen, die mit der Gründung der neuen Zeitschrift zusammenhingen. Auch die finanzielle Schwierigkeit wurde berührt, und Sylvia hörte aus

Contils Worten heraus, daß Bertie dafür vierzigtausend Mark opfern müsse und werde.

Das war ihr alles so unverständlich und unbehaglich, daß sie aufstand, um in das andere Zimmer zu gehen.

Auf der Schwelle blieb sie in atemlosen Schrecken stehen.

Was sie sah, verstand sie nicht.

Bertie und Paulette saßen zusammen auf dem Purpurdivan. Sie sprachen nichts. Bertie spielte mit der Hand der jungen Frau, es schien, als streichle er bewundernd jeden Finger.

Und es deuchte Sylvia, als sähen sie sich an, auf eine Art . . . auf eine Art . . .

Paulette bemerkte sie nun. Die beiden fuhren aber keineswegs auseinander wie Ertappte.

In seiner leisen und gemessenen Art sagte Bertie:

„Hast du schon Paulettes Hände betrachtet?"

„Ja," brachte Sylvia heraus, „ja, sie sind sehr schön."

Nun entzog Paulette ihm ihre Hand, besah sie selbst, die obere und innere Handfläche studierend und, als spräche sie von einem Kunstwerk, so seelenruhig sagte sie:

„Bruno Brand sagt, es sei die Hand des L'Automne von Botticelli. Aber Brügge sagt, dafür sei sie zu klein, es sei eine van Dyck'sche Hand. Es ist immer Streit darüber."

„Es ist Paulettes Hand, und sie streut die köstlichsten Anregungen um sich," sprach Bertie und küßte ihr die Rechte.

‚Kann man das?' dachte Sylvia. Daß in diesem Kreise einer die geistigen Eigenschaften des anderen mit

vollkommener Unbefangenheit offen besprach, hatte sie schon gleich erfahren. Aber ging das, konnte man das: so auch von den körperlichen reden?

Hätte sie, Sylvia, wohl Roberts Hand so halten können ohne zu beben?

Und dann . . . dieser Blick?! ‚Hab' ich mich getäuscht?' fragte Sylvia sich.

Nun kamen Contil und Konrad Brügge. Ersterer sagte, daß er noch arbeiten wolle und daß man sich trennen müsse.

„Laßt Paulette uns erst ein Lied tanzen," bat Bertie, „als Eindruck für Sylvia."

Sogleich, als ob alles, was Bertie wünschte, für die anderen ein Befehl sei, verdunkelte Konrad Brügge etwas das Lampenlicht und rückte die Tische beiseite, während Contil einen Kasten aus einem der Bücherregale nahm und auf dem Schreibtisch dann daran herumexperimentierte.

Paulette aber stand wartend, im weichen Halblicht, das Haupt wie sinnend ein wenig zurückgeworfen.

Dann erklang aus dem Kasten, der eine besonders kunstreiche Spieluhr enthielt, eine Musik.

Und während die silbernen Töne, dünn, gleichsam wie heimliches Geflüster durch die Luft perlten, bewegte sich Paulette mit feierlichen und zugleich hingebenden Bewegungen. Sie sang dazu halblaut, so daß ihre süße Stimme und die tropfenden Silbertöne der Spieldose wohl zusammenklangen.

Die Worte waren französisch. Sylvia konnte vor lauter Staunen nicht so viel Sammlung finden, um mit dem Verstand hinzuhören.

Sie war nicht blind. In ihr selbst war eine heiße Sehnsucht nach dem Schönen. Und sie sah: dies war sehr schön!

Mußten alle diese Männer nicht Paulettes Sklaven sein?

Aber Konrad Brügge stand, mit gekreuzten Armen und dem Rücken gegen den Ofen in der Ecke und sah mit heiter-ruhigem Wohlgefallen zu. Contil, der am Schreibtisch neben der Spieldose geblieben war, las dort in einem Heft, das er in den Lichtkreis der Schreibtischlampe hineinhielt.

Nur Bertie sah und hörte wie einer, der in Entzücken schwelgt. —

Wenige Minuten nachher waren die Geschwister allein.

Bertie schloß die Tür nach dem Eßzimmer, wo die Schuberg jetzt abräumte.

„Nun?" fragte er.

Er stand, die Linke in der Hosentasche, in der Rechten eine Cigarette vor Sylvia.

„Oh Bertie!" sagte sie und faltete die Hände.

„Was denn? Das klingt wie ein Jammerruf," sprach er.

„Konrad Brügge gefällt mir ausgezeichnet," rief sie da schnell, nur um vorerst etwas Entgegenkommendes, Versöhnendes zu äußern.

„Er ist auch wertvoll. Mehr als Contil."

„Bertie! Wo steckst du drin! In was für Gefahren steckst du!"

Diese ihre Bemerkung konnte sich für ihn, der ganz in seine Gedankenwelt verstrickt war, nur auf einen einzigen Umstand beziehen.

„Gewiß," sagte er ruhig, „ich bin mir, im Gegensatz zu Contil und Bruno Brand, derselben auch beständig bewußt. Ebenso ist es Konrad Brügge. Wenn man sich mit seinem Tun und Treiben zu einer ganzen Bevölkerung im Gegensatz setzt, kommt man sich wichtig vor, auch wenn das, was man treibt, wertlos ist; da hat meine Selbstkritik nur zu wachen, daß ich nichts Wertloses hinausgebe."

So hatte Sylvia es nicht gemeint. Ach, sie hatte ganz profane Sorgen. Und obschon das, was Bertie sagte, ihr wiederum sehr schön vorkam, und ihn vor ihr abermals erhöhte, erschien es ihr doch als schwesterliche Pflicht zu sprechen.

„Das, Bertie, meinte ich nicht. Wie kann ich mir darin eine Mahnung, ja nur eine Kritik anmaßen. Aber darf ich was fragen? Die Contils und Konrad Brügge, und die beiden Freunde von euch, die gerade jetzt verreist sind — — die wohnen alle bei dir . . . so . . . nur so . . ."

„Du meinst, ob der Groschen zwischen uns eine Rolle spielt?" fragte er voll Ungeduld.

„Ja, Bertie. Du hast wohl ein bißchen mehr als ich, von Tante Zindel her, aber das alles hier kannst du ja nicht. So oft so viele Gäste bewirten . . . wenn auch bloß einfach . . . und die Sachen . . ."

Vor seinem hochmütigen Blick verging ihr das Weitersprechen.

„Daß dies zwischen uns erörtert werden würde, habe ich freilich nicht gedacht," sprach er.

Für Sylvia war es das naheliegendste Gespräch.

Sie verteidigte sich auch gegen seinen Hochmut.

„Du weißt doch, wie Mutter Ordnung hielt! Wie wir uns manchmal in deiner Studienzeit durchschrabten, bloß um nie, nie ans Kapital zu gehen. Und bei Willy Mammling sah ich das auch. Er sagt immer, er liebe die Freiheit, deshalb sei er sparsam."

„Ein Paradoxon, das für solchen Mann feinste Lebenskunst bedeuten mag. Ich habe höhere Pflichten als die, eine rennfähige Segeljacht zu halten und dafür zu knausern," sprach er stolz.

„Gott ja — wenn du das so ansiehst . . ."

„Ich sehe es, wie es ist. Ich aber, indem ich starken und schöpferischen Persönlichkeiten über ihre Kampfesjahre hin sich halten helfe, ich diene der Kultur einer ganzen Epoche."

Sylvia kam sich ganz niedergeschmettert vor, hinabgeschleudert in eine beinah verbrecherische Kleinlichkeit der Auffassung.

„Wenn du es hättest, fände ich es auch wundervoll. Aber so muß doch dein Kapital bald alle sein. Und was dann?"

Er sah es wohl, sie quälte sich um seinetwillen.

Großmütig besann er sich darauf, daß sie aus einer anderen Welt kam und daß er sie hergebeten hätte zum Versuch des Verstehens. Er legte seine Cigarette auf

die Schreibtischkante, setzte sich zu Sylvia auf den Purpurdivan, nahm ihre beiden Hände und sprach:

„Ereignet es sich nicht immer wieder! Wir selbst erheben die Sorge unserer Nächsten zum Tyrannen über uns, dem wir artig Rechenschaft ablegen! Also hör' genau zu, du kleine bange Seele. Ich hab' dieses schuldenfreie Haus geerbt. Gut. Ich sollte es in schnöder Selbstsucht allein genießen und nicht dieses Haus, wo ich frei wohne, dieses Haus, welches gemacht schien, uns den Traum eines nahen Beisammenseins in friedvoller Stille zu erfüllen, mit meinen Genossen und Freunden willig teilen? Wenn du wüßtest, in welchem Hofzimmer vier Treppen hoch in Berlin Bruno Brand und Max-Ludolf Lender zusammen hausten? Anstatt der elenden Schauspiele, die sich ihren Augen in der Umgebung boten, gab ich ihnen dies stille Zimmer mit dem verschwiegenen Grün davor. Ist das eine Gabe, die kleinliche Sorge bemäkeln darf?! Und Contils! Sie mußten fast ein Dritteil ihrer Einnahmen hergeben, um in München eine leidliche, ihren Bedürfnissen nur annähernd entsprechende Wohnung zu zahlen! Konrad Brügges Beruf aber ist so: wenn er seine Entwürfe nicht in Marmor ausführen kann, wird er nie zu einem Ruf kommen; dazu aber gehört viel Geld. Und Geld wieder kann er nur verdienen, wenn er einen Ruf hat. Ich gab ihm diese Unterkunft und baute ihm das kleine Atelier und gab ihm einige Mittel. Willst du all dies verurteilen?! Ja dann, mein Kind, wollen wir nur gar nicht erst eine seelische Verständigung suchen. Sie wird sich nie erzielen lassen."

Sylvia bewunderte ihn. Sie fühlte sich klein, aus geringerem Material. Der Edelmut ihres Bruders erdrückte sie. Trotz alledem aber erhob sich in ihr der eine Gedanke, den der Zuschauer so oft gegenüber dem Handelnden hat, der sich in das primitive und zögernde: „aber — — —“ kleidet.

„Und habe ich selbst,“ fuhr Bertie fort, „habe ich selbst nicht Vorteil und Genüsse? Was glaubst du, daß dieses Zusammenleben mir ist! Nicht mehr und nicht weniger als die Erfüllung eines Ideals: das gemeinsame Leben mit verwandten und ergänzenden und anreizenden Geistern, in freien Formen, unabhängig von der Welt!“

„Aber wenn das Geld nun alle ist?“ fragte sie.

Er ließ ihre Hände, so plötzlich, so feindlich, daß Sylvia wohl fühlte, mit ihrer prosaischen Beharrlichkeit in dieser Frage habe sie viel bei ihm verloren.

„Es wird nicht so schnell alle sein. Erstens kostet mein Leben viel weniger als du dir vorstellst, weil alle Ausgaben fortfallen, die die Großstadt und das Kaffeehausleben mit sich bringen. Und zweitens verdiene ich auch durch die Veröffentlichung meiner Essays und Gedichte. Endlich aber wird die neue Zeitschrift viel einbringen.“

‚Wenn sie das nur tut!‘ dachte Sylvia. Aber sie sagte nichts mehr.

‚Ich will nur von Paulette reden,‘ dachte sie weiter, ‚vielleicht versöhnt ihn das.‘

Und ganz heimlich war auch der Wunsch dabei, in dieser Richtung ebenfalls allerlei Aufklärungen zu erhalten.

„Paulette ist eine so besondere Schönheit, wie ich noch nie eine sah.“

„Ja,“ sagte er, „und von unerhört feiner, künstlerischer Intelligenz.“

Ganz ruhig. ‚So könnte ich nicht von Robert sprechen,‘ dachte sie, ‚am Ende war das bloß eine Täuschung von mir, das mit dem Blick.‘

„Woher stammt Paulette? Ich meine, was für eine Landsmännin ist sie und aus welcher Familie?“ fragte sie.

Bertie runzelte ein wenig die Stirn. Nur ganz wenig, aber seine Schwester sah es doch.

„Es kommt niemals darauf an, woher ein Mensch stammt, sondern immer nur darauf, was er ist und denen gibt, die um ihn sind.“

Diese ausweichende Antwort erregte Sylvias Phantasie.

‚Vielleicht hat es einen Haken mit ihr,‘ sagte sie sich geängstet.

Sie stand auf und reckte sich.

„Nun will ich aber schlafen. — Und weißt du was, Bertie: Konrad Brügge gönn' ich deine Freundschaft und ihre Opfer am meisten,“ sagte sie in ihrer offenen Art.

Diese Äußerung mußte ihn aus irgend einem Grunde sehr erfreuen und versöhnte ihn ganz.

„Bravo,“ rief er, „das ist gesund empfunden.“

Dann, da sie an ihn herantrat um ihm die Hand zu reichen, zog er sie näher an sich und fragte sehr zarten Tones:

„Und deine Enttäuschung? Ist sie der Art, daß sie schnell verheilt?“

Sie fiel ihm um den Hals und brach auf der Stelle in Tränen aus. Und sie sprach. Sie wollte, sie mußte einmal die Wonne des Aussprechens haben. Einmal hinausschreien, was ihr widerfahren war.

„Denk dir, Bertie . . . sechs Jahr hab' ich nichts gedacht wie ihn. Auf nichts gewartet wie auf ihn. Immer sagte sein Auge: ich liebe dich. Und immer verschwieg es sein Mund. Und nun sind wir auseinandergegangen — weißt du — so ganz mit gleichgültigen Gesichtern. Und ich weiß nicht mal warum! An der Frage kann ich mir den Kopf einrennen und darüber verrückt werden. Gestern abend schieden wir! So gewöhnlich! Bertie, du kannst dir nicht vorstellen, wie gewöhnlich es war! Bloß noch so ein Händedruck vor Kellnern und Restaurationsgästen! Danach schrie was in mir auf — — nein ich will nicht — ich will nicht . . . Ich will frei von ihm werden . . . ich will mich ganz von ihm entfernen . . . auf einen anderen Stern möchte ich auswandern, wenn das nur ginge."

„Auch auf dem unseren gibt es viele Welten und jede ist von der anderen noch durch eine Kluft geschieden. Das Auswandern ist in unserer Kultur das einfachste Geschäft für den Fall, daß man innerlich die alte Welt nicht dennoch mit sich trägt," sprach er sanft.

„Ach, du kannst gleich alles so schön sagen und so'ne Art Weisheit daraus machen. Ich nicht. Ich kann bloß fühlen und toben — verzweifeln . . . aber ich will nicht. Ich will ganz frei werden von ihm," sagte sie und bemühte sich ihre Tränen zu trocknen.

„Wenn du wahrhaft willst, kannst du auch. Und wer weiß, ob dieser Mann auch deiner wert war."

„Meiner wert?!" fragte Sylvia in tiefstem Erstaunen. „Hast du es denn nicht erraten, daß es Robert von Hollern ist?"

Er hatte es nicht erraten gehabt.

„Hollern! Der Kapitänleutnant!"

„Ach, er ist schon seit zwei Jahren Korvettenkapitän."

„Hollern! Nun, dann sag ich: Gottlob!"

„Was? Du hättest was gegen ihn gehabt?" stammelte Sylvia.

„Einen Offizier wolltest du heiraten?! Einen uniformierten Sklaven?! Das ist doch beinahe komisch für Bertie Aschroths Schwester."

Ihr Gesicht bedeckte sich mit Zornesröte. Mit all ihrer Leidenschaft redete sie auf ihn ein.

„So rückständig bist du, Bertie," rief sie, „willst auf Höhen stehen, bild'st dir ein das Leben und die Menschen zu überschauen! Und schleppst das alberne Vorurteil mit dir 'rum, als wärst du fünfzig Jahr in der Kultur zurück. Werd doch Mitarbeiter am Simplicissimus, ja?! Gibt's wohl einen Stand, aus dem du nicht Einzelerscheinungen karikieren könntest? Und gibt's wohl einen Stand, der nicht seine Unfreiheiten hat? Selbst ihr, selbst ihr! Bildet euch ein, so draußen wie Ihr lebt, sei's frei. Jawohl — und wenn dir bloß ein Verleger ein Essay ablehnt — ja, da hast du eine Ohrfeige von der Unfreiheit bekommen. Und wenn ein Kritiker dich nicht versteht und schimpft auf dich, kannst

du höchstens ein scheinbar gleichgültiges Gesicht machen. Bist aber nicht frei genug, dem Mann und seinen Lesern in seinem Blatt die Sache zu erklären. Nicht mal so'n bißchen Freiheit hast du."

„Aber Sylvia!" sagte er abwehrend. Er konnte Heftigkeit an Frauen nicht vertragen.

„Was weißt du von all der harten, ehrlichen Arbeit des Offizierslebens! Gar nichts weißt du. Die erziehen auch das Volk! Hast du nicht gelesen, was Ibsen mal geschrieben oder gesagt hat! Ja, bloß andere Klassen erziehen sie. Und willst du wohl sagen, was wichtiger ist: ob ihr die Gebildeten noch'n bißchen gebildeter macht oder vielleicht gar überbildet — was weiß ich — oder ob die deutschen Offiziere den Mann aus dem Volke heben helfen?!"

„Sylvia, bitte, menge doch nicht alles durcheinander," bat er nervös.

Aber es war kein Halten! Das Eigentlichste hatte sie ja noch zu sagen.

„Und was weißt du nun vollends vom Marineoffizier? Weißt du, was das ist? Das ist die Blüte der deutschen Männlichkeit! Keine Kraft bleibt in ihnen unentwickelt. Körperlich und moralisch müssen sie Helden sein. Helden, gegen deren stille Größe die alten Römer und Griechen der Anekdote jämmerlich verblassen! Denn was für Gefahren gab's da — gegen die von heut'?! Und ihre Intelligenz! Hast du denn keine Ahnung von der Summe ihres Wissens? Keinen Schimmer davon, daß sie zugleich Erzieher, Gelehrte, Techniker, Soldaten und

Seeleute sein müssen? Ach du! Ach ihr! Du denkst doch nicht etwa, daß ein lyrisches Gedicht mehr für den Fortschritt der Menschen wirkt als so ein Mann!"

Berties nervöse Ungeduld hatte sich in Aufmerksamkeit umgewandelt.

„Armes Kind," sagte er leise, „du liebst ihn noch. Du feierst seinen Beruf und meinst ihn!"

„Nein . . . nein . . ." wehrte sie schwer atmend.

„Schade. Ich hatte gehofft, du und Konrad Brügge ihr würdet euch finden. Aber du bist unheilbar . . ."

„Nein . . . nein . . ."

„Nun geh schlafen, Kind. Aber um eins bitt' ich: wenn wir mal verschiedener Meinung sind: Heftigkeit ist kein Grund und mit Gründen erreicht man immer mehr als mit Heftigkeit. Die fällt mir sehr auf die Nerven. Sie verhäßlicht ein Frauengesicht."

„Ja, leider bin ich etwas heftig, das steckt so in mir," gab Sylvia zu, konnte sich aber nicht enthalten fast stolz anzufügen: „Gottlob, ich habe Temperament."

„Mochte er das denn leiden? Aber das ist ja nun egal. Also gute Nacht."

Und Sylvia konnte nun in ihr Zimmer gehen und mochte sehen, wie sie mit dieser Frage fertig wurde, die wie ein Blitzstrahl vor ihr niedergefallen war.

Viertes Kapitel.

Wie sie es mit Konrad Brügge verabredet hatte, ging sie am anderen Vormittag in das Atelier.

Die flüchtige Bemerkung Berties, daß er gehofft habe, sein Freund und seine Schwester sollten sich finden, kam ihr in Erinnerung. Wozu so etwas sagen? Das machte einen unwillkürlich ein bißchen unfrei. Hatte Bertie sich das unbedacht entschlüpfen lassen, während des erregten Gespräches? Oder war das auch so in der hier herrschenden Gewohnheit des offensten Beredens aller möglichen Gedanken gesagt? Wenn das der Fall war, wußte natürlich auch Konrad Brügge um diese Hoffnung. Wie fatal für sie.

Es kam Sylvia plötzlich vor, als habe in Konrads Benehmen gegen sie etwas besonders Liebevolles und zugleich Prüfendes gelegen.

Dies beschäftigte sie sehr stark als sie durch den kleinen, von ungepflegtem Buschwerk verwachsenen Garten ging.

‚Gewiß wird er mich bitten, mich modellieren zu dürfen. Es würde doch sehr interessant sein, wenn er meine Büste machte!'

Dann bemerkte sie auf einmal den Zustand des Gartens. Ob Paulette Contil wohl gar keinen Sinn für ihn hatte? Was für eine Blumenfülle hätte man hier hegen und pflegen können. Und wie viel reizende und zierliche und duftende Küchenkräuter. Ob das den Poetischen nicht für poesievoll galt? Rosen ziehen dürfen und ein Nelkenbeet haben, gehörte zu Sylvias Idealen.

Das scheunenartige Gebäude war auch innen von völliger Einfachheit, nur dem einzigen Zweck der Arbeit geweiht.

Außer einem Ofen in der Ecke und zwei Holzstühlen war gar nichts darin als Konrad Brügges Gerät, einige Gipsmodelle und hinter zwei stallartigen Verschlägen Tonklumpen und einige Marmorbrocken.

„Ei, Grüß Gott, Fräulein Sylvia," sagte Konrad Brügge, der mit einem langen weißen Kittel angetan, vor einem Modelliertisch stand.

Er hatte die Hände voll graubraunen, nassen Ton und schien dabei, um das, für Sylvia befremdende Skelett von drei Eisenstäben eine kleine Gestalt aufzubauen.

„Na schauen Sie sich nur um, derweil ich mir die Tatzen säubere."

„Was machen Sie da?"

„Eine Skizze zu einem Werk, das da herinnen schon fertig ist," sagte er und deutete mit dem Daumen gegen die Stirn.

„Zu was für einem Werk?"

„Ja — mein — — ich bin ein verrückter Kerl, Fräulein Sylvia. Ich kann nu mal nicht reden — so

vorher. Denn aus dem Reden wird meist Bereden. Und das ist Hineinpfuschen."

„Hier und was nicht besprechen! Ich denk', dazu lebt ihr zusammen."

„Die anderen ja. Ich aber nicht so eigentlich. Jeder hat so seine Weis'. Wenn mein Werk dasteht und der Bertie kommt nachher und schaut es an und kritisiert es — so ganz offen und niemand dabei — — dann profitier' ich . . . für das nächste Werk . . . dann gehen mir ein Dutzend Lichter auf . . . für das nächste Werk. So komm ich voran!"

Nun waren seine Hände rein, noch vom Waschen rot — aber doch, in all ihrer fleischigen Größe so schön — die Hand eines Mannes, der mit ihr köstlich arbeitet. Sylvia sah sie mit Wohlgefallen.

„Ihr macht so viel aus Bertie. Bitte, bitte, mißverstehen Sie mich nicht: ist er wirklich so viel? Schraubt ihr ihn nicht hinauf?"

„Eine echte Schwesterfrage! Gut. Versteh ich. Kommen's her, Fräulein Sylvia."

Er ergriff Sylvia am Oberarm und führte sie an den langgestreckten Tisch an der einen Längswand, wo lauter Gipsbüsten und Figuren standen und Hände und Füße lagen.

„Da," sagte er, auf einige Büsten und auf die Gestalt eines Kugelträgers deutend, der in Drittellebensgröße dastand.

„Da in dem Allen steckt der fränkische Bauer, der mit der Kraft protzen will, der sich einbildet, das sei

schon Kunst, die Natur gerad so nachäffen, wie sie ausschaut. Ja, so einer war ich — so ein Kraft- und Naturprotz! Und nun da: das ist unter Berties Einflüssen geworden!" Sylvia sah es auch mit ihrem ungeübten Auge: der Kugelträger, den Brügge noch einmal geschaffen, unterschied sich von dem ersten ganz erheblich. Bei dem ersten dachte man nur: der ist gewiß anatomisch großartig richtig! dem zweiten gegenüber empfand man vor allem, daß er eine schwere Last hob und man empfand es so deutlich, daß sich einem das Gefühl suggerierte, als solle man selbst so schwer tragen — Und dann die Büsten: man sagte sich, sie sind gewiß sehr ähnlich, aber ich kann es nicht beurteilen, denn ich kenne die Originale nicht. Die aus der anderen Epoche aber sprachen so zum Beschauer, daß man das Wesen der Dargestellten als bekannt und vertraut empfand.

Sylvia sagte es.

„Ei," meinte er erfreut, „das nenn' ich verstehen. Na ja — Berties Schwester."

„Ach bitte," sagte Sylvia ängstlich, „ich kann und weiß doch nichts."

„Und hier," sprach Konrad Brügge, „die beiden Arbeiten, von denen die Kritik sprach, die ich abends las".

Da war Contils Büste.

„In Gips natürlich ist es nicht halb das, was es in Marmor ist."

„Aber ich habe dasselbe Unbehagen wie dem lebenden Mann gegenüber."

Konrad Brügge lachte.

„Na da geben's nur Obacht, daß Sie sich nicht in ihn verlieben. Er ist so einer, den die Weiber erst hassen und dann lieben."

„Ach Unsinn. Er ist mir gräßlich."

„Pst — pst! Hier heißt's einander ertragen. Schließlich fördert das ja auch. Na und hier ‚das Weib'."

Er drehte eine Gestalt herum, die auf einer kleinen beweglichen Scheibe stand und von Tüchern umhüllt war.

Sylvia schrie auf.

„Das ist ja — das ist ja . . ."

„Das ist Paulette," sagte er seelenruhig.

Paulette und fast unbekleidet! Wie war das möglich! Es war natürlich nur ihr Kopf! Es sollte und durfte nur ihr Kopf sein! Aber selbst dann, wie hatte sie das erlauben dürfen?

Die Gestalt hatte das Haupt erhoben und ein wenig zurückgelegt, doch so, daß der Beschauer ihr noch voll ins Gesicht sehen konnte und nur die köstlichen Linien des Kinns und des Halses in erhöhtem Maße zur Geltung kamen. Der Blick war suchend und fragend, der Mund lächelte.

Sylvia fühlte, daß ein Ausdruck in dieser Gestalt und in diesem Gesicht war, den sie nicht ganz klar begriff, der sie aber beunruhigte und den sie vor allen Dingen nicht in eines Mannes Gegenwart auf sich wirken lassen wollte.

„Decken Sie das zu. Es ist sehr, sehr schön. Aber ich mag es nicht sehen."

„Es stört Sie nur, weil Sie Paulette von Angesicht zu Angesicht kennen," sagte er und deckte die Gestalt zu.

„Kann sein."

„Paulettes Kopf ist für Bildhauer wie für Maler das Schönste, was man denken kann."

„Aber wie kann sie ihn dazu hergeben!" rief Sylvia heftig.

„Das verstehen Sie nicht. Das müssen Sie lernen und werden Sie lernen, Kunst und Konvenienz zu trennen," sagte er ein wenig scharf.

Sie schwieg. Diese Worte deuchten ihr eine Einleitung, sie sollten eine Brücke schlagen zu der Bitte, daß auch Sylvia ihm gestatten möge, wenigstens ihre Porträtbüste zu machen. Voll Spannung wartete sie, entschlossen, es mit Entschiedenheit abzulehnen.

Er sagte aber nichts dergleichen. Im Gegenteil schienen seine Gedanken ganz wo anders. Ein Lächeln umspielte seinen Mund.

„Fräulein Sylvia," hob er an, „ich möcht' Ihnen schon was anvertrauen."

Er hatte eine naive Art, ganz kindlich, die zu seiner wuchtigen Erscheinung sehr drollig stand.

„Nun?"

„Dem Bertie und den Contils sag ich's nicht; bis es schwarz auf weiß ist. Aber die Aussichten sind gut, es ist beinah gewiß: ich verkauf ‚das Weib' um ein Bombengeld. Ein Amerikaner hat sich darin vernarrt. Denken Sie nur: Da kann ich dem Bertie schon die Hälfte des Geldes heimzahlen, das er mir vorgestreckt!"

Sylvia freute sich unbeschreiblich. Alles durcheinander freute sie: die Anständigkeit von Konrad Brügges Ge-

sinnung, die ihm bei dieser Vorfreude aus den Augen leuchtete; daß Bertie was von seinem Gelde wiederbekam; daß sie gestern abend bei all ihren Sorgen, daß die Freunde Bertie rupften, diesen Mann ausgenommen und ihm Berties Hilfe gegönnt hatte.

Er hatte natürlich von der komplizierten Mischung in dieser Freude keine Ahnung und sah darin nur reine Mitempfindung für seinen künstlerischen Erfolg.

„Ich gesteh' Ihnen, daß die Spannung mich ein bißchen an der Sammlung für die Arbeit hindert," sagte er.

„Dann machen Sie Feiertag und gehen mit mir spazieren. Im Haus ist so eine Grabesruhe, ich wage kaum mich darin zu rühren."

„Na, der Bertie und der Contil arbeiten eben."

„Und Paulette?"

Er zuckte die Achseln.

„Was weiß ich. Ruht oder liest oder steckt sich Gewänder zusammen."

„Also wir gehen?"

„Muß wohl ja sagen."

Dann wanderten sie die Straße am See entlang. Sylvia fühlte sich beruhigt, ja fast fröhlich in dieses Mannes Gegenwart.

Heut' war der Himmel blau in starken, tiefen Farben und so spiegelte er sich im See wieder, daß dieser in Lapislazulitönen schimmerte.

Sie gingen stadtwärts und der köstliche Prunkbau des Schlosses war, fern und dadurch zur Zierlichkeit verkleinert, vor ihren Augen.

Das Ufer drüben war so klar, daß man auf den Wäldern den gelbroten Schein des Herbstes sah.

Aus den alten Rüstern, die die Straße säumten, schwebten in stillem Fall zuweilen müde Blätter herab.

„Es ist entzückend."

„Ja," sagte Konrad Brügge lachend, „es fehlt bloß noch der bekannte, von Schwänen gezogene Nachen, aus dem Brokatstoffe ins Wasser hinabwallen und nachschleifen und auf den Bänken dieses Nachens schöne Damen mit geschlitzten Puffärmeln und die Laute schlagend, dann wär' der Öldruck fertig."

„Haben Sie denn keinen Sinn für Natur?"

„O doch schon. Bloß für so Landschaften, die Spaziergänger- und Touristenschönheiten sind, hab' ich nicht viel übrig. Und am meisten interessiert mich doch halt immer der Mensch. Ein schöner Kopf ist mir mehr als die großartigste Gegend," erklärte er.

So ausschließlich in seinem Interesse! Und hatte dennoch Sylvia nicht gebeten, ihm zu sitzen. Sie empfand es fast als Demütigung. Sie würde nein gesagt haben, gewiß, aber erbitten hätte er es können.

Sie glaubte ein über das Durchschnittsmaß hinaus gut aussehendes Mädchen zu sein. Sie durfte es glauben, denn viele hatten ihr gesagt, daß sie schön sei. Sogar Willy Mammling einmal, als von dem Aussehen dieser und jener Damen die Rede gewesen.

Also nur neben Makarie etwa war sie schön. Neben einer Paulette verblaßte sie?

Es schien gerade als sollte alles hier sie demütigen und als spränge aus dem kleinsten Ereignis und Gespräch ganz brutal die Frage heraus: Fand Robert das etwa auch?

Nach einer Weile, sie waren wohl an die zehn Minuten schweigend gegangen, sagte Sylvia ganz plötzlich:

„Woher stammt Paulette eigentlich?"

Konrad Brügge fuhr aus Gedanken auf. Er ließ sich überrumpeln.

„Paulette? Nun sie ist doch eine Tochter der bekannten polnischen Gräfin Symankowska, die aus Lust am Abenteuerlichen ihre Familie verließ und als Sängerin auf Variétébühnen umherzog. Contil fand Paulette in Paris. Er erkannte die Fähigkeiten zur feinsten Kultur in ihr und erzog sie zu dem subtilen Geschöpf, das sie ist."

„Ah," triumphierte Sylvia, „ich wußte doch, daß es einen Haken mit ihr haben mußte! Deshalb wollte Bertie mir nicht antworten."

Nun blieb Konrad Brügge stehen. Er pflanzte seinen Stock vor sich hin, legte die Hände auf die Krücke und sah Sylvia entrüstet an. Alle Knabenfröhlichkeit war aus seinem Gesicht verschwunden. Seine Augen blitzten.

„So," sagte er, „also hinterrücks haben Sie mich hineingelegt mit der Frag'? Und der Bertie hat's Ihnen schon verweigert gehabt? Wissen Sie, wie das ist? Halt nicht schön ist es! Und Haken hat's mit der Paulette, sagen Sie?! Bloß weil sie in trüben und verworrenen Verhältnissen ihre Kinderzeit hat verleben

müssen?! Ich mein', ein Weib müßt' sich fürs andere freuen, wenn's sieht, daß eine aus so was 'raus und in eine gute Lebensluft kommt! Ich mein', das wäre ethisch gefühlt. Eine jede kann sich eben leider nicht das Milieu für ihre Wiege aussuchen und Obacht geben, daß die fein in ein Philisterhaus zu stehen kommt."

So war Sylvia noch nie von jemandem heruntergeputzt worden.

Sie schämte sich aufrichtig, denn sie erkannte, daß das, was sie getan, wirklich nicht schön gewesen war. Nur leider, daß sie es zu spät erkannte.

„Vergeben Sie mir. Ich sehe jetzt erst ein, daß es nicht nobel war," sprach sie offen.

Diese Reumütigkeit auf der Stelle entwaffnete ihn. Er lachte wieder.

„Na ja, wenn man die Einsicht immer vorher hätte . . . Das pflegt so zu sein, daß die nachgehumpelt kommt. Wäre das nicht, würden eben keine Fehler gemacht und der Mensch wär' was Vollkommenes."

Sie gingen weiter und waren nun, nachdem es Streit und Versöhnung zwischen ihnen gegeben, vertraut, wie alte Freunde. Konrad Brügge bat nur, daß man es Bertie verhehlen wolle. Ganz gewiß spräche sich Paulette eines Tages selbst gegen Sylvia über ihre Mutter und ihre Jugend aus und Sylvia könne es wohl über sich gewinnen, bis dahin ihre Wissenschaft zu verschweigen.

„Bis vor ein paar Tagen," sagte Sylvia, „habe ich mich in großer Sicherheit bewegt. Aber ich bin herausgerissen, versteh' nicht, was andere tun und lassen,

versteh' mich selbst nicht und weiß schon beinah von keinem Wort und keinem Gedanken mehr, ob das so richtig und vernünftig ist. Und was am schrecklichsten ist: es wirkt zurück. Ich betrachte immerfort das Vergangene, so wie Sie sagten, darauf hin, was ich für 'ne Rolle darin spielte."

Er ahnte nicht, daß große Enttäuschungen hinter ihr lagen und ihr Herz an einer hoffnungslosen Liebe krankte.

Ganz munter sagte er daher:

„Nun, die ganze Sicherheit wird wohl so 'ne Ahnungslosigkeit gewesen sein. Aus der kommen manche all ihre Tage nicht heraus. Das sind die Analphabeten des Lebens. Das ist wie bei Kindern: ehe sie das A-b-c gelernt haben, machen sie sich weiter keine Sorgen um die Worte. Aber nachher, wenn die erst buchstabiert werden wollen! Ei, dann erweist sich's, daß es verflucht schwierige Dinger sind. Und das A-b-c des Lebens nun, das lernt sich eben schwer. Mancher buchstabiert sich daran um den Verstand und bleibt doch ein A-b-c-Schütz, bis Freund Hein, der Oberlehrer, sagt: z-u zu, klapp's Buch zu."

Seine Worte bewegten sie tief. Gern hätte sie ihn gebeten: sei mein Lehrer, hilf mir! Aber wieder fiel ihr die Bemerkung Berties ein, daß er gehofft habe, sie und dieser Mann sollten sich finden. So schwieg sie. —

Ein Tag folgte dem anderen, und Sylvia übersah nun besser ihres Bruders und seiner Freunde Dasein.

Wirklich kam eine Depesche, welche den Verkauf von „Das Weib" meldete, und Konrad Brügges Freude

äußerte sich in kindlichem Jubel. Sylvia mußte unwillkürlich an einen jungen Neufundländer denken. Und dabei war Konrad Brügge mindestens Mitte der Dreißig. Aber es stand ihm wohl an. Er hatte etwas vom Naturmenschen. Und von ihm allein ertrug Bertie auch gelegentlich ein lautes Wesen.

Der Verkauf wurde abends festlich gefeiert. Paulette erschien bei dieser Gelegenheit in einem phantastischen, weißen, goldbesäumten Gewand, das ihre Arme und Schultern sehr frei ließ. Es war sehr schön anzusehen. Aber Sylvia, trotz der starken Schelte, die sie von Konrad Brügge empfangen hatte, dachte doch still bei sich: ‚Wie im Tingel-Tangel! Ist Bertie denn blind?'

Sie war einmal in Berlin noch mit ihrer Mutter, mit Robert von Hollern und Bertie im Wintergarten gewesen und stellte nun im Geist Paulette fortwährend dort auf die Bühne. Sie konnte nun einmal gegen das Vorurteil nicht an. —

In dem kleinen Kreise, der so still für sich und so fern von der Welt zu leben schien, war aber immer Bewegung. Wenige Tage nach dem Glücksfall, der Konrad Brügge in seiner Bahn ein hübsches Stück vorwärts brachte, trat die Frage um die zu gründende Zeitschrift in den Vordergrund und wurde brennend. Bruno Brand und Max Ludolf Lender waren nach Berlin gereist und hatten dort mit Verlegern Konferenzen. Es schien nicht alles nach Wunsch zu gehen und Bruno Brand mußte nochmals nach München und wieder nach Berlin.

Aber endlich löste sich alles. Bertie gab vierzigtausend Mark dazu und half mit dieser Summe dem Verleger das Risiko tragen.

Das war, nach Sylvias Taxe, so ziemlich die Hälfte seines Vermögens. Aber sie wagte nicht einmal bei ihrem Freunde Konrad ein besorgtes Wort darüber anzubringen.

Diese ihre herzliche Beziehung zu dem Mann schläferte übrigens auch die Furcht ein, daß Bertie in unerlaubter Leidenschaft zu Paulette, zu seines Freundes Weib, entbrannt sei.

Sie sah, man konnte doch als Weib und Mann rein und gut befreundet sein, und Berties Genuß an Paulettes schönen Händen war sicher auch nicht mehr, als ihre Freude über Konrad Brügge und seine Art.

Sie vergaß nur eine Kleinigkeit dabei: daß ihr ganzes Wesen, all ihr Sinnen und Trachten von einem anderen Mann ausgefüllt war; daß dies sie wie eine Schutzwehr unsichtbar umgab und sie befähigte, selbst mit einem Konrad Brügge in argloseſter Kameradschaft zu bleiben.

Zwischen Paulette und ihr kam es, trotz des überfließend warmen Empfanges, den die andere ihr bereitet, zu keiner Herzlichkeit. Paulette war tagsüber meist unsichtbar. In die Contilsche Wohnung ging Sylvia nie und wurde auch nie dazu aufgefordert. Wenn es einmal geschah, daß Paulette den Garten betrat, etwa um sich bunte Laubzweige zu holen, oder in die Stadt ging, um irgend etwas zu kaufen, dann holte sie freilich Sylvia heran und lud sie ein, sie zu begleiten. Am liebsten

hätte Sylvia nein gesagt, denn es war ihr fatal, mit der Frau mit dem milchfarbenen Gesicht und dem ungeheuren rotbraunen Haarwust zusammen zu gehen. Außerdem hatte Paulette am Tage etwas Schläfriges, Ungewecktes.

Aber weil Bertie dabei war, als Paulette sie das erste Mal so bat: „Komm mit!“ mochte sie nicht nein sagen.

In der Stadt erwies es sich dann, daß Paulette ihr Portemonnaie vergessen hatte. Nun, das kam ja vor. Sylvia legte bereitwillig aus, und Paulette vergaß die Sache.

Bei diesem ersten gemeinsamen Gang in die Stadt war es Sylvia recht deutlich zum Bewußtsein gekommen, wie man ihnen oder vielmehr Paulette nachsah. Es gehörte ja auch nicht viel Phantasie dazu, um sich vorzustellen, was in so einer kleinen Residenz, die fernab lag vom raschen Strom des Weltverkehrs, über die Künstlerkolonie, die da draußen, sich so auffällig von allen absondernd, hauste, alles gesprochen und gelogen ward.

Es gingen so wenige Menschen auf den Straßen. Keiner aber sparte sich einen neugierig-interessierten, oder wohl gar lächelnden Blick. Denn Paulette sah wirklich mehr aus, als sei sie einem modernen Plakat entsprungen, denn wie ein Geschöpf der Wirklichkeit.

Wie gern hätte Sylvia bei der zweiten Aufforderung nein gesagt. Aber wegen der Geldgeschichte mochte sie es nicht. Nicht etwa, weil Paulette hätte denken können . . .

Nein, sie selbst wollte sich dazu erziehen, nicht kleinlich und mißtrauisch zu sein.

Aber beim zweitenmal fand es sich, daß Paulette nur ein paar lose Groschen in der Tasche hatte, die nicht von fern für das ausreichten, was sie alles kaufen wollte und mußte.

Sylvia genierte sich in Paulettes Seele hinein, es war ihr auch in Gedanken an Bertie peinlich, obschon der ja nichts davon wußte. Sie versicherte mit rotem Kopf, daß es ja gar nichts mache, aber auch gar nichts, bezahlte auch diesmal Paulettes Einkauf und ging dann nie mehr mit.

Inzwischen war schon wieder die Rede davon, daß Konrad Brügge Paulettes Kopf zu einer neuen Arbeit benutzen würde. Der Marmorblock wurde verschrieben. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Sylvia auch, daß Konrad Brügge sein eigener Steinmetzgeselle sei. Er konnte, was heute nur noch wenige Bildhauer können, selbst seine Werke aus dem Marmor heraus meißeln. Auch wenn er erst viel Aufträge haben würde, und einen großen Namen, wollte er, so war sein Vorsatz, sich Gehilfen nur für das grobe Heraushauen nehmen. Wie die alten Meister dachte er die letzte Hand stets selbst anzulegen.

Es war für Sylvia ein Stich, daß schon wieder Paulettes Kopf die Anregung gegeben. Ja, offenbar — ihr Gesicht war zu uninteressant, zu dumm ... Die Eitelkeit konnte einem hier abgewöhnt werden!

Diesmal sollte es eine Büste werden: „Der Traum." Das Tonmodell war schon fertig.

Konrad Brügge sagte, er wollte diesmal den Marmor tönen und eines Abends „stellte" er Paulette, um den Freunden eine Vorahnung des Effektes zu geben.

Paulette mußte auf einem Stuhl sitzen und wurde ganz mit weißen Tüchern umwickelt, damit Farbe und Form ihrer Kleider keinen störenden Ton bilde.

Dann drückte Konrad Brügge ihr einen breiten, schweren Kranz auf das halbgelöste Haar. Er war aus künstlichen bleichen Mohnblumen, in Farben, die nur eben über Weiß heraus sich zum Lila oder Rosigen tönten. Und mit diesem Schmuck, der das Haupt zu drücken schien, neigte sich das weiße Gesicht ein wenig, mit halbgeschlossenen Augen. Man hatte das Gefühl, als wolle sie sich anschmiegen.

Bertie und Contil zeigten sich hingerissen. Und Sylvia sagte sich, daß sie das freilich nicht könne, so einen bestimmten Ausdruck auf ihrem Gesicht, wie versteinert festhalten.

‚Komische Frau. Scheint beinah ihr Lebenszweck, schöne Posen machen zu können.'

Und die Männer hier machten so viel daraus, als sei es ein Verdienst.

Einmal, in ihrem kräftigen Ärger, sagte Sylvia das ihrem Freunde.

„Verdienst?" sprach er, „was heißt Verdienst?! Alles, was wir tun und lassen, wird erst durch seine Wirkung auf andere Verdienst oder Verderben. Also hat Paulette Verdienste, wenn sie uns durch ihre schönen Posen anregt. Übrigens ist's für mich das letzte Mal,

daß ich ihre Züge nehme. Es ist eine Gefahr darin, zu oft dasselbe Modell zu benutzen."

„Also Sie fürchten, sich in Paulette zu verlieben," lachte sie etwas gezwungen.

„Ich meinte es künstlerisch," sagte er und bekam einen roten Kopf vor Glück. ‚Sie ist eifersüchtig — eifersüchtig!' triumphierte es in ihm.

Im dumpfen Gefühl, wieder etwas Törichtes gesagt zu haben, verließ Sylvia ihn. Es war eben hier ihr Los, immer mit dem Kopf anzurennen.

Und sie, die bei den Mammlings oft hochmütige Gedanken gehabt und sich in ihrer heißen Sehnsucht nach Schönheit, geistigen Genüssen, mehr Wissen oder Verstehen wunder was vorgekommen war, sie mußte sich hier in eine Martha-Rolle bescheiden.

Wenn sie der Schuberg half und mit gewandten Händen in der Küche wie am Leinenschrank waltete und überall Dinge fand, die der Aufsicht und Auffrischung bedurften, denn der Schuberg war die Wirtschaft wirklich über den Kopf gewachsen, dann begab sich etwas Erstaunliches: sie fühlte sich vergnügt und behaglich. Es machte so viel Spaß, etwas vor sich zu bringen. Nicht zu glauben, aber so ein Stapel Handtücher, durchgestopft und mit Anhängseln neu versehen, der hatte etwas Befriedigendes. Und so ein Küchenschrank, an dessen Borden sich die frische Zier netter Häkelspitzen hinzog und aus dessen Tiefe der Atem noch feuchter Reinlichkeit herausquoll, der machte einen förmlich stolz.

Steckt so viel Prosa in jeder Frau? Oder war es das Symbol tiefen Hausfrauenglücks? Und diese einfach-fröhliche Tätigkeit machte den unruhigen Geist ruhig? Und die Gedanken friedlich hell?

Mochte klug daraus werden, wer wollte. ‚Ich versteh' das nicht, und ich versteh' mich nicht, und ich bleib' ein A-b-c Schütze.'

Ein Kummer war es für Sylvia, daß Bertie keine „vernünftigen" Zeitungen hielt, d. h. nur solche politische Tagesblätter, die man mit wahrer Spürhundsaufmerksamkeit durchschnüffeln mußte, um Sportnotizen und Marinenachrichten darin zu finden. Und da Bertie noch obenein manchmal was aus den Zeitungen herausschnitt, stand es ganz übel um die Nachforschungen. So gelang es ihr nicht, auch nur ein Wort über das Absegeln des Kaiserlichen Jachtklubs zu lesen. Und sie hätte doch gern gewußt, ob Willy den Spaß gehabt hätte, die Rennjacht „Libelle" in der Klasse IV siegen zu sehen.

Ebensowenig fand sie etwas über Roberts Ausreise. Diese mußte vor einigen Tagen erfolgt sein.

Es wäre doch ein Trost gewesen, im Geist seine Reise zu verfolgen.

Aber eines Nachmittags sah sie in ihrem Zimmer eine besonders gefaltete Zeitung auf dem Tisch. Sie war so hingelegt, daß man das Absichtsvolle sogleich erkannte.

Gerade griff sie danach, als ein lautes Sprechen und dumpfe Stöße sie erschreckten. Was war denn das? In diesem stillen Hause.

Mit dem Blatt in der Hand lief sie hinaus. Die Haustür stand sperrangel weit offen. In ihrem Rahmen lehnten Bertie und Contil.

Draußen hielt ein Gefährt, einer jener flachen Wagen, auf denen Eisenbahngüter an- und abgefahren werden. Vier Pferde standen keuchend und erschöpft.

Hebebäume waren an den Wagen gelegt, und einige Männer, sowie Konrad Brügge selbst arbeiteten schwitzend daran, den mit Ketten umschlungenen Marmorblock herunter zu bringen.

Ein scharfer Wind fuhr die Straße entlang und trieb Staub hoch; drüben der See wogte und hatte kleine weiße Spitzen auf den Wellen. Ein unfroher Herbsttag war es.

Einer derben, harten Männerarbeit zuzusehen, die klug verteilte Kräfte fordert, ist immer anziehend.

Sylvia trat zu ihrem Bruder, der in seiner Empfindlichkeit als Stubenmensch sich den Rockkragen hochgeschlagen hatte, zum Schutz gegen den Herbstwind.

Aber die Sache draußen kam noch nicht vom Fleck. Konrad Brügge schien etwas mit den Männern zu beraten. Da fiel Sylvia die Zeitung wieder ein, und sie suchte. Bertie beobachtete sie. Nicht ohne Grund hatte er ihr die ihm zufällig in die Augen gefallene Notiz hingelegt. Nun sah er es: Sylvia wurde ganz blaß. Es hatte sich also nichts in ihr verändert.

Still ging sie weg, setzte sich in Berties Stube und schenkte den ringenden und keuchenden Männern draußen keinen Blick mehr.

Sie hatte unter den Marinenachrichten gelesen, daß der Ablösungstransport für S. M. S. „Germania“, Transportführer Korvettenkapitän von Hollern, an Bord des Lloyddampfers „Bayern“ in Neapel angekommen sei.

Schon in Neapel! Dann war Robert gar nicht so lange bei seiner Mutter gewesen. Oder der Transport war bis Genua ohne ihn gegangen und er war per Bahn nachgereist.

Mit der ganzen brennenden Anteilnahme, die ein liebendes Weib auch dem kleinsten Detail widmet, das mit dem Geliebten zusammenhängt, saß Sylvia und dachte über dies alles nach.

Draußen ging der dumpfe Lärm weiter. An einem leisen Erzittern des ganzen Hauses merkte Sylvia, daß der viele Zentner schwere Block nun wohl mittelst der Hebebäume auf dem Erdboden entlang gewälzt werde.

Wieder und wieder las Sylvia die Notiz. Schwarz auf weiß hatte sie es nun: er war fort. Dies war das gedruckte Dokument der Trennung.

Bisher hatte sie einem Traum geglichen, gegen den trotziger Wille angeht und sagt: Es ist nicht wahr, kann nicht wahr sein!

Da stand es nun, es war gewiß. Und Meile auf Meile legte sich zwischen sie, und in dieser Stunde war er schon um eine Station auf diesem Trennungswege weiter, und sein Blick ging schon über die orangegelbe, nackte Küste Afrikas.

Und keine Rückkehr — wenigstens nicht zu ihr, in ihr Leben, an ihr Herz — — —

Da fuhr sie auf.

Was war das? War das nicht ein Schrei — nein, ein Aufbrüllen gewesen — kam das aus einem Menschenmund?

Eisiger Schrecken lief ihr fröstelnd durch die Adern.

Stille?

Nein, dumpfes Sprechen. Ein Ruf des Schreckens — —

Sie lief wie gejagt hinaus.

Vorn? Nein, da war nichts als die Spuren, daß hier eine Riesenlast über Rasen, Beete und zerknickte Gebüsche gewälzt worden war.

Und diese Spur ging um das Haus herum, als habe eine granitene Walze alles niedergelegt.

Sylvia sah es nicht — sie lief aber doch dieser Spur nach, wie von selbst.

Durch den Garten führte die und ging auf Konrad Brügges Atelier zu — —

Und da war ein Schreckensbild — .

Auf dem Boden lag er, bewußtlos, mit dem Angesichte eines Toten.

In blödem Schrecken standen die Arbeiter um ihn.

Bertie kniete daneben und tastete an den Händen des leichenhaft Ausgestreckten.

Und es war, als habe sich über den verwilderten, sonnenlosen kleinen Garten eine unendliche Traurigkeit gelegt.

Er war die Stätte eines Unglücks geworden. Er war dafür bestimmt gewesen und hatte bereit gestanden, es einzulassen.

Aufweinend fiel Sylvia neben ihrem Bruder auf die Knie.

Unfern, an dem Marmorblock lehnend, verharrte Contil mit verhülltem Gesicht.

Nun lag das steinerne Ungeheuer ruhig, es hatte, nachdem es eine Kette zerrissen, einen neuen Schwerpunkt gefunden und lagerte in eherner Unbeweglichkeit neben dem, der mit ihm gerungen und dem es das Bein zerschmettert.

„Ist zum Arzt geschickt?“ fragte Sylvia aus ihren Tränen.

Es war noch nichts geschehen. Der Schreck schien schon Ewigkeiten zu dauern, obgleich er erst vor Minuten auf alle niedergefallen war.

„Ja — ein Arzt — ,“ sagte Contil, „wo ist hier einer?“

Sie hatten noch keinen gebraucht.

Aber Sylvia stürzte schon ins Haus zurück. Die Schuberg mußte doch wissen ... Und sogleich kam sie schon wieder mit Tüchern, Kissen, Wasser, Essig. Was sie nicht tragen konnte, schleppte die schlotternde Schuberg nach. Und ein Arbeiter mußte eines der Pferde lossielen und hineinjagen in die Stadt ....

Die vor Mitleid und Schreck stummen und dummen Männer gehorchten ... Sylvias Befehle waren sicher und schnell. Alle Tränen waren ihr versiegt.

Man schob dem Verunglückten eine große Decke unter und trug ihn darauf in das Atelier, wo Sylvia aus Kissen und Decken ein Lager bereitete.

Es war ein stilles, rasches Hin und Her. Und in all dieser Arbeit des sorgenden, atemlosen Mitleides bemerkte Sylvia nicht, daß Contil verschwand und dann auch Bertie.

Dieser freilich kam rasch zurück. Er fand seine Schwester dabei, wie sie, neben Konrad Brügge knieend, ihm Schläfen und Stirne mit Essig und Wasser wusch.

Der bewußtlose Mann war ganz bläulich um Mund und Nase herum.

Gerade ihn, den Starken, an keinen Schmerz Gewöhnten, hatte dieser erste, furchtbare, der ihn traf, umgeworfen.

Jammer im Herzen sah Sylvia ihn an. Was war da zerstört worden! Diese kühne, wuchtige Männergestalt, — eine Freude sie anzuschauen war es gewesen. Wie ein Held aus sagenhaften Wickingerzeiten erschien er. Und seine gerade, fröhliche Art hatte so gut zu dieser blonden Hünenerscheinung gepaßt. Sie erhöhte den Eindruck des Ursprünglichen, Kraftvollen, Unberührten.

Wie schritt er aus! So schreiten unbekümmerte Eroberer.

Und nun vielleicht ein Krüppel, ein Lahmender für alle Zeit!

Wenn nicht gar ein Sterbender — — Schon so lange lag er bleich und stumm —

Sylvia legte ihr Ohr auf sein Herz. Es schlug! O, Gott sei Dank! Und ihr Auge feuchtete sich.

„Er lebt," flüsterte sie Bertie zu, der an Konrad Brügges anderer Seite kniete.

Er erhob sich sofort wieder.

„Ich will es Paulette sagen," murmelte er, „die Ärmste! Sie liegt in Weinkrämpfen vor Angst. Ihre zarte Psyche erträgt das brutale Entsetzen nicht."

Sylvia sah ihn an — groß, staunend und dann mit einem übermächtig in ihr aufquellenden Zorn.

„Ah —" stieß sie heraus, und es war ein Laut so elementaren Widerwillens, daß Bertie ihn verstehen mußte!

Verbarg er das, oder war er blind und taub . . . er ging wirklich . . .

„Er kommt . . . er kommt," flüsterte die Schuberg aufgeregt.

Ja, er kam zu sich. Sylvia sah es. Ein schweres Aufatmen hob seine Brust. Die Lider zuckten, und das Auge öffnete sich ein wenig. Aber sogleich schloß es sich wieder und ein Ausdruck peinvollster Art zitterte über das bleiche Gesicht hin.

Sylvia neigte ihr Haupt dicht über ihn. „Gleich kommt der Arzt," sagte sie leise; „schmerzt es sehr?"

Er sah sie an. Und wirklich, er versuchte zu lächeln, herzzerreißend in dem männlichen Wunsch sich zu bezwingen.

Er bewegte auch seine Finger . . . . „Gott . . . . meine Arme . . . . die hab' ich noch," flüsterte er.

Die Arbeit, die Arbeit! Das war seine erste Empfindung! Die Gewißheit, weiter schaffen zu können — —

Sylvia ergriff seine beiden Hände, erhob sie ein wenig und drückte sie stark.

„Heil und ganz!" sagte sie mit einem so freudigen Ausdruck, als könne sie ihm damit die Schaffenskraft für zahllose Werke zuschwören.

„Wann kommt der Arzt?" fragte er stöhnend.

„Bald, gleich — gewiß gleich — —"

„Und meine Beine — beide hin — ein Krüppel —"

Er schloß die Augen. Immer heller ward sein Bewußtsein und erfaßte völlig das Schreckliche.

„Beide?" fragt Sylvia . . .

Sie sah entsetzt zu der Schuberg auf, die zu Häupten des Verunglückten stand. Wie denn? Beide? Nur das eine Bein schien zerschmettert, nur das linke, denn nur da war der Stoff, der es bekleidete, von Blut befleckt und zerrissen und es lag wie ein schlaffes Anhängsel. Aber auch das rechte konnte gebrochen sein . . . wenn er so fühlte . . . Die gute Schuberg vermochte nichts, als Sylvias entsetzten Blick bekümmert zu erwidern.

Nein, das konnte aber doch gar nicht sein . . . Wie Sylvia sorgenvoll so an seiner ganzen Gestalt entlang sah, deuchte ihr doch, daß die rechte Seite heil sein müsse. Und in einer Anwandlung von Courage, die ihr das Mitleid gab, umfaßte sie mit ihren beiden Händen seinen rechten Fuß, hob ihn und fragte:

„Tut es weh?" und fühlte sofort selbst, daß da alles in Ordnung sein müsse.

„Nein," sagte er, „nein."

„Es ist das linke, nur das linke," jubelte Sylvia ihm zu. Alles schien leichter und erträglicher, weil es nicht so ganz furchtbar war, wie er selbst glaubte.

Er lächelte sie selig an. Sie hatte ihm eine Engelsbotschaft zugerufen.

„Nur das — linke!" stammelte er und verfiel abermals in Bewußtlosigkeit.

— — — — — — — — — — — — — — —

Aus der Tiefe ihres geduckten Daseins, das so in widerwilligem Schweigen und wenig anerkanntem Abrackern sich hingeschleppt hätte, war die Schuberg mit einem Mal zu einer bedeutenden Stellung emporgewachsen.

Zu ihren vielen Obliegenheiten waren noch zwei neue hinzugekommen. Sie war Hilfskrankenwärterin und Ehrendame geworden.

Diese letztere Eigenschaft blieb uneingestanden und unbesprochen. Denn in diesem Hause, wo man die Konvenienz verlachte, hätte man es höchstens albern von Sylvia gefunden, wenn sie die Schuberg für sich so reklamiert haben würde. Es war Sylvia auch selbst nicht um den bloßen Schein; sie würde es selber verlacht haben, wenn ein weibliches Wesen prüde Ziererei an den Tag gelegt hätte, wo es galt, einen kranken Mann zu pflegen. Aber es gab ihr ein angenehmes Sicherheitsgefühl, wenn die Schuberg durch ihr häufiges Kommen und Gehen kein ungestörtes Alleinsein zwischen ihr und Konrad Brügge ermöglichte.

Denn er hatte einen Ton jetzt . . . einen Ton . . . Und in seinen blauen Kinderaugen war oft ein Ausdruck . . .

Er lag in seinem Atelier. Die Ärzte hatten es für unmöglich erklärt, den wuchtigen Männerkörper zwei Treppen hoch in das Giebelzimmer hinauf zu tragen.

Ein paar Tage war es ein wüstes Krankenzimmer gewesen: ein Bett, mitten im Raum und rings die Gipsmodelle und das Tonlager und sonst nur die zwei Holzstühle und diese als Ersatz für Tisch und Schrank.

Dann aber, als Konrad Brügge sich von dem großen Blutverlust und von den Folgen der Chloroformnarkose etwas erholt hatte und eingeschient und sachgemäß gebettet lag und seine Freunde wieder anlächelte, dann waren Bertie und Contil und Sylvia an eine eifrige Dekorationsarbeit gegangen. Ein schöner Wandschirm, der Contils gehörte, teilte einen Raum ab. Ein paar Stühle aus Berties Schreibzimmer, von dort auch ein Tisch und einige Felle schufen eine Sitzgelegenheit für die Freunde, wenn sie etwa an Konrads Bett einige Abendstunden verleben wollten. Sylvia gab ihr Büchergestell her und füllte es mit Büchern und Mappen aus Berties Zimmer. Und ganz zuletzt kam Paulette und brachte eine große, röhrenartige Vase, in welcher sich Kiefernzweige mit Früchten und rotgelbes Buchenlaub befanden.

Hiervon machten dann Bertie und Contil ein Aufhebens, als sei das mehr als was sie sämtlich bisher für Konrad Brügge getan.

Dieser lag geduldig und machte gelegentliche Anfälle von Zorn gegen das Schicksal, in welchem er dann nicht unkräftig und nicht sehr wählerisch schimpfte, durch erhöhte Fügsamkeit immer schnell wieder gut.

Die Schuberg, die er eigentlich früher fast übersehen, war auch zu seiner besonderen Freundin aufgerückt. Er

spaßte mit ihr, neckte sie ein wenig derb und amüsierte sich dann an ihrem halb geschmeichelten, halb genierten: „Aber nee, Herr Brügge ..." Sehr viel ließ er sie auch über Sylvia sprechen, für welche die Schuberg schwärmte.

„Das hätten Sie bloß einmal sehen sollen," berichtete sie immer wieder, „wie sich Fräulein benahm! Ja, das steht so 'n rechtes Frauenzimmer auch wie von selbst an: zugreifen, helfen, kein Gejammer, aber praktisch und mit Herz! Na, was die andere is — die kriegte Schreikrämpfe. Ja, ja, das ist 'n anderer Art Schlag."

Nachdem Konrad Brügge diese Geschichte das erste Mal gehört, brachte Sylvia ihm gleich danach gerade seine Fleischbrühe.

Während er, dessen Oberkörper sich in ein wenig erhöhter Lage befand, mit dem Löffel die beiden Eidotter zu erwischen suchte, die immer entglitten, sagte er eigentlich mehr vor sich hin:

„Das Wort Nächstenliebe — das kann mein junger A-b-c-Schütz aber tadellos buchstabieren."

Sylvia wurde rot.

„Das sind die kleinen Selbstverständlichkeiten im Leben. So einen schönen Strauß zusammenstellen und herbringen ist mehr," sprach sie. Denn es war ihr vorgekommen, als ob sich auch Konrad mehr darüber gefreut hätte, als die Sache verdiente.

Dies machte ihm nun wieder viel Spaß.

„Sie sind ein kantiger Mensch, Sylvia. Das gefällt mir. Und alle Augenblicke entschlüpft Ihnen mal 'n Wort, das mehr aus Ihrem Innern verrät, als Sie

wollen und als klug ist. Das gefällt mir noch viel mehr. Mit Ihnen weiß man, wie man dran ist, und ich denk' mir halt: viel verbindliche Gesichter kriegen die nicht von Ihnen zu sehen, die Sie nicht leiden mögen."

Am liebsten hätte sie gesagt:

„Ich weiß einen, dem das offenbar nicht gefiel."

Aber sie ermahnte ihn nur pflegsam und bevormundend, seine Suppe nicht kalt werden zu lassen. Er aß ganz artig.

„Ach, wie tut es gut, so als Kind behandelt zu werden. Unter der Fürsorge und dem Befehl kluger Weiblichkeit zu stehen," sagte er behaglich. „Da lebt sich's wie unter Engelsfittichen."

„Aber das nachher!" fügte er nach einem Weilchen umdüstert hinzu. „Jetzt lieg' ich hier fein — meinetwegen sogar interessant Paulette zufolge — jetzt hab' ich all' das Mitleid und die Pflege! Nachher, wenn der Krüppel aufsteht? Denn wer weiß, wie's heilt?! Ein zweifacher Bruch! Schenkel und Schienbein! Das ist 'ne verfluchte Geschichte. Und nachher, wenn ich so herumhumple, dann sieht man eben nicht mehr den Mann, sondern bloß den Hinkefuß, und welches Mädel nimmt den?"

„Das Mädchen wäre zu verachten, das sich daran stieße," rief Sylvia feurig und dachte, daß sie Robert genommen hätte und wäre er zehnmal lahm gewesen.

„Sylvia!" rief er leise und sehr innig. Sie nahm die Suppenschüssel und lief davon, und seit jenem Tage war eben die Schuberg ihr selbst und dem ganzen Hause unbewußt zur Ehrendame geworden.

Fünftes Kapitel.

Sylvia schrieb an Makarie:

„Herzenskarie! Heute ist schon der zwanzigste Oktober. Ich hätte Dir wohl längst melden sollen, daß ich nicht, wie wir verabredet hatten, um diese Zeit nach Südersood kommen kann. Das heißt aber nicht etwa, daß ich überhaupt nicht komme, sondern nur, daß ich es aufschieben muß. Keineswegs bin ich hier mit so heimischen Gefühlen, daß ich immer bleiben möchte, nur im Moment kann ich nicht weg. Hier ist nämlich vor zehn Tagen ein Unglück passiert. Der beste Freund von Bertie brach sich zweimal das linke Bein. Ginge ich, wäre keine rechte Pflege. Denn die Schuberg, eine en-tout-cas-Person, eine Perle für Bertie, kann nicht alles allein bewältigen, wenn noch so ein hilflos Bettlägiger zu besorgen ist. Bertie müßte eine Diakonissin oder einen Wärter annehmen. Das kostet Geld. Bertie lebt so wie so über seine Verhältnisse. Ich will ihm sparen helfen und die Geschichte hier auch noch ein bißchen besser übersehen lernen. Denn hier geht es zu!!!

Anders zwar als wir uns das gedacht haben, und die drei Ausrufungszeichen wollen nichts Liederliches

andeuten. Hier wird weder getrunken noch gespielt, und alle sind auch immer gekämmt und gewaschen und haben reine Wäsche. Du weißt, daß wir, Du und ich und Willy, in diesem Punkte Sorge hatten. Bertie ist sogar mehr als soigniert. Gräßlich zahm und zimperlich.

Und was furchtbar Komisches muß ich Dir schreiben: Dein Bild steht noch auf Berties Tisch. Das von damals, dicht ehe Du Dich mit Willy verlobtest. Damals bist Du der reine Staaken gewesen, so dünn und lang. Und daß so 'n kluges Menschenkind wie Du so dumm aussehen konnte. Aber ich habe beobachtet, daß fast alle Menschen auf ihren Jugendbildern dumm aussehen. Woraus man schließen könnte, daß das Modische an sich einen Anschein von Intelligenz gibt, während das Altmodische einfältig wirkt. Komische Augentäuschung! Was? Wir hängen doch sehr von dem ab, was wir sehen und wie wir's sehen.

Ob Bertie Dich noch liebt, kann ich Dir aber trotzdem nicht sagen, und zu welchem Zweck es dasteht, das Bild, weiß ich nicht. Das Drollige ist aber: die Freunde behandeln Bertie als unsterblichen Mann. Ob man so was wohl von sich wissen kann? Ob es die mitlebenden Freunde wissen können? Nun, natürlich Schiller und Goethe müssen es ja wohl von sich gespürt haben. Aber so die Unsterblichen zweiter, dritter, vierter Garnitur? Die gibt's doch auch! Weißt Du, solche, die man nur in der Literaturstunde lernt und nachher nicht mehr so recht hinzubringen weiß. Kann ja sein, daß Bertie so was wird. Ich versteh' natürlich nichts davon. Aber

dann wirst Du mit unsterblich, da hilft dir kein Gott davon.

Sie nennen Dich hier ‚das erste Weib in Bertie Aschroths Leben'. Ist es nicht zum Schreien?! Guck doch mal Dein altes Bild an. Du mußt und wirst es selbst so finden: staakig und dumm. Aber weißt Du, wie die hier es finden: voll Herbheit und Hoheit. Also Dein Willy kann sich immer darauf gefaßt machen, daß seine Frau noch ins Konversationslexikon kommt, wenn auch nicht durch ihn. Na, ich denke mir, einsam wird man sich da nicht fühlen.

Herzenskarie, ich weiß, Briefschreiben ist Dir gräßlich. Aber nun laß mal ein paar Bogen von Stapel. Ich muß alles von Euch genau wissen. Sogar von Peter. Ach, auch er war doch ein Stück jener köstlichen, unvergeßlichen, letzten Tage des Glückes.

Von hier schreibe ich Dir gern so viel und was Du willst. Ich weiß ja nicht, ob es Dich interessiert, sonst sollte es heute an Mitteilungen nicht fehlen.

Habt Ihr wohl Karten oder Briefe von Robert bekommen? Er ist doch wohl schon in Colombo, wenn nicht gar in Singapore. Vergiß nicht mir alles zu schreiben. Immerhin kenn' ich doch Robert schon lange Jahre, und da hat man unwillkürlich ein kleines harmloses Interesse.

Hier sind wir nur fünf Personen zur Zeit. Zwei von Heriberts Brüdern in Apoll sind abwesend. Mir scheint, sie sind unterwegs als Kommis-Voyageurs der geistigen Bestrebungen und des Ruhms dieser ‚Gruppe

Aschroth'. (Bertie hinge mich auf, wenn er dieses läse). Konrad Brügge, der Bildhauer, ist ein genialer Mensch und auf dem sichern Weg zum großen Ruf. Ein blonder Hüne. Und wie die denn meist sind: treuherzig und offen wie ein Kind. Also beinah 'ne Type. Er ist der Verunglückte. Dann sind da die Contils. Ein Ehepaar, ich sage Dir, so was hast Du noch nicht erlebt.

Sie heißt Paulette und ist rasend schön. Nicht wie die Damen in unseren Kreisen schön sind. So anders, ganz unglaubhaft; wie eine stilisierte Zeichnung. Ich finde sie greulich!!! Da sind drei Ausrufungszeichen eigentlich zu wenig. Ich fürchte, Bertie ist in sie verliebt. Ob er es sich wohl selber gesteht? Ob dieser Contil nicht eifersüchtig ist? Ich sage Dir, das ist ein Mensch! Sprechen tut er wenig, mit mir fast gar nicht. Aber er soll unerhört fein sein. Er soll das Gras der Kultur wachsen hören! Na, meinetwegen. Aber er ist auch greulich!!! Auch noch mehr, als drei Ausrufungszeichen sagen.

Hat Robert Dir eigentlich noch sein Bild als Korvettenkapitän geschenkt?

Denke Dir, ich glaube, diese Contils haben keine reine Freundschaft für Bertie, sondern nützen ihn aus.

Während Konrad Brügge ein so goldklarer, sonnenheller Charakter ist, daß einem warm und sicher ums Herz wird, wenn man an ihn denkt. Ich bin sehr mit ihm befreundet. Und Konrad Brügge sagt auch, daß Bertie wirklich was ist!

Stell Dir vor, Herzenskarie, ich bin auf diese Paulette eifersüchtig. Sie wird hier gemeißelt und besungen und bewundert ohne Ende. Ihre Mutter ist eine Gräfin Symankowska gewesen, die als junge Witwe ihrer Familie durchbrannte und ins Tingel-Tangel ging. Willy erinnert sich vielleicht. Ich glaube, so etwas wissen Männer immer. Ob diese Paulette auch so was gewesen ist, kann ich nicht sagen. Aber so schauspielern und darstellern tut sie immer.

Ich ärgere mich selbst über mich. Ich sollte viel zu stolz sein dazu. Und immer hab ich auch gedacht, eifersüchtig sei man nur in der Liebe. Nicht wahr, es ist verrückt?

Aber auch ich will Dir nur sagen: es ist, weiß Gott, kein schönes Gefühl, wenn immerfort, immerfort, alles was passiert, einem eigentlich so gewissermaßen zuschreit: ‚Du bist nichts, Du kannst nichts!‘

Mir wird, so scheint es, nicht einmal so viel zugetraut, wie dazu gehört, einen Ehemann glücklich zu machen! Und diese Paulette hat gleich halbdutzendweise das männliche Geschlecht anbetend zu ihren Füßen.

Und immer habe ich mir eingebildet, ich sei gerade keine Vogelscheuche. Ja wohl! Kuchen! Man muß ein Gesicht wie von Milch (aber mit 'n Schuß Wasser!) haben und einen Haarwuchs, der ganz und ganz gewiß ein bißchen nachgefärbt ist und dazu schläfrige Augen. Dann ist man schön. Ich bin's nicht.

Dein Vetter Robert hat mich auch vielleicht ganz häßlich gefunden.

Ach, Makarie — — —

Laß diesen Brief Willy nicht lesen. Verbrenne ihn — natürlich den Brief und nicht Willy — sofort, denn er ist verrückt.

Wie soll man auch klar schreiben, wo das Leben so verworren ist. Konrad Brügge sagt, manche lernen das A=b=c des Lebens nie buchstabieren. Zu diesen gehört sicherlich Deine Freundin

Sylvia Aschroth."

Sie wagte im Grunde genommen auf keine Antwort zu hoffen. Makarie schrieb eigentlich nie Briefe. Selbst die kargen Mitteilungen an ihre Familie mußte Willy ihr abnehmen. Das war keine Faulheit bei ihr, aber sie behauptete, sie sei aus der Übung gekommen sich auszudrücken.

Konrad Brügge fragte jeden Tag nach, ob eine Antwort da sei. Einmal war es ihm auf seinem Lager eingefallen, daß Sylvia ja Mitte Oktober fortgewollt habe. Sie beruhigte ihn. Sie habe gerade schon an Mammlings geschrieben. Und wie alle Leidenden, die nur auf das angewiesen sind, was ihnen an Anregungen und Mitteilungen herangebracht wird, sich selbst aber gar nichts holen können, so begann auch Konrad Brügge an den Nebensachen des Lebens mehr und mehr Interesse zu nehmen. Wenn Sylvia ihn verließ, wollte er wissen, was sie im Hause zu tun habe und wann sie wiederkomme.

Er bemächtigte sich gleichsam aller ihrer Angelegenheiten und machte sie zu den seinen. Unerschöpflich war

sein Interesse an Sylvias Jugend, an dem Inhalt ihrer letzten Lebensjahre. Es tat ihr so wohl, davon zu sprechen. Wer hatte denn je so viel Teil an ihr genommen?

Und so unerschöpflich wie sein Interesse war ihre Mitteilsamkeit. Nur einen Namen nannte sie niemals.

Sie hatte schon begriffen, daß dieser Name und seine Bedeutung in Konrad Brügge seligste Hoffnungen zerstören würde.

Sie wollte diese Hoffnungen nicht ermutigen, gewiß nicht. Aber es war so schön zu wissen, daß jemand lebte, der solche Gedanken an ihre Person knüpfte.

Auch hielt sie sich oft im stillen verständige Reden.

War es klug, noch immer einem Manne nachzutrauern und sehnsüchtige Gefühle an ihn zu hängen, der doch so offenkundig nichts von ihr wissen wollte?

Lockte hier nicht eine schöne Aufgabe? Mußte es nicht herrlich sein zu beglücken, wenn man denn selbst nicht glücklich sein darf? Und galt es hier nicht vielleicht, einem großen Künstler die Bahn aufwärts erleichtern, wenn man als Frau ihm einen warmen Herd zum Ausruhen bot und tapfer und treu alles, auch Not und Sorge mit ihm trug? Das schien doch noch ein Lebensinhalt. Wenn Sylvia die Aufgabe auf sich nahm, dann wußte sie doch für den Rest ihrer Tage, wohin mit sich.

War das nicht auch ein tröstlicher Gedanke?

Und dann, wie aufstachelnd dieser andere: was Robert sagen würde? Ob es ihn nicht dennoch tödlich kränken mußte?

Ja, das sollte es. Gerade das! Wenn er hörte: wenig Wochen nach meiner Abreise verlobte sie sich mit einem anderen! O, das mußte ihn treffen!

Dann mußte er doch glauben, daß Sylvia schon damals vielleicht, an Bord der „Lubina", das Bild dieses Konrad Brügge in ihrem Herzen getragen! Dann war auch die Demütigung von ihr genommen, daß er ihr stummes Liebeswerben gespürt und verstanden und — abgewiesen habe.

Daß sie bei all diesen Gedanken nicht mehr mit harmlosem Sinn Konrad Brügge begegnete, war selbstverständlich.

Und er, der Hoffende, der sehr Verliebte freute sich an ihrer wachsenden Befangenheit, und jedes Erröten ward ihm ein Beweis, jedes unfreie Lächeln ein Versprechen.

Der kleine Garten war nun ganz kahl. Die Herbstwinde bliesen die gelben Blätter herunter, und was sie noch sitzen ließen, streifte der dicke Morgennebel mit seinen nassen, geheimnisvollen Händen still von den Reisern. In den Birkenzweigen, die wie braune Bindfäden mit sehr vielen kleinen Knoten darin, auf das Atelierdach niederhingen, war nun gar kein Goldgesprenkel mehr. Eine Kiefer, die im Sommer ihre Krone unbeachtet zwischen dem Grün der anderen Bäume versteckte, wurde nun ein wichtiger Baum und prahlte fast mit ihrer unvergänglichen Sommerfarbe.

Den ganzen Tag wölkte aus dem kleinen Schornstein auf dem Atelierdach der Rauch. Das Feuer im Ofen

durfte nicht ausgehen, sollten der Bettlägerige und seine Besucher zum Behagen kommen.

Es war davon die Rede, daß der Verband gegen Weihnacht abgenommen werden und dann zunächst eine Durchleuchtung des Beines mit Röntgenstrahlen stattfinden sollte.

Bei der Erwähnung dieses Vorhabens und im Maße wie der Termin dazu immer näher rückte, wurde Konrad Brügge sehr erregt.

„Sie sollen sehen, Sylvia, ich behalte einen Hinkefuß. Das mir — gerade mir . .! Nicht war, zu mir paßt's nicht, das Krüppelhafte?" fragte er heftig.

„Das paßt wohl zu keinem Menschen."

„Freilich nicht. Und dennoch . . . es ist da ein Unterschied. Ein Maler, der erblindet, ein Musiker, der taub wird, nun, das ist wohl gräßlich. Ein tauber Maler . . . das erträgt sich. Nicht? Stellen Sie sich Bertie hinkend vor. Meinen Sie nicht, daß seine Gedichte und Essays ebenso schön bleiben? Daß er als Mensch ebenso interessant wirkt? Aber so'n Kerl wie ich! Als ich diente, war da kein General, der zur Inspektion kam, dem der riesenhafte Flügelmann nicht gezeigt ward. Wie so'n Musterstück ward ich behandelt. Und nun stellen Sie sich mal vor, daß ich hinkend vor dem Marmorblock herumhopse, aus dem ich glatte, schöne Menschenleiber herausmeißeln will. Das ist ja Widersinn — das ist beleidigend. Das ist Schmach."

„Ruhig, bitte, bitte ruhig," sagte Sylvia und nahm seine Rechte.

„Ach das liebe gute Händchen,“ sprach er und tätschelte es zärtlich mit seiner Linken.

„Lassen Sie nur, die Hand ist ja doch nur häßlich!“

„So — wer sagt das?“

„Na, es würde Ihnen doch nicht einfallen sie zu modellieren, wie Sie mit Paulettes Hand taten. Denn der große Briefbeschwerer auf Berties Schreibtisch, wo auf dem Stück grünschwarzem Marmor die gelblich getönte Hand liegt — das ist doch Paulettes Hand?“

Er sah sie spitzbübisch an.

„Mein kleiner A-b-c-Schütz ist gräßlich eitel.“

„Ich? Gar nicht!“ sagte Sylvia mit rotem Kopf und nahm ihre Handarbeit wieder auf.

„Oder eifersüchtig.“

„Ich, gar nicht!“ und Sylvia nähte an dem Handtuchsaum mit erhöhter Geschwindigkeit.

„In wie wenigen Menschen steckt doch soviel innere Freiheit, daß sie das zugeben! Na meinetwegen, Sie sind also nicht eitel und nicht eifersüchtig. Aber ich will Ihnen trotzdem sagen, weshalb ich Ihre Hand und Ihr Köpfchen nicht modelliere und wohl niemals modellieren werde. Wollen Sie es hören?“

Sein Blick wurde so warm, sein Ton so zärtlich. Angstvoll ahnte Sylvia eine Erklärung der erregendsten Art....

„Ich bin nicht neugierig.“

Er lachte, gut und liebevoll.

„Donnerwetter, was haben wir da für Tugenden auf einem Haufen. Nicht eifersüchtig, nicht eitel, nicht neugierig. Beinahe Musterkarte.“

Nun mußte sie auch lachen, und die Gefahr war für diesmal vorbei; es blieb in Sylvia nur das brennende Verlangen doch zu wissen, warum denn nicht . . . .

Die Schuberg kam mit der Post und mit einem Imbiß, der das zweite Frühstück darstellte.

Konrad Brügge hatte einen Brief und einige Kreuzbänder, und auch Sylvia bekam einen Brief.

Von Makarie! Endlich.

Auf den fragenden Blick Konrad Brügges sagte sie es. Aber es war ihr lieb, daß er etwas zu lesen hatte und daneben die kleinen belegten Brötchen verzehrte, die die Schuberg ihm auf einem Teller aufs Bett gesetzt.

Die Schuberg blieb noch und sah nach dem Ofen und kramte im Hintergrunde herum.

Durch die großen Fenster im Dach fiel das Licht des hellen Wintermorgens kalt und klar herein.

Sylvia, ihre Näharbeit auf dem Schoß, den Rücken gegen ihre Stuhllehne, saß und las. Der Brief war ganz Makarie! Man glaubte sie sprechen zu hören.

„Mein Schatz! Höflich ist es gerade nicht von mir, Dich acht Wochen warten zu lassen. Mit Redereien davon, wie schade es ist, daß Du noch nicht kommst, verschon' ich Dich. Du weißt ja, wie wir es mit Dir meinen, Willy und ich. Aber nun stürz' ich mich noch flink in die Tinte, denn sonst komm' ich nie dazu. Wir fahren nämlich morgen nach Hamburg. Willy sagt, wir müssen. Ich habe keine Lust, nicht die Bohne. So über Weihnacht mit all den Schwägern und Schwägerinnen Familie simpeln, das ist mir gräßlich. Was Familie?

Ich hab' meinen Willy geheiratet und nicht seine zwei Brüder nebst deren Gattinnen. Wenn nicht Mutter Mammling wäre! Um deretwillen füg' ich mich natürlich. So 'ne seelengute Mutter! Bloß sie macht manchmal solchen Augenaufschlag, als wäre es ein Malheur, daß wir keine Kinder haben! Ich bitte Dich, was sollten wir mit Babies! Und Mutter Mammling hat ja auch Enkel genug. Der Haager Mammling, weißt Du, der Generalkonsul, Willys ältester Bruder hat vier. Ein halbes Dutzend hat der Hamburger Mammling. Komische Menschen, solche Großmütter. Damit könnte sie doch zufrieden sein.

Also: wir fahren nach Hamburg. Aber bloß für sechs Tage. Nachher sind die Damen in der Familie auch schon ganz vergnügt, wenn wir wieder abreisen, denn ich kompromittiere sie heftig mit meinem einzigen Kleide. Kleider machen Leute! Bemerke die Feinheit im Sprichwort, das gleich den Plural setzt!

Eben kommt mein Willy und fragt, ob ich noch schreibe. Er ist starr über meine Erklärung, daß mein Brief noch dreimal so lang werden muß.

Aber damit er vorwärts kommt, will ich ein bißchen Ordnung in die Sache bringen. Also:

1. Robert hat uns noch sein Bild als Korvettenkapitän geschenkt. Es ist einfach famos. Halbe Figur, Galauniform. Steht ihm tadellos. Hängt groß an der Wand im Salon, denn Willy ist so spendabel gewesen, es einrahmen zu lassen.

2. Wir haben von jeder Station, die der Dampfer anlief, ein Lebenszeichen von Robert bekommen, meist Ansichtspostkarten, die letzte von Singapore, und übrigens ist Robert in Shanghai schon an Bord von S. M. S. Germania gegangen, wie wir in der Zeitung lasen.

3. Ist Peter leider sofort, nachdem wir die Lubina und die Libelle zur Winterruhe auf die Werft gebracht hatten, auf einem Slomandampfer nach dem Mittelmeer angeheuert worden. Er hat aber schon aus Messina geschrieben. Hier die Kopie: „Gnädige Herrschaft, wollte melden das ich zufrieden bin wenn auch nicht so wie mit gnädige Herrschaft. Ich wollte melden, daß ich in Südersood in meine Kammer meine Pfeife mit den Silberdeckel vergessen habe. Wäre gnädige Frau so gut und hebte ihr auf und das Keiner daraus raucht, so währe es sehr gut. Indem ich bei bester Gesundheit grüße bleibe ich die gnädige Herrschaft wohlgewogener

Peter."

Du wirst zugeben, daß dies wieder zum Tränenvergießen ist, Willy und ich sprangen vor Vergnügen. Wir nehmen Peters Brief natürlich mit nach Hamburg.

4. Wir haben die Lubina und die Libelle diesmal nicht nach Kiel, sondern nach Hamburg auf die Werft gegeben, was Dich aber wohl nur mäßig interessiert, denn trotz Deines glücklichen Debüts geht Dir der höhere Pli doch noch ab in diesen Dingen.

So, dies wäre alles ordnungsgemäß erledigt. Von unserm Leben will ich nichts erzählen, es könnte Dir bange machen und das „währe" verkehrt. Es ist köstlich.

So einsam und so frei. Und dann dies Verstehen mit Willy, dies Gefühl, den festesten und taktvollsten aller Männer neben sich zu haben!

Nun komme ich erst zur Hauptsache. Also mein Bild steht auf Berties Schreibtisch? Dies und alles was Du dazu mitteilst, ist, wie Du sehr richtig bemerkt hast, einfach zum Schreien. Komisch oder albern! Was soll das? Er redet sich doch nicht vor, er trauere mir nach? Ich verbitte mir das mit dem Bild und befehle Dir, es fortzunehmen, wenn Du gehst. Offen oder heimlich. Stiehl es. Den Diebstahl will ich wohl auf mein Sündenkonto nehmen. Es soll da nicht sein. Ich bin Willys Frau. Mein Bild gehört nicht auf den Schreibtisch anderer Männer. Daß Bertie Dein Bruder und mein Jugendfreund, ist hier keine Entschuldigung, weil die Kinderei zwischen uns so albern aufgebauscht wird.

Und Du bist in Sorgen, daß Bertie in diese Paulette, die ja ein sonderbares Gestell sein muß, verliebt sei? Das sollte mir leid tun für Bertie. Ich habe ihn bislang für einen Ehrenmann taxiert. An tragische Leidenschaften und solchen Kram glaube ich nämlich nicht. Kann ja mal vorkommen, daß eine Frau nicht glücklich ist mit ihrem Mann und umgekehrt. Das schluckt man dann still herunter. Und sollte es einem mal so anwandeln, daß man von einem anderen denkt: „Der scheint wahrhaftig netter als meine bessere Hälfte" — na, dann geht man der Gefahr aus dem Weg.

Ich halte es für Deine Pflicht, da einzugreifen. Ebenso in Berties Finanzwirtschaft. Leute, die ihr

Geld nicht verwalten können, müssen bevormundet werden, sagt mein Willy. Die Berties Geld betreffende Stelle ist nämlich die einzige aus Deinem Brief, die ich Willy vorlas, was Du wohl verzeihst.

Darf ich zum Schluß mal indiskret sein, meine alte Dearn? In Deinem Brief ist viel von dem Bildhauer die Rede, und Du lobst ihn bis über die Puppen. Wenn Du den Mann nun so treulich pflegst, soll's mich wundern, wenn die Geschichte nicht mit einem Heiratsantrag endet. Bist Du gewiß, daß seine Gliedmaßen wieder heil werden — denn heil und ganz muß ein Mann sein, soll man rechten Respekt haben; wieso und warum kann ich mir selbst eigentlich nicht erklären, aber ich bin immer stolz auf Willy, wenn ich ihn kühn und gewandt auf dem Wasser und zu Lande sehe — also wenn seine Gliedmaßen heil werden: nimm ihn!!! Ich kann auch drei Ausrufungszeichen machen wie Du siehst. Sieh mal, ich bildete mir doch ein, ich wäre in Bertie verliebt. Aber als Willy, den ich doch so wenig kannte, um mich anhielt, da kriegte ich einen so komischen Schauder, und ich dachte, es wäre doch fabelhaft interessant, sich zu verloben und endlich authentisch zu erfahren, was das mit dem Heiraten auf sich hat.

Stelle also fest: ich war in Bertie verliebt, oder glaubte es zu sein und nahm Willy!

Und wie glücklich bin ich geworden. Willy ist einfach tipp — topp! In jeder Hinsicht. Seitdem weiß ich: die Liebe kommt in der Ehe.

Deshalb nimm Du auf meine Verantwortung ruhig den blonden Hünen.

Ein bißchen Geld hast Du, damit kannst Du ihm vorwärts helfen, denn ich nehme an, er hat nichts. Solche Art Leute haben immer nichts. Und wenn er so genial ist, wie Du sagst, wollen wir ihn schon hoch kriegen. Der Haager Mammling hat ja eine blödsinnig reiche Frau und eine ganze Sippe da. Ebenso Ludwig Mammling in Hamburg. Und dann all die großen Herren, mit denen Willy vom Jachtklub her befreundet ist.

Und nun Schluß! Willy hat fünfmal 'reingequäkt. Ich soll nämlich mit. Es sollen noch ein paar Hasen geschossen werden. Die nehmen wir Mutter Mammling mit.

Vergnügte Feiertage. Keinen Gruß an Bertie, und wenn seine Unsterblichkeit auch sogar erster Garnitur wäre! Deinen Konrad Brügge aber kannst Du grüßen. Ob er wohl so viel Erfindungsgabe hätte, für unsere neue Jacht ein Gallionfigur zu zeichnen? Was er natürlich aus purer Gefälligkeit für die Freundin seiner Freundin tun müßte, denn mit unseren Moneten ist es ja nicht so, daß wir Kunstmäcen spielen können. Willy ist nämlich dabei ein kleines Modell zu bauen, gegen dessen Schönheit die Lubina bloß ein Wickelkind ist. Sobald wir für die Lubina einen Käufer haben, wird die neue Jacht gebaut. Hilf nur schon Namen ausdenken. Denn sie soll einen ganz aparten haben. So einen, der weder in Cowes noch in Travemünde noch in Kiel jemals gehört ist.

Es grüßen Dich Willy und Makarie.

P. S. Und das laß Dir um Gottes willen nur nicht von Deinem neuen Freund einwenden, daß das Leben eine verworrene und schwere Geschichte sei. Es ist die

netteste und einfachste Chose von der Welt. Besonders natürlich, wenn man solchen Mann hat wie Willy und all den Affenkram von Gesellschaft und Bildung nicht nötig hat."

„Nun?" fragte Konrad Brügge, „ist es sehr unbescheiden, oder darf ich wohl etwas aus dem Briefe hören? Es hat schon eine Zeit gedauert, bis er kam — aber jetzt scheint's halt ein Bombenschriftstück?"

Warum sollte Sylvia nichts daraus mitteilen? Nur die beiden Sätze über Robert und die ganze Abhandlung über eine etwaige Heirat mit Konrad Brügge eigneten sich nicht zum Vorlesen.

Er hörte genau zu.

„Diese Frau ist köstlich," sprach er dann. „Die gefällt mir. Ganz einseitig. Urteilt tapfer drauf los. Aber so beneidenswert sicher auf ihrem Platz."

„Meinen Sie auch, daß ich mich in Berties Angelegenheiten mischen soll?"

„Unter gar keinen Umständen. Sie haben gar kein Recht dazu."

„Ich bin doch seine Schwester."

Er lachte.

„Eine Logik aus der Kinderstube. Berties Lebenszweck ist doch nicht Ihr Bruder sein, sondern sich als Individualität betätigen."

„Ach, ich weiß manchmal gar nicht mehr, steht er auf einer Höhe oder an einem Abgrund."

„Das vereint sich ja. Das kann ja beides der Fall sein," sprach er ernst.

„Sie fürchten also auch, daß diese greuliche Paulette ihm gefährlich ist oder werden kann?" fragte sie voll Eifer.

„Wenn es Ihnen egal ist, sprechen wir nicht davon. Es wäre nicht in Berties Sinn."

„Ich denke, wir sind doch Freunde," sprach sie sehr betonend.

„Das berechtigt uns aber nicht, in indiskreter Weise über Bertie zu sprechen."

Da konnte sie also wieder einmal eine Zurechtweisung einstecken. Aber wunderbarerweise nahm sie von Konrad Brügge alles hin, es kränkte sie gar nichts, was von ihm kam. So ging es, sie hatte es wohl beobachtet, auch Makarie ihrem Willy gegenüber.

War das ein Anzeichen? Ein Beweis? Seltsam.

„Na, woran denken wir?" fragte er, dem ihr Ausdruck auffiel.

„An Makarie. Ob wohl wirklich nur ihr festes Vertrauen zu ihrem Mann ihr ganzes Dasein so merkwürdig klar und einfach macht."

„Kann schon sein. Wird sogar sein. Die zwei passen, scheint's halt, besonders zusammen."

„Aber Sie können sich nicht vorstellen, wie anders, wie ganz anders Karie früher war. Sie hat nach ihrer Heirat rein ihr Wesen umgekrempelt. Und sehen Sie — einmal muß ich das zu einem Menschen sagen! — es ist darin so etwas Demütigendes. Das hat mitgeholfen mich unsicher machen. Ich hab' Zeiten, wo ich denke: im Mann, in der Ehe liegt allein die Sicherheit und Klarheit des Lebens für uns. Und dann andere, wo sich

alles in mir dagegen aufbäumt. Ich möchte aus mir selbst etwas sein. Nicht des Haltes und der Vollendung durch einen Mann bedürfen. Eine Persönlichkeit sein und werden, die aus der alleinigen Kraft ihres eigenen Wesens vor sich selbst und vor anderen rühmlich besteht."

Er sah sie mitleidig an. Ihr heißes Wünschen und Wollen griff ihm ans Herz.

„Ja, mein Kind," sagte er, „um dies letztere zu erreichen, da gibt's für Männer wie für Frauen nur den einen, den gleichen Weg. Er führt durch die Arbeit im Beruf! Kann für Frauen auch beispielsweise der Eheberuf sein. Wobei ja sonnenklar der Ehemann nicht Zweck sondern Mittel ist. Sich den Mitteln anbequemen, die zur Vollendung heiliger Zwecke führen, kann ein verständiges Wesen nie demütigen. — Sie wissen nicht recht, wohin mit sich selbst? Ich begreife nicht, weshalb man ein Mädchen von Ihrer Intelligenz nicht bei Zeiten einen ausfüllenden Beruf lernen ließ?"

‚Weil ich sechs Jahre hangend und bangend gewartet habe, ob der eine, den ich liebte, die Gnade haben würde, um mich anzuhalten', dachte sie bitter.

Und ihre Mutter hatte das durchschaut und mitgewartet. Und Mütter kennen doch das Leben besser als Töchter. Warum hatte ihr die Mutter nicht gesagt: warte nicht auf ihn, suche dir einen Lebensinhalt, der dich von dieser Hoffnung unabhängig macht!

„Jetzt," so schloß Konrad Brügge und sah sie ernst und sehr liebevoll an, „jetzt glaube ich, es liegt Ihr Glück und Ihre Zukunft in der Ehe."

Er sagte nicht ‚in der Ehe mit mir'. Er sprach die Bitte nicht aus, die ihn bewegte.

In diesem Augenblick würde Sylvia ohne Besinnen ja gesagt haben.

Sie fühlte so deutlich, daß dieser Mann ihr sehr überlegen war. Und seine Worte im Verein mit dem Geist souveräner Zufriedenheit, der aus Makariens Brief sie anwehte, erweckten ihr die Überzeugung: Ja, in der Ehe wäre ich geborgen. Sie wollte heiraten. Sie wollte ihn nehmen, wenn er um sie anhielt. Nun war es beschlossen.

Sie machte nachher einen langen Spaziergang nach Zippendorf zu, immer am See entlang. Der Schnee, der den ganzen Morgen schon in ganz vereinzelten weißen Stäubchen vom grauen Himmel herabgetändelt kam, fing nun an, emsiger zu fallen. Es war der erste dieses Winters, und er fand auf leichtgefrorener Erde die Stätte sich sacht anzuhäufen.

Als Kind hatte Sylvia ihm entgegengejubelt.

Nun schien ihr dieser lautlose, weiße, kalte Fall leichter Flocken so traurig. So wie ein Symbol der Hoffnungslosigkeit. Man hört sie nicht, aber eisig umgibt sie einen und deckt alles, alles zu — —

Mit einer merkwürdigen Stille im Herzen kam sie heim.

Bertie saß schon bei Tisch. Aber hier war es nicht Sitte, Unpünktlichkeiten übel zu vermerken.

„Ein Telegramm," sagte er und tippte auf das neben seinem Teller liegende. „Bruno Brandt und Max Ludolf Lender kommen heute abend zurück."

„Ach du meine Güte!" rief Sylvia mit einem sehr deutlichen Ausdruck des unerfreuten Schrecks.

‚Wenn ich mir doch die impulsive Art abgewöhnen könnte,' dachte sie dann gleich reuevoll.

Denn Bertie sah sie gekränkt an und sagte sehr entschieden:

„Du wirst zwei sehr bedeutende Männer kennen lernen."

„Wo sollen sie denn schlafen?" fragte sie und dachte trotz aller Vorsätze gleich schon: ‚Das fehlte mir noch, daß ich deretwegen etwa aus meiner Stube muß.'

„Oben im Giebelzimmer. Denn Konrad Brügge wird ja noch lange unten liegen müssen. Und ehe er dann nachher Treppen gehen kann — —"

„Wieso denn? Ich denke, heutzutage ist es ganz was Einfaches, Beinbrüche heilen."

„Ja, wenn die Knochen auch glatt heilen — bis die Sehnen wieder zusammenwachsen und die Gehfunktionen ausgeübt werden können . . ."

„So wie ich Konrad kenne, wird ja das rechte Leiden erst für ihn anfangen, wenn er ausgeschient ist, gehen soll und doch noch gar nicht kann."

„Gewiß, und das müssen wir ihm recht erleichtern," bestätigte Bertie.

‚Das will ich,' dachte sie, ‚als seine Braut! Robert soll es erleben! Aber ich will sehr, sehr gut zu Konrad sein.'

Es kam ihr ganz leicht vor. Der Samariterbeigeschmack gab nur einen Anreiz mehr.

Ja, dazu war sie fähig: einen leidenden, ungeduldigen Mann zu pflegen, zu ertragen. Robert hatte ihr das sicher nicht zugetraut!

O, er würde sich überhaupt wundern. Erst über ihre Opferfähigkeit und dann nachher, wenn Konrad Brügge erst ein ganz, ganz großer Künstler war, über die fürstliche Stellung, die er einnahm und mit ihm seine Frau. Frau Sylvia Brügge! Wenn sie sich dann begegneten! Denn das mußte einmal kommen! Wo blieb sonst die Genugtuung!

Alle Jahre hatte sie stillhalten müssen und warten wie es dem Schicksal gefällig sei mit ihr zu spielen. Nun wollte sie ihrerseits mit dem Schicksal spielen. Was Schlechteres konnte dabei auch nicht herauskommen.

Es war abgemacht!

Gleich nach Tisch lief sie zu Konrad Brügge hinüber, um ihm zu sagen, daß sie sich den ganzen Nachmittag nicht um ihn kümmern könne, weil oben das Zimmer für Bruno Brand und Max Ludolf Lender zurechtgemacht werden müßte.

Und dabei lächelte sie ihn an . . .

Der Vorsatz war in ihr, ihm liebevollste Gesinnung zu zeigen, ihm mit Blick und Gebärde zu sagen: wage es nur, um mich zu werben! Aber dieser Vorsatz ließ sich doch seltsam schwer ausführen und das Lächeln wurde zaghaft verschämt.

Und gerade deshalb hielt er alles für echte, tiefe Herzenswahrheit und sah sie strahlend an, ein Mann, der nur noch schwieg und wartete, weil dieses Schweigen

gar zu süß schien, dies Warten so voll Hoffnungsseligkeit war.

Am Abend kamen dann die beiden Freunde. Gleich nach ihrer Ankunft ging man zu Tisch. Paulette saß oben, Sylvia unten an der kleinen Tafel und an jeder Seite derselben je zwei der Männer.

Sylvia fühlte sich wieder als Null, als Luft. Sie entschädigte sich dafür, indem sie zu ihrer inneren Genugtuung beide Männer unangenehm fand. Bruno Brand hatte kurz geschorene schwarze Haare, sie sahen beinahe wie ein Mausefell aus und weil sie in einer Schneppe in die Stirn wuchsen, und auch sonst ringsum so scharf im Ansatz wirkten, schien es, als habe er eine Mephistokappe auf. Er hatte ein verärgertes, nervöses Gesicht, trug einen Kneifer mit dicken schwarzen Rändern und war bartlos. Er schien viel älter als die übrige Gesellschaft, um so sonderbarer stand ihm seine Tracht: ein hellblaues Flanellhemd, braune Joppe und breiter schwarzer Seidengürtel. Diese Kleidung war zu jugendlich und zu sommerlich.

Max Ludolf Lender ähnelte in seiner Tracht mehr Bertie und hätte wie ein Mann aus der Biedermeierzeit ausgesehen, wenn er nicht so dick gewesen wäre.

‚Dazu gehört Taille,' dachte Sylvia. ‚Ob es damals wohl keine dicken Leute gegeben hat? Wohl nicht so viele, denn die tranken nicht so viel Bier.'

Max Ludolf Lender aber sah bierfröhlich und selig aus. Ein rosiges Vollmondgesicht mit blondem Schnurrbart, der besonders dadurch merkwürdig und komisch war,

daß er in der Mitte unter der Nase einen sehr breiten Scheitel zeigte.

Wie hob sich neben diesen doch Konrad Brügges Erscheinung ins Edel-Menschliche, während diese hier von jedem Zeichner mit drei Strichen zur Karikatur umgewandelt werden konnten.

Was sie sprachen war für Sylvia, trotz ihres nun schon drei Monate währenden Aufenthaltes hier, ein Buch mit sieben Siegeln.

Bruno Brand hatte irgend einen Aufsatz geschrieben. Es schien, daß darin von angewandter Lyrik in Bezug auf die Stimmung in der Wohnungseinrichtung die Rede gewesen sei. Das hörte Sylvia heraus.

Dieser Artikel sollte ein kolossales Aufsehen erregt haben. Alle Welt sprach nur davon. Man erwartete eine neue Epoche. Die Gegner lagen in wütenden Krämpfen. Und was nicht sonst noch alles. Die Tafelrunde exaltierte sich.

Paulette küßte im Namen der Anwesenden Bruno Brands Stirn.

Dann las Max Ludolf Lender ein Gedicht vor, das er heute in der Bahn gemacht.

Es kam Sylvia vor, als wären es hübsche warme Verse, die anzuhören erfreulich war.

Aber die Anwesenden zeigten sich bis zur Erschütterung ergriffen. Diese Verse waren eine Tat! Es war die neue Lyrik! Die Epoche nahm ihren Namen von Max Ludolf Lender, wenn man die Höhe ihrer lyrischen Produktion bezeichnen wollte.

‚Kann dies alles sein? Wenn auch so ein Artikel wirklich etwas taugt und nützt, wenn auch so ein Gedicht wirklich schön ist, spricht dann in der Tat die ganze Welt davon? Hat sie wirklich so viel Neigung und Muße, sich darum zu kümmern? Habe ich denn früher keine Augen gehabt? Denn auch vordem ist doch schon derlei produziert worden. Dreht sich denn all das Heil der Welt und ihr Interesse wirklich um künstlerische Produktion? Ist sie das Wichtigste in der Zeit?‘ fragte sich Sylvia.

Hatten diese kein Maß, oder fehlte es nur ihr? Überschätzten sie sich und ihre Bedeutung, oder unterschätzte sie die Welt? War die Erfindung einer Maschine, der Durchstich eines Tunnels nicht viel wichtiger für die Kultur als ein lyrisches Gedicht?

Doch schien es in diesem Kreise keine Wichtigkeit zu geben, keine Frage außer dieser: welchen künstlerischen Einfall hast du heute gehabt?

Ob es wohl Männer gab, die sich und ihre Wichtigkeit richtig bewerteten?

Und da fiel ihr Robert ein. Welche ruhige Festigkeit, ohne Lärm von sich zu machen.

Max Ludolf Lender sah manchmal mit seinen schwimmenden Äuglein wohlgefällig zu ihr hin und trank ihr auch einmal zu. Bruno Brand aber war auf Contils Höhe: von derselben herab konnte man auf so kleine Erdenwürmer nicht blicken. Aber diese völlige Nichtbeachtung war bei Bruno Brand echter als bei Contil. Von ihm fühlte Sylvia sich immer versteckt beobachtet.

Sie glaubte bestimmt, daß er sehr dringlich ihre Abreise wünschte.

Nach dem Abendessen zog man in einer Prozession, die Max Ludolf Lender vorschlug, hinüber in das Atelier, an das Lager des Freundes.

Voran ging Paulette. Sie trug ihr lila Kleid und hatte den bleichen Mohnblütenkranz auf ihren rotbraunen Haarwust gedrückt. In der hocherhobenen Rechten hielt sie ein brennendes Licht.

Im Gänsemarsch folgten ihr, jeder mit einem Licht, die Männer. Sylvia mit der Lampe zuletzt.

Sie gingen lautlos und langsam. Der kleine Garten lag voll Schnee. Er lastete im Gezweig der Büsche und drückte es sperrig auseinander. Rings in den Nachbargärten und im Gehölz war weißes Schweigen. Vom schwarzblauen Himmel blinkerten unruhig in ihrem Glanz die Lichtpünktchen der Sterne.

Das kleine Stückchen Schneenacht, das man hier sah, war nur ein Winkelchen vom Wundergarten der weiß verhüllten Natur.

Und doch wirkte es auf Sylvia überwältigend. Und der im Grunde doch so harmlose Scherz dieses Zuges mit Lichtern durch den verschneiten Garten erschien ihr wie eine Entweihung.

Sie fühlte sich ganz fremd hier. Und dies Fremdsein ergriff sie wie ein plötzlicher Schmerz.

‚Eine Stätte haben, wo ich wirklich hingehöre!‘ dachte sie.

Konrad Brügge freute sich der Lichterprozession, die zu ihm kam und sah vergnügt zu, wie die Gesellschaft sich dicht an seinem Bett um den Tisch gruppierte, während Sylvia mit der Schuberg Gläser und Flaschen holte.

Paulette tanzte nachher und posierte als „Traum“ und Max Ludolf Lender improvisierte ein Gedicht auf den Marmorblock, der noch draußen unter federleichter Schneedecke verzaubert läge, während in seinem weißen Innern schon das edle Werk, das künftige, der Meisterhand entgegenharre, die es daraus befreien solle.

Contil und Bruno Brand gingen später im Hintergrund des Raumes auf und ab und sprachen fortwährend halblaut über wichtige Fragen. Es schien, sie konnten nie unwichtig sein. Lender aber entwickelte sich als guter Junge von etwas kalbriger, wenn auch gedämpfter Fröhlichkeit und fing an, Sylvia Schönes zu sagen, was Konrad Brügge offenbar ein belustigendes Schauspiel war.

Bertie und Paulette saßen merkwürdig schweigsam beieinander; wenn aber Bertie das Wort an sie richtete, schien es immer bedeutungsvoll.

Endlich fiel es jemand ein, daß es schon zwölf Uhr sei und daß Contil und Bruno Brand noch etwas zusammen arbeiten wollten; daß ferner der Arzt für den Patienten ein gewisses Stillleben als das wünschenswerteste bezeichnet hatte.

Alle brachen auf. Sylvia rief die Schuberg, denn sie mußten noch ein wenig aufräumen; man konnte Brügge nicht zumuten, neben einem Tisch zu schlafen, auf dem

leere Gläser, Flaschen, Zigaretten, Aschenschalen standen. Auch mußte die Schuberg nochmal Kohlen aufschütten, denn der leichte Bau war nicht zur Menschenwohnung bestimmt und kältete über Nacht schrecklich aus.

Bei dem Hin und Her, vom Atelier zum Hause durch den verschneiten Garten sah Sylvia oben in Contils Wohnung das Licht in seinem Arbeitszimmer aufglänzen.

Vorn im Garten, neben dem Hause, sprachen noch Menschen. Es schien, daß Bertie mit Lender, vielleicht auch mit Paulette, die schöne, stille Winternacht ansah. Man hörte das etwas fette Lachen Lenders.

Dann wurde es wieder still.

Welch ein reiner Atem in der Nacht. Die Kälte wirkte erfrischend. Ihr fehlte noch die schneidende Grausamkeit des großen Frostes.

Die Sterne droben schienen nicht sicher an ihren Plätzen zu stehen, so wackelten die Lichtpünktchen.

Schwer an einem Kohleneimer tragend ging die Schuberg an Sylvia vorbei, stieß an die Büsche, so daß diese ihre weißen Schneetupfen, die zwischen den sich gabelnden Zweiglein gefangen lagen, herabwarfen.

Sylvia schlug sich den Schnee vom Kleid und ging der Frau nach. Es gab ja noch eine Handvoll Sachen zu holen.

„Ach — ich dachte schon, Sie kämen nicht mehr …“ rief Konrad Brügge. Er schien angstvoll gewartet zu haben. Er hatte vielleicht gedacht, daß er die Gelegenheit verpaßt habe, ihr gute Nacht zu sagen.

„Ich muß doch unserer guten Schuberg noch ein bißchen helfen.“

„J was macht' ich ohne uns' Fräulein,“ rief diese vom Ofen her.

„Der gute, frische Schneegeruch in Ihren Kleidern!“ sagte Konrad Brügge einatmend.

„Es ist eine schöne, reine Nacht.“

Mit Rasseln und Krachen schaufelte die Schuberg Kohlen in das Ofenloch.. Die Glut polterte unter der schwarzen Last, die auf sie fiel, zusammen.

Es war ein behagliches Geräusch. Es gab im Gegensatz zu dem kalten Hauch, den Sylvia mit hereingebracht, die Vorstellung von guter, sicherer Wärme.

„Gute Nacht denn,“ sagte Sylvia.

Er hielt ihre Hand fest.

„Sie wissen, was morgen für ein Tag ist?“ fragte er.

„Ja, und ich denke, alles ist gut und glatt geheilt. Aber darauf sind Sie gefaßt, daß Sie trotzdem nicht sofort leichtfüßig davonspazieren können.“

„Natürlich. Die rechte Geduldsprobe fängt erst an,“ sagte er, und folgte mit seinen Blicken der Schuberg, die wieder hinaushuschte.

„Also nochmals gute Nacht.“

Aber Konrad Brügge hielt ihre Hand noch immer fest.

„Haben Sie bemerkt, der Max Ludolf macht verliebte Augen?“

„Ach, das ist ja Unsinn,“ sagte Sylvia verlegen.

„Nicht wahr? Für den ist diese liebe, liebe Hand nicht gemacht. Die halte ich,“ sprach er und suchte Sylvia näher an sich heranzuziehen.

Ihr Herz klopfte bis zum Halse hinauf.

Sie begriff. Der Augenblick war da. Sie versuchte, ihm die Hand zu entziehen, ohne sich eigentlich dessen bewußt zu sein. Er hielt sie desto fester. Es war wie ein kleines Ringen.

„Die möcht' ich so gern für mich allein haben, daß ich sie nicht einmal modellieren will."

„Die Schuberg . . . wo bleibt sie . . ." sagte Sylvia; es war gar kein Sinn darin, daß sie nach der Schuberg fragte.

Er schien es auch gar nicht zu hören. Immer streichelte er ihre Hand und sah liebevoll in ihr Gesicht.

„Darf ich morgen was fragen — morgen, wenn der Doktor sagt, daß ich wieder ein gerader Mensch werde?"

„Was denn . . . fragen?" stotterte sie.

So töricht, so töricht! Und sie wußte doch ganz genau, was er fragen wollte.

„Sylvia," flüsterte er und suchte sich höher zu ihr empor zu richten.

In jenem unwillkürlichen Gefühl, das jeden antreibt, der Bewegung eines Hilflosen entgegenzukommen, neigte sie sich tiefer zu ihm.

„Ich bekomme ein Ja auf meine Frage?"

Sie nickte. Heftig und ganz entschlossen. Ja, tausendmal ja, es muß sein, es soll sein und koste es mich auch mein Leben!

Da nahm er plötzlich ihr Gesicht zwischen seine beiden Hände und drückte einen heißen Kuß auf ihren Mund.

Aber schon entriß sie sich ihm. Sie fuhr zurück und starrte ihn voll Entsetzen an.

Ihr Atem ging laut und schwer.

„Nein!" brachte sie heraus, „nein —"

„Sylvia!" rief er und streckte beide Arme nach ihr aus.

Er verstand ihn nicht, diesen wilden Ausdruck von Schreck, der plötzlich ihr Gesicht entstellte.

„Nein!" schrie sie ganz laut.

Dann rannte sie davon, in sinnloser Furcht, als könne der, der da gelähmt lag und nun erblassend zurücksank, als könne der sich ihr nachstürzen und seine Hand auf sie legen.

Im Garten lief sie gegen die Schuberg an, die zurückkehrte.

Die Frau stand erstaunt und sah dem Fräulein nach. So wild, so blind? Als liefe sie vor Herrn Konrad davon. Und es hatte doch gerade immer geschienen, als ob sie lieber bei ihm bleiben, als vor ihm davonlaufen möchte.

In ihrem Zimmer machte Sylvia mit zitternden Händen Licht.

„Nun muß ich fort. Nun kann ich hier nicht mehr bleiben."

Das waren ihre ersten klaren Gedanken.

Sie wollte es gleich Bertie sagen. Er arbeitete gewiß noch. In diesem Hause beschloß man den Tag erst in der Nacht um eins oder zwei.

Ja, sie wollte es Bertie sagen. Sie mußte fort. Er mußte es begreifen.

Sie ging über den Flur nach vorn.

Daß Bertie ihr sein Zimmer verboten hatte, daß man klopft, eh man eintritt, — — sie dachte an nichts.

Sie riß die Tür auf und stieß einen Schrei aus. Da saß Paulette. Zu ihren Füßen kniete Bertie, sein Angesicht in ihrem Schoß, während ihre Hand auf seinem dunklen Haar lag.

Und Bertie fuhr auf und stand bleich und groß und flammenden Zorn in den Blicken da.

Paulette aber erhob sich ruhevoll. Sie maß Sylvia mit einem Blick, mitleidig, geduldig, wie man ein unartiges Kind ansieht und zuckte die Achseln.

„Darf ich um eine Erklärung bitten für den pathetischen Schrei und das Hereinstürmen," sprach er eisig.

„Bertie!" rief sie und brach in Tränen aus.

„Ich gehe lieber," sagte Paulette, „es scheint, die Kleine ist nicht bei sich."

„Ja, gehen Sie nur — und am liebsten ganz, ganz von Bertie fort," schrie Sylvia fast.

Sie hätte diese milchfarbene Person mit der frechen Ruhe ohrfeigen mögen.

„Sylvia, was erlaubst du dir!" rief Bertie.

„Laß sie. Hab' Nachsicht. Ich gehe," sprach Paulette.

Er begleitete sie bis an die Tür. Es schien Sylvia als flüsterten sie da. Vielleicht war es auch nur Einbildung.

Als Bertie sich dem Zimmer wieder zuwandte, ließ seine Schwester ihm gar nicht Zeit, etwas zu sagen.

Sie stürzte ihm entgegen, warf sich an seine Brust und klagte immerfort:

„Bertie . . . Bertie . . . wenn das unsere Mutter erlebt hätte . . . Bertie . . . wie schrecklich."

Endlich sagte er in seiner gelassenen, leisen Art:

„Ja, was meinst du denn eigentlich?"

Nun war sie ganz verwirrt. Er fragte noch!

„So vor deines Freundes Frau zu knieen . . ." stammelte sie.

„Mein Kind, das verstehst du nicht. Beflecke nicht Paulette und mich mit banalen Gedanken. Unsere Neigung zueinander ist nicht von jener Art, die ihr Menschen in den Niederungen Sünde nennt."

Da erlosch aller Jammer in Sylvia und ihr kräftiger Zorn loderte auf.

„Das versteh' ich nicht? Kann sein! So viel weiß ich aber, daß Makarie dir eine Ohrfeige geben würde, wenn du vor ihr so knieen wolltest!"

Sie lief an den Schreibtisch und ergriff Makariens Bild, die in der Nähe aufgestellten anderen Photographien polterten um.

Ihr Gebaren war Bertie schrecklich. Über sein blasses Gesicht ging ein nervöses Zucken.

Sylvia drückte das Bild gegen ihre Brust.

„Das nehme ich mit, das soll hier nicht sein. Makarie will es nicht. Nicht mal im Bild will sie dabei sein, wenn diese Contils dich verführen und belügen und rupfen . . ."

„Du wirst . . . roh!" sprach Bertie leise und packte so fest ihr Handgelenk, daß ihr das Bild entfiel.

„Roh! Wie kannst du ein solches Wort sagen!"

„Es ist nicht schlimmer als das, was du von den Contils sagst."

„Pah — die!" machte Sylvia voll Verachtung.

„Wollen wir — keifen?" fragte er.

Sein Ton war so schmerzlich, daß er sie entwaffnete.

Stürmisch versuchte sie ihn zu umarmen. Er stand wie ein Stock.

„Gott, Bertie . . . sei nicht so! Ich hab' doch bloß dich. Und hab dich viel lieber, als du weißt," sprach sie weinend. „Und daß ich dich hier in solcher Wirtschaft sehe und daß ich nun weg muß, ist schrecklich."

Ihre Klage schien ihn doch zu rühren, oder er glaubte, es sei klüger sie zu beruhigen.

Er streichelte ihr ein wenig das Haar und sagte: „Bleibe ruhig. Was du ‚solche Wirtschaft' nennst, siehst du falsch an. Paulette ist der Gesellschaft meiner Schwester würdig."

Da kam sie mit ihrem Erlebnis mit Konrad Brügge heraus und wie sie entschlossen gewesen sei, ihn zu nehmen, aber mit schrecklicher Gewißheit begriffen habe, sie könne es doch nicht. Als er sie küßte, begriff sie es — ja da, ganz und gar.

„Du hast also mit ihm gespielt!"

„Gespielt?! Wie kann man das gleich so nennen? Menschen nähern sich wohl mal einander und entfernen sich wieder voneinander," sagte sie. „Das vergißt und überwindet sich. Denk doch nur an Makarie und dich! Und wie ist Makarie jetzt glücklich, und du hast dich auch getröstet."

Bertie bückte sich und hob Makariens Bild auf, das noch immer am Boden lag.

Schweigend trug er es an den Schreibtisch und schloß es in die Schieblade.

„Das Bild ist mein und bleibt mein," sprach er mit festem Ausdruck. „Und sage Makarie, daß es mich freut, daß ihr der naive Egoismus, mit dem sie über mich wegging, gut bekommen ist. Möge sie glücklich bleiben. Aber ich rate dir doch ab, dies Vorkommnis als Entschuldigung und Beispiel anzuführen."

„Sei doch nicht so bitter, Bertie! Es war doch bloß eine Jugendliebe . . ."

„Nur eine Jugendliebe . . ." wiederholte er sehr leise.

Und dann, als nähme er sich zusammen, sprach er: „Möchte Konrad leichter überwinden, als es manchem anderen gegeben ist. Und nun laß mich allein."

Sechstes Kapitel.

‚Verzweifelt kam ich, verzweifelt geh ich,‘ dachte Sylvia am anderen Morgen, als sie in der Bahn saß und durch das verschneite Land fuhr. ‚Liegen die Gründe in mir, liegen sie außer mir?‘ fragte sie sich.

Wer sich so fragt, ist in der mühseligen Buchstabierkunst des Lebens schon ein gutes Stück vorangekommen. Dessen war aber Sylvia sich nicht bewußt. Ihr schien, als sei alles noch jämmerlicher und verworrener als vordem.

Nun trug sie gar das Bewußtsein einer Schuld mit sich davon.

Berties Worte hatten ihr die Augen geöffnet. Und nun sah sie noch viel mehr, als es wohl seine Absicht gewesen war.

Sie sah sich im häßlichen Licht einer berechnenden, kaltherzigen Kokette, die mit einem edlen Manne gespielt.

Dessen hätte sie sich nie für fähig gehalten. Konnte man denn auch Überraschungen an sich selbst erleben? Nicht nur an anderen? Wenn man selbst unberechenbar war, wie konnte man dann jemals dazu gelangen andere zu berechnen, sie genau zu beurteilen.

Es war alles scheinbar so natürlich, so ganz unbemerkbar zugegangen. Sie war sich ihres Entgegenkommens eine ganze Weile gar nicht bewußt gewesen. Nur zuletzt, ja, da hatte sie ihm mit Vorsatz zugelächelt. Dabei bewegte sie ja auch der Gedanke, ihn ganz bestimmt zu nehmen und immer sehr gut gegen ihn zu sein. Und auf diesen ihren Vorsatz hatte sie sich nicht einmal verlassen können. Der zerbrach, als sie den Kuß auf ihren Lippen fühlte.

Den Kuß eines fremden Mannes! Sie erglühte noch immer, wenn sie daran dachte.

Ach, nun wußte sie es gewiß, daß Robert sie nicht lieben könne! Denn er, der ein Mann war, der das Leben und die anderen Männer kannte, er mußte doch wissen, daß solche Gefahren an sie herantreten konnten. Er hatte sie denselben preisgegeben. Nein, er liebte sie nicht.

Draußen vor den Fenstern zog das weiße Wandelbild der Winterlandschaft vorbei. Ab und an stand ein grüner Waldstrich mitten im weißen Gelände oder er grenzte es gegen den Horizont ab. Zuweilen lag ein schwarzblanker See als großer dunkler Fetzen auf dem schneeigen Riesentuch, das über der Gegend lag. Es war nicht kalt genug, um die schuppigen Wasserflächen schon zum Erstarren zu bringen.

Ein bläßlicher Himmel mit einem dünnen, zaghaften Sonnenschein stand über der Erde.

Sylvia zog aus ihrem Reisetäschchen einen großen Zettel. Er war eng mit fast unleserlichen Bleistiftzeilen bedeckt. Die Kladde ihres Briefes an Konrad Brügge.

Denn, daß sie ihm etwas sagen müsse, das hatte sie begriffen.

Dieser Brief war ihm heute morgen von Bertie selbst überbracht worden, während sie zur Bahn fuhr.

Ohne jede Begleitung — so hatte sie es erbeten. In aller Frühe sprachen sich die Geschwister noch einmal aus.

Sie bemühten sich beide ruhig zu bleiben und wurden beide von der Wehmut und Innigkeit überrascht, die in dieser letzten Stunde zwischen ihnen war. Die Stimme des Blutes sprach plötzlich ganz deutlich. Sie fühlten, daß sie dennoch mehr zusammengehörten, als sie sich in den letzten Jahren hatten gestehen wollen. Und in diesem Gefühl waren sie sehr offen gegeneinander und ertrugen auch Offenheit voneinander.

In würdigerer Form, als sie bisher zu finden vermocht, gab Sylvia ihrem Mißtrauen gegen die reine Freundschaft der Contils für Bertie Ausdruck. Und er hatte die Selbstüberwindung, zu hören. Ob ihre Warnung wirksam sein würde, das konnte Sylvia freilich nicht erkennen.

Während dieser letzten Aussprache kam Sylvia auch zu der Überzeugung, daß Bertie ihre Freundin Makarie wahrhaft geliebt habe und wahrscheinlich noch immer liebe. Das heißt, er klammerte sich mit seinen Erinnerungen zäh an das Ideal seiner Jugend. Denn die Makarie von damals gab es gar nicht mehr, und die von heute würde er wohl eher abstoßend als anziehend finden.

Als sie versuchte, ihm das, wie zum Trost, klar zu machen, sagte er:

„Schweige von ihr. Vielleicht ist man reicher, wenn man einer Verlorenen nachtrauert, als wenn man von dem Wunsch nach ihrem Besitz geheilt wird."

Über diese seine Worte dachte Sylvia nun noch nach, als sie in der Bahn saß und ihren Brief an Konrad Brügge nochmals lesen wollte.

Also es war immer noch besser unglücklich lieben, als gar nicht lieben?

Sie seufzte. Vielleicht ein Trost für Schwärmer und Dichter.

Wenn man so kräftig nach Glück sich sehnte, nach einem Herzen, um daran zu ruhen — dann war es kaum ein Trost. Besser nicht lieben, als unglücklich lieben!

„Wer weiß?!"

‚Ach dies ewige Wer weiß?! ist es nicht, als ob es der Grundakkord des ganzen Lebens bleiben soll,' dachte sie.

Ob Konrad Brügge fühlte wie sie, oder wie Bertie?

Sie las, was sie ihm geschrieben.

„Lieber Freund, lieber Herr Konrad, verzeihen Sie mir. Nichts kann mich reinigen vor Ihnen, wie vor mir selbst, als die Wahrheit. Ja vor mir selbst — denn es ist mir entsetzlich, daß ich nun schlecht von mir selbst denken soll. Und es sieht doch gerade so aus, als ob ich es müßte.

Ich habe Sie gleich liebgewonnen, als ich Sie sah. So lieb, wie ich auch Makarie und Willy Mammling habe. So lieb, wie man Menschen hat, denen man nur das Reinste und Schönste zutraut. Als ich merkte, daß Sie mich lieb hatten, aber anders, mit den Wünschen,

die zu einer Heirat führen sollten, war es mir wie ein Wink vom Schicksal.

Ich habe eine unglückliche Liebe hinter mir. Ach nein, ich stand noch darin. Ich stehe vielleicht noch darin.

Da dachte ich: bei Konrad Brügge ist Trost, Rettung, Lebenszweck und Ziel. Ich will ihn glücklich machen. Sein Los teilen, sei es auch ein kampfreiches. Ja, so nahm ich mir vor. Und war so warm zu Ihnen, kam Ihnen so entgegen, daß Sie glauben mußten, ich liebe Sie!

Bertie sagte, dies sei spielen.

Wie durfte ich, das unreife, unbedeutende Mädchen, mit Ihnen spielen? Vergeben Sie mir, um der Tatsache willen, daß ich nicht wußte, mir nicht bewußt war, es sei Spiel.

Ich war zu sehr mit mir, meinen Gefühlen und meinem Los voll Unklarheit beschäftigt. Darüber begriff ich nicht, daß man auch die Hoffnungen und das Herz des anderen immer bedenken soll und mehr noch als eigene Hoffnungen, das eigene Herz.

Sie sagten einmal, das Abc des Lebens sei schwer zu lernen.

War, was ich tat, eine Schülersünde? Sagen Sie mir ein Wort, daß Sie es nicht schwer nehmen, daß Sie mir verzeihen. Sonst erscheint mir dies unverwindbar. Erlauben Sie mir, daß ich Sie, ach leider von fern, weiter verehre und lieb habe. Lassen Sie mich Ihnen auch danken für das, was Sie Bertie sind: sein einziger wahrer Freund! Bleiben Sie es.

Daß Sie auch mir ein Freund bleiben, wage ich nicht zu erbitten. Ihre Sylvia Aschroth."

Ob sie den Brief nun so Wort für Wort nach diesem Entwurfe abgeschrieben, wußte sie nicht mehr. Sie war zu erregt gewesen, um sklavisch zu kopieren, hatte zu reich gefühlt, um nicht auch reichen Ausdruckes fähig zu sein. Aber dem Sinne nach hatte sie geradeso geschrieben.

Und gewiß, er war großmütig, er würde sie verstehen und ihr verzeihen.

Dieser Gedanke beruhigte sie ein wenig. Sie lehnte ihren Kopf in die Ecke und schloß die Augen. Die Nacht war schlaflos gewesen. Nun kam eine große Erschlaffung über sie.

An einer der nächsten Stationen stiegen zwei Damen ein. Sie waren mit Handgepäck überladen und machten sich im Coupee in einer fröhlichen, selbstverständlichen Wichtigkeit sehr breit. Eine ältere Dame und eine jüngere, Mutter und Tochter. Sie sprachen laut und erwogen allerlei: ob sie auch alle ihre Siebensachen beieinander hatten und nichts vergessen sei. Die Schreibmappe für Gustav und der Kleiderstoff für Anna und die Bleisoldaten für Mucki und die Puppe für Baby. Ja, es war alles da. Plötzlich fiel der alten Dame ein: aber die Handschuh für Anna und der Schreibtischleuchter für Gustav! Einige Schachteln und Handtaschen wurden fieberhaft durchwühlt. Umsonst. Fast schien es, als wollten die Damen die Notleine ziehen, um wegen der Handschuhe und des Schreibtischleuchters zur Station zurückzulaufen. Mit einemmal hatte die jüngere Dame einen erlösenden Erinnerungsblitz: die gesuchten Sachen lagen ja in Mamas Koffer, im Einsatz, links zwischen

den Strümpfen. Ja richtig! Sie atmeten auf. Nun kamen sie zum friedlichen Behagen. Natürlich, am heiligen Abend würde der Baum bei Gustav und Anna brennen, aber am ersten Feiertag würde bei Gustavs Eltern Bescherung sein. Und ob Mucki und Baby wohl schon dabei sein konnten? Mucki natürlich. So ein kleiner Mann von drei Jahren! Aber Baby mit ihren anderthalb! Und wie süß Baby wohl inzwischen wieder geworden sei und was für Augen sie machen werde. Im vorigen Jahre habe der Tannenbaum auf sie noch kaum Eindruck machen können.

Ja, es war Weihnacht. Übermorgen. Sylvia fiel es nun erst ein.

Und es kam wie eine Scham in ihr Herz. Ihr wurden die Augen naß.

Für „die um Bertie Aschroth“ gab es vielleicht keine Feste. Keine christlichen und keine bürgerlichen. Es schien so. Niemand hatte dort des bevorstehenden Festes erwähnt. Ihre Feststunden waren vielleicht nur die, wenn ihnen ein künstlerischer Einfall kam.

Weihnacht! Und allein auf der großen Straße. Weihnacht! Und ohne Heim und ohne Freude.

Sylvia dachte an ihre beiden letzten Weihnachtsfeste nach dem Tode ihrer Mutter. Das erste hatte sie in einer Dresdener Pension verlebt, das zweite in einem Damenpensionat in San Remo. Wie war das kahl und unwahr und erzwungen gewesen! Alle diese Heimatlosen oder Wanderlustigen oder Leidenden taten wichtig und interessant miteinander.

Jeder zeigte ein krampfhaftes Bestreben, den Festabend gemütlich zu machen. Und diese albernen, überflüssigen, billigen Andenken, die man verschenkte und erhielt.

Nein, besser allein auf der Landstraße liegen, als mit so fremden Menschen in Talmifröhlichkeit und Talmistimmung von „Gemüt“ zusammen sein. Diese Einsamkeit gewährte doch eine stolze Freiheit: sie ersparte die Lüge.

Sylvia erwog, ob sie in Hamburg, ohne Makarie und Willy in deren Familienkreis zu stören, heimlich einige Tage im Hotel bleiben solle. Aber dies erschien doch nicht tunlich.

Weshalb eigentlich nicht nach Südersood fahren, auch wenn die Herrschaft nicht daheim war?

Ihr Zimmer, das wußte Sylvia, war bereit. In langen und offenherzigen Debatten mit Makarie war es ja bestimmt: Sylvia konnte als Pensionärin den Winter bei den Freunden verleben. Den Pensionspreis von 50 Mark pro Monat erklärte Makarie für einen Diebstahl an Sylvia, denn man lebte auf Südersood in pastoraler Einfachheit. Sylvia aber sagte, sie mache ein Geschäft dabei und für weniger könne sie es nicht annehmen, weil es dann fast Almosen werde, wenn sie bei den Freunden sein dürfe.

Willy hatte die beiden Frauen machen lassen was sie wollten, er sagte, jede habe das Recht ihrer Meinung und da müßten sie eben zusammen den möglichen Verständigungspunkt zu finden trachten.

Es erschien Sylvia wie ein Trost, daß ihr dieser Gedanke kam. Unter dem Dach der liebsten Freunde —

da war der Einsamkeit der Stachel genommen. Sie drohte nicht mehr als Bitterkeit. Sie wirkte wie wehmütiger Friede.

Und weil sie nun wußte wohin, konnte sie sich mit Plänen beschäftigen, und die Minuten rannen etwas rascher.

Sie wollte heute bis Hamburg fahren, dort übernachten und am anderen Morgen weiterreisen.

In Hamburg im Hotelzimmer, in dessen übermäßiger Wärme und dumpfer Luft von neuem jämmerliche Gefühle bis zum körperlichen Elend über sie kamen, saß sie dann und schrieb an Mammlings.

Diese trafen vielleicht zur selben Stunde hier ein. Wenn sie das geahnt hätten! Gewiß, Willy und Makarie würden kommen und sie in das Haus von Mutter Mammling holen. Und was hätte sie dieser ganzen, ihr fremden Mammlingsippe sagen sollen? Kein Mensch würde begriffen haben, wie sie ihrem einzigen Bruder zwei Tage vor Weihnacht so davonlaufen konnte und warum er sie nicht hielt.

„Herzenskarie! Ich sitze hier in Hamburg und bin wie auf einer Flucht. Die Gründe davon erzähle ich Dir mündlich. Deiner und Willys Zustimmung sicher, fahre ich morgen früh, also bevor Du diese Zeilen hast, nach Südersood weiter.

Wenn Ihr dann heimkommt, empfange ich Euch. Bei Bertie konnte ich nicht mehr bleiben. Aber — damit Du nicht schlecht von Bertie denkst: er hat keine Schuld daran.

Tue mir die Liebe und schicke eine Depesche nach Südersood. Wenn Eure Leute mich auch schon kennen, mag ich doch vor ihnen nicht das Ansehen haben, als käme ich hinter Eurem Rücken.

Grüße Willy von Herzen und sei umarmt von

Deiner Sylvia.“

Das würde ein Kopfzerbrechen geben bei Makarie. So wenig neugierig und phantasievoll sie auch war: irgend einen Roman mußte sie sich doch ausdenken und gespannt sein, was sich denn da begeben haben möchte. —

Nach Südersood zu kommen war nicht ganz einfach.

Vor Tagesgrauen saß Sylvia schon im Zuge, der sie rasch genug über Altona nach Elmshorn führte. Aber von da an hieß es, sich mit Geduld wappnen. Der Zug trödelte westlich in die Marschen hinein, hielt an zahllosen Stationen, kroch dann wieder nordwärts bis Itzehoe und da mußte sie umsteigen. Und noch schlimmer: warten.

Sylvia fror. Das sehr frühe Aufstehen und sich Ankleiden beim Schein einer Kerze hatte den Tag schon so ungemütlich eingeleitet. Und so zeitig hatte sie nicht genug zu ihrem Thee genießen können. Dann empfand sie in der Bahn Hunger. Hier nun genoß sie endlich etwas Bahnhofskaffee. Und natürlich schmeckte er ihr nicht.

Lauter Äußerlichkeiten und Kleinigkeiten gewiß. Aber wer schriebe solches Unbehagen nicht mit auf das große Unglückskonto? Wer sähe nicht in ihnen einen Beweis der fortgesetzten Feindseligkeit des Schicksals?

Von Itzehoe ging es wieder südwestlich in die Marschen hinein und noch viel langsamer.

Zuletzt empfand Sylvia es wie eine persönliche Prüfung, wenn auf den Bahnsteigen der Stationen der Inspektor und der Zugführer zusammen im Sonnenschein auf dem festgetretenen Schnee standen, die Fäuste in die Paletottaschen versenkt, dampfenden Atem vor dem Munde, und sich was erzählten, während es schien, als habe der ganze Zug nur zu warten, bis dies Gespräch beendet sei.

Endlich, an einer kleinen Station hinter Wilster, stieg sie aus. Von da mußte man zu Wagen weiter.

Südersood war ein altes Gutshaus mit wenig Land. Es lag zwischen Marsch und Moor. Willy Mammling hatte es „für ein Ei und Butterbrot" gekauft. Es lag für seine Zwecke wie gemacht.

In einer halbstündigen Wagenfahrt erreichte man den Hafen von Brunsbüttel, von wo aus Mammlings mit ihren Jachten durch den Kanal nach Kiel und der Ostsee den bequemen Weg hatten und sich anderseits dicht vor der Elbmündung befanden; ferner gewährte Südersood im Winter jene völlige Abgeschlossenheit, die Mammlings wünschten.

Um ihrer Leidenschaft, dem Segelsport, im Sommer leben zu können, mußten sie im Winter ganz bescheiden den Groschen in der Hand umdrehen.

Ihre Rente hätte genügt, um in Hamburg angenehm in ihren Kreisen zu leben. Aber sie zogen es vor, fast alle ihre Einkünfte auf ihre Liebhaberei zu verwenden.

Das Gefährt, welches Sylvia an der Station erwartete, war ein altmodischer Einspänner. Der feiste

Schimmel stand gutmütig und träge davor. Der alte Drews ließ ihn Schwarzbrot aus der Hand fressen.

Als Sylvia, ihre Tasche selbst tragend, den Abendmantel über den Arm, herantrat, machte Drews Miene, die Schirmmütze zu lüften. Da er aber gewohnt war, daß man in dieser Beziehung den Willen für die Tat nahm, ließ er es dabei bewenden, daß zwei Finger wirklich bis an den schwarzblanken Schirmrand hinaufkamen.

„Na Fräulein," sagte er mit fragendem Ton. Damit wollte er ungefähr sagen: sind Sie auch mal wieder da und wollen nu wirklich 'n büschen hier bleiben. Und Sylvia verstand ihn auch vollkommen und antwortete sehr ernst mit dem Kopfe nickend:

„Ja, Drews."

Das rotbraune Gesicht des alten Mannes war von Runzeln förmlich wie kariert. Einen Bart trug er nicht. Unter seinem Mützenrand blinkten die hellen Augen wie helles Glas.

„Wie geht's denn sonst, Drews?"

„Immer gut zu Wege soweit," sagte er.

Der Bahnhofsportier kam um die Ecke des Stationsgebäudes, mit dem Koffer auf der Schulter und schrägvorgeneigtem Kopf.

Drews sah dem Gepäckstück feindlich entgegen. Sein alter Schimmel liebte es nicht, soviel zu ziehen.

Die Verstauung des Koffers schien soviel Mühe und Umständlichkeit zu machen, daß die Belastung eines Hotelomnibus mit dem Gepäck von zwölf Weltreisenden dagegen ein Kinderspiel war.

Endlich fuhr man los, nachdem Drews sich noch seine kurze Pfeife angezündet.

Es ging gegen den Wind und die Rauchwölkchen aus der Pfeife wurden so gegen Sylvias Gesicht geführt. Sie rochen aber nach Waldmeister. Sylvia konnte nicht begreifen, woher der Geruch kam.

Die Fahrt führte durch das weite Flachland. Das Gelände schien noch endloser sich hinzudehnen, da es unter einer weißen Decke lag. Nur die kahlen Gebüschketten der Knicke unterbrachen sie mit braunen Linien. Am hellblauen Himmel standen seltsame Wolken. Wie langauseinandergezogene Streifen waren sie anzusehen. Die Zeugen gewaltiger Stürme, die in überirdischen Höhen daherjagen mochten.

Die Straße war von Ebereschen eingefaßt.

Schon im Sommer wirkten die jungen Bäume mit ihren, vom Sturm geduckten Kronen dürftig. Jetzt sah es aus, als ob Reiserbesen, die auseinanderfallen wollten, auf krumme Stiele gesetzt worden waren.

Schließlich bog man in, einen Knickweg ein. So zwischen den dicken Buschwänden, die auf niederen Erdwällen standen, ward die Fahrt etwas gemütlicher.

Aber immer schwebte der Waldmeisterduft Sylvia um die Nase.

Sie fragte Drews, woher das käme.

„Das ist meinen Taabak," sagte er. „Ich rauch immer Mösch. Meine Tochter sammelt ihn mir Sommers. Sie ist im'n Steinburg'schen an'n Förster verheirat't. Der Taabak kost' nichts, rükt schön un is gesund. Ja,

das is er. Unser gnädige Frau findt auch, daß er schön rükt."

Aus seinem Ton hörte man wohl: Makarie war für ihn höchste Autorität.

Nun kam auch bald Südersood in Sicht. Es war ein altersgraues Haus mit einem Barockdach von blank glasierten Ziegeln. Die gelegentlich daran nötig gewesenen Reparaturen waren aber mit roten Ziegeln ausgeführt, weil die schwarzen in der Gegend nicht gebrannt wurden und daher zu teuer gewesen sein würden. So sah das Dach etwas scheckig aus. Eine Gruppe hoher, dünnleibiger Pappeln stand rechts neben dem Hause. Es hatte nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoß und mit seinen blanken Fenstern in weißen Rahmen hätte es ganz gemütlich gewirkt, wenn es außer jenen Pappeln noch ein wenig Umgebung und Hintergrund gehabt haben würde. Der Garten bestand aus niederen Gebüschpartien und schlechten Rasenflächen.

Rings war das flache, öde Land. Nur da und dort einmal ein Birkengestrüpp und fern andere Pappellinien, die eine dort sich hinziehende Straße andeuten mochten.

Ein Streckchen hinter dem Hause lag eine kleine Kolonie von bescheidenen Gebäuden: Drews Häuschen, eine Scheune, die zugleich Stall und Wagenremise war, und Tagelöhnerwohnungen; diese letzteren unter einem langgestreckten Dach.

Nur Menschen von besonderer Geschmacksrichtung oder von großem Unabhängigkeitsgefühl konnten aus freier Wahl darauf kommen, sich diesen Wohnsitz zu kaufen.

Jetzt, in dieser starren Farbeneinförmigkeit der Schneedecke, unter dem hellen, harten Himmel, an dem die Sturmesanzeichen drohten, jetzt erschien es Sylvia wie das Grab der Lebendigen.

Südersood hatte auch eine traurige Geschichte. Vor hundert Jahren, bei einem großen Deichbruch, war rings alles Land verschlammt und versandet. Davon hatte es sich nie erholt. Es war von Hand zu Hand gegangen. Was an fruchtbaren Äckern gegen die Marsch zu vorhanden blieb, mußten die verschiedenen Besitzer aus Not verkaufen. Endlich gehörten zu dem Hofe nur noch an dreihundert Morgen Land. Das meiste war Moor und umschloß den Sood, ein kreisrundes teichartiges Gewässer. Es war damals bei der großen Überschwemmung zurückgeblieben. Bei Drainierungsversuchen des umliegenden Landes hatte man das Wasser in den Sood geleitet. Auch speisten ihn einige leise sickernde Quellen, die teils unfern dem Boden entsprangen, teils auf seinem Grunde emporstiegen. An seinen, von einem breiten Schilf- und Sumpfrand umgebenen Ufern war er sehr flach. Seine Mitte sollte grundlos sein. Darüber liefen allerlei unwahrscheinliche Geschichten um. Gewiß war, daß der Sumpfgrund des Sood, von Willy einmal mit dem Senkblei gemessen, an die zehn Meter unterm Wasserspiegel lag. Und weiter war gewiß, daß es eine bessere Statt für wilde Enten gar nicht geben konnte.

Der alte Drews bewirtschaftete den Besitz, ließ auf dem bißchen kultivierten Boden säen und ernten und kam doch nie so weit, das Pferd und die drei Kühe

mit selbstgebautem Futter durchzubringen. Da Willy die ganze Geschichte für fünfundzwanzigtausend Mark erstanden hatte, machte es ihm nichts aus, jährlich noch etwas zuzusetzen.

Er pachtete von der nächsten Dorfgemeinde die Jagd und konnte soviel Enten und Hasen schießen wie er Lust hatte.

Das Haus ließ er gut nachsehen und so einrichten, daß man mit Behagen darin wohnen konnte, trotz aller Einfachheit.

Als Sylvia nun so auf dieses Haus zufuhr, dachte sie wieder:

‚Man muß sehr, sehr reich sein innerlich oder sehr arm, um hier leben zu können.‘

Sie hatte Bertie keine Lüge gesagt: sie war wirklich noch immer nicht dahinter gekommen, wie es eigentlich mit Mammlings bestellt war.

Zwei vornehme Menschen waren sie, ja, besonders Willy. Der war vollkommen vornehm. Aber solche Gesinnung hat schließlich mit der Regsamkeit des geistigen Lebens nichts zu tun.

Contils fielen ihr ein. Da fehlte es nicht an höchster Geisteskultur. Aber vornehm waren sie nicht. Konnten es nicht sein, wenigstens nicht nach den Schlüssen, wie sie Sylvia gewohnt war zu ziehen.

Als der Wagen, um ein verschneites Rondel fahrend, aus dessen Mitte eine niedere Koniferenanpflanzung sich fast schwarz-grün erhob, vor dem Hause hielt, öffnete sich die Tür.

Mike Drews, des Alten jüngere Tochter und sein Stolz, erschien auf der Schwelle. Sie war eine magere, mittelgroße Person, mit hellblonden Haaren und seltsam grauen Schatten rund um die tiefliegenden Augen. Auch war ihre Farbe sehr fahl. Sie litt im Sommer viel am Marschenfieber und konnte nur im Winter ordentlich arbeiten. Deshalb paßte die Stellung bei Mammlings, die im Sommer hier immer nur wenige Tage, zwischen zwei großen Seetouren hausten, ganz besonders für sie. Mike hatte einmal eine Stellung in England gehabt. Um dieser Tatsache willen sah sie sich als welterfahrene Person an und als eine Autorität. Ihr Vater, der alte Drews, lebte der Ansicht, daß die Herrschaft mit ihrem Wohlbefinden geradezu von seiner unübertrefflichen Mike abhänge. In der Tat waren deren Kochkünste sehr bescheiden. Ohne Willys Lammsgeduld in diesem Punkt hätte es viel Zank deswegen geben können. Willy aber war des Glaubens, daß sich mit den aufzuwendenden Mitteln kein besserer Tisch erzielen lasse. Makarie protzte damit, daß es ihr ganz egal sei, was sie esse.

„Guten Tag, Mamsell," sagte Sylvia und reichte Mike Drews die Hand.

„Zu doll hab' ich mich gewundert, als die Depesche kam," erzählte Mike Drews, während sie Sylvia geleitete. „Weihnacht vor Tür — und denn hier so allein! Nee, das ist doch zu trist für Fräulein."

„Ja Mamsell, ich habe eben weder Vater noch Mutter mehr."

Damit mußte Mike Drews sich zufrieden geben.

Im Hause war es warm. Auf dem Flur stand ein großer Ofen, hinter seinem Glase sah man die rote Glut. An den weiß gekalkten Wänden des Flurs hingen Gewehre und Jagdtaschen, auch stand da allerlei Fischereigerät.

Die Treppe führte im Hintergrund in den oberen Stock. Sie hatte ein schwarzangemaltes Holzgeländer von einem sehr merkwürdigen Muster. Zwischen den senkrechten Gitterstäben lagen Querstäbe, aber nicht in einer Linie. Bald saßen sie in der Nähe des Geländerkopfes, bald in der Nähe des Fußes, zuweilen in der Mitte. Durch diese einfache Anordnung war eine große Lebendigkeit erzielt.

Oben lief ein Korridor an der Rückseite des Hauses hin. Alle vorhandenen Zimmer lagen nach vorne, und jedes hatte eine Tür nach diesem Korridor. Es war sehr nüchtern, da der Korridor nicht im geringsten durch Malerei oder Möbel ausgeschmückt war und an den Fenstern nur oben kleine, weiße, rotgesäumte Fallen hingen.

Die letzte Tür rechts führte in Sylvias Zimmer.

Es war dasselbe, welches sie im Sommer die zwei Tage bewohnt hatte, bevor man die Fahrt auf der Lubina antrat.

Sylvias Zimmer war wie das ganze Haus: nur mit dem Notwendigen ausgestattet.

Und dies Notwendige hatte nicht einmal immer eine praktische, noch weniger eine schöne Form.

Das war bei Bertie anders gewesen. Da fand sich auch kein Luxus. Aber wie wohltuend, wie sinngemäß alles.

Makarie hatte die von ihren Eltern ererbten Sachen, Möbelstücke aus den fünfziger, sechziger Jahren, wo der Geschmack auf dem Nullpunkt stand, in den Fremdenstuben verteilt, nach einem gewissen Gerechtigkeitsprinzip. Wenn die eine Stube einen Schreibtisch bekam, erhielt die andere dafür einen Lehnstuhl und so fort. Auf diese Weise waren alle fragmentarisch geblieben. Ihre Aussteuermöbel statteten die Schlafstube des Ehepaares, ein großes Eßzimmer und den Salon aus.

Das war ein Raum, der Sylvia schon verunglückt erschien, ehe ihr noch in Berties Heim der Sinn für stimmungsvolle Einrichtung aufgegangen war. Da sie ihn jetzt betrat, erschrak sie. Ihr erster Blick fiel auf eine große Photographie, die an der Wand hing.

Robert von Hollern! In seiner Gala-Uniform, den Dreimaster auf dem Kopf, die Hände auf dem Degenknauf, stand er da, bis zur Kniehöhe sichtbar. Ein imposanter Mann, dem die zugleich prunkvolle und würdige Tracht wohl kleidete.

Wie kann man vor einem Bilde erbleichen! Sylvia begriff es nicht und fühlte doch, daß sie es tat.

Wie ruhig, wie sicher er in die Welt sah.

Feindselig wallte der Trotz in Sylvia wieder auf.

Jene Feindseligkeit des Kämpfers gegen den Sieger, des Unruhigen gegen den Ruhevollen.

Wer unter Irrungen und Wirrungen leidet, rechnet dem anderen das unbeirrte Schreiten als Kälte an.

Das waren keine guten Gefühle. Sylvia spürte das wohl.

Sie beschloß, den Anblick dieses Bildes nach Möglichkeit zu meiden.

Der „Salon“ wurde auch für gewöhnlich gar nicht bewohnt. Das Ehepaar hielt sich fast immer in Willys Stube oder in der daneben gelegenen Werkstatt auf.

Willys Stube unterschied sich wenig von dem sonst üblichen Herrenzimmerzuschnitt. Ein Diplomatentisch in Fensternähe, ein Ecksofa mit rundem Tisch davor, einige bequeme Sessel, an der einen Wand ein eiserner Geldschrank, an der anderen ein Bücherschrank. Braunseidene Gardinen verdeckten von innen seine Glastüren; Sylvia wußte es aber so wie so: es standen hauptsächlich Fachwerke darin über Schiffsbau und Segelsport.

Die Werkstatt nebenan hatte einen breiten Holztisch, der gerade unter den beiden Fenstern sich hinzog. An den Innenwänden, auf angestrichenen Borden, standen kleine Schiffsmodelle und allerlei Material an Bindfaden- und Drahtrollen in verschiedenen Stärken, Leimtöpfe, Farbentuben und dergleichen mehr. Zwei Holzstühle ohne Lehnen waren zur Zeit unter den Tisch geschoben, überhaupt alles so aufgeräumt, wie es Willys ausnehmender Ordnungsliebe entsprach.

Wie Sylvia so durch das ganze Haus wanderte, dachte sie, daß eine geschickte Hand alle Räume auch mit den vorhandenen Möbeln viel gemütlicher machen könne. Makarie besaß offenbar diese Hand nicht oder verleugnete sie mit Absicht.

Mamsell hatte ein verspätetes Mittagsessen gekocht und rief nun Sylvia ins Eßzimmer. Es gab eine

Milchsuppe mit Sago, aber ein leiser brenzlicher Duft schwebte über ihr. Die Schweinskarbonade, die dann kam, war viel zu schnell und scharf gebraten und außen schwärzlich, innen rötlich. Sylvia würgte an den Bissen.

Und dann kam ein langer, stiller Abend und ein anderer Tag, ebenso lang und still.

Draußen wirbelte bei scharfem Ost feiner Schnee herab und wurde stoßweiße fast wagerecht durch die Luft getrieben.

Eine unwahrscheinliche, verzauberte Schweigsamkeit war draußen und drinnen.

Aber sie wirkte doch wohltuend auf Sylvia. Es war wie ein Besinnen. Wie eine Gelegenheit einmal auszuatmen, ehe das Vorwärtskämpfen von neuem begann.

Sie wehrte auch tapfer alle Erinnerungen und Grübeleien von sich. Sie hütete sich, ihrer Phantasie vorzuzaubern, was die Menschen, die ihre Welt ausmachten, wohl an diesem heiligen Abend für Stimmungen durchlebten: Robert von Hollern fern in China an Bord des Kriegsschiffes; Bertie und Konrad Brügge im kleinen Künstlerheim in Schwerin; Willy und Makarie in ihrem anspruchsvollen Hamburger Familienkreis.

Lange stand sie am Abend in ihrem dunklen Zimmer und sah in das weiße, flache Land hinaus.

Ob diese wundersamen Tage Symbol und Vorbedeutung waren? Ob das aller Kämpfe, allen Lebens Schluß und Ende war: Einsamkeit? Und darin eine fast wunschlose Friedfertigkeit des Herzens? Ging alles Hoffen und alles Wollen schlafen, wenn man sich von

hoffenden und wollenden Menschen schied? Wohnte eine Begier nach Glück und Taten nicht als ursprüngliche Kraft in jeder Brust? Oder war sie nur wie eine ansteckende Krankheit? Konnte man seine Nebenmenschen nicht hasten und ringen und genießen sehen, ohne selbst sogleich also zu trachten? Wer weiß? Wer weiß?

Am ersten Feiertag des Morgens schien wieder die Sonne. Nun konnte man kaum hinausschauen, so grell war das vom Licht überflossene Weiß der Schneegefilde.

Als Sylvia ins Eßzimmer hinabging, war sie überrascht. Der Sonnenschein kam so breit und glanzvoll durch die beiden Fenster herein, daß die ganze Stube wie von festlicher Fröhlichkeit erhellt schien.

Neben ihrer Theetasse lag allerlei. Ein altes großes Gesangbuch mit ganz angegilbten Blättern. Es war aufgeschlagen. Ein Tannenreis lag über den offenen Seiten. Dann stand ein Teller mit braunen und weißen Pfeffernüssen dabei.

Es ging etwas durch die Brust des einsamen Mädchens — ein Erbeben tiefer Rührung . . .

Mike Drews, mit ihrem fahlen Gesicht und den tiefliegenden Augen, kam herein. Sie trug den Thee.

„Mamsell, haben Sie das gemacht? Ich danke Ihnen vielmals."

„Vater meinte, das Ihnen doch wohl zu weit zur Kirche wäre und zu kalt, denn es sind zehn Grad heute, so möchten Sie vielleicht mal'n Gesang lesen. Es ist Vater sein Buch. Der Tannenzweig ist von unserem

kleinen Baum. Das konnten wir uns ja nicht unterstehen, gestern abend Fräulein 'rüber zu bitten . . ."

„O, ich wäre gerne gekommen, sehr gerne," versicherte Sylvia und hob den Tannenzweig auf, um daran zu riechen.

„Das ist Vater sein Lieblingsgesang," erklärte Mike Drews und deutete mit dem Finger auf die Nummer, die vor dem aufgeschlagenen Choral stand. ‚Wie Simeon verschieden, das liegt mir oft im Sinn: ich führe gern in Frieden aus diesem Leben hin.'

„Danke," sprach Sylvia etwas verwirrt, „ich will ihn gleich lesen."

Wie seltsam das an ihre Gedanken und Fragen von gestern abend anknüpfte.

„Zwei Briefe liegen auch noch da," sagte Mike und hob ein wenig die eine Seite des Gesangbuches, damit sie sichtbar wurden.

So hatte Sylvia sich noch nie über Briefe gefreut.

Den von Konrad Brügge las sie zuerst. Er erregte eine große aufregende Spannung in ihr, wie die Erwartung eines Richterspruches. Aber gleich schon ging ein Leuchten von Glück und Rührung über ihre Züge. Konrad Brügge schrieb:

„Mein lieber kleiner A-b-c-Schütz! Sie wollen, daß ich Ihnen sage, daß ich das Vorgefallene nicht schwer nähme. Das kann ich Ihnen aber nicht sagen, ohne zu lügen. Ich liebe Sie, Sylvia, recht und schlicht, und dachte es mir warm und gut, Hand in Hand mit Ihnen durch das Leben zu gehen. — Wenn so ein Luftschloß

zusammenpoltert — nun, das betäubt ein wenig die Sinne dessen, vor dem's geschieht! Vielleicht hilft da die Zeit.

Aber daß Sie schlecht von sich denken müssen, das reden Sie sich nicht ein. Ja, es war eine ‚Schülersünde', und ich vergebe Ihnen, was ich daran zu vergeben habe.

Wem sein Mantel gestohlen ist, sieht zu, wo er sich einen anderen erwerbe. Denn frieren will kein Mensch! In so eine einfache Formel läßt sich schließlich alles auflösen, was kompliziert und differenziert erscheint.

Und wer sich um ein Glück betrogen sah — wie sollte man dem nicht verzeihen, daß er sich einbildete, ein anderes ließe sich herbeizaubern?

Sie sollen auch nicht von sich sagen, daß Sie ein unbedeutendes Mädchen sind. In Ihnen steckt sogar ungewöhnlich viel. Nur daß Sie noch keinen rechten Wurzelboden haben. Wenn Sie den finden, dann werden wir's erleben, wie Sie wachsen.

Von hier gibt's, trotz der Kürze der Zeit, doch allerlei zu berichten. Also die alten Knochen in dem Bein des langen Labans, den man Konrad Brügge nennt, die sind glatt geheilt. Aber er muß sich eine Lammnatur anschaffen, um nun all die Massage und die Bäder auszuhalten, bis die Maschinerie klappt und er wieder munter fürbaß wandern kann.

Und kurz und gut: Bertie und ich gehen dazu nach Wiesbaden. Bertie streckt es mir vor, wofür ihn die Götter segnen mögen.

Daß er sich von hier trennt, freut Sie. Ich spür's über die Ferne hin! Was?

Aber das liegt nun so: Contil wird Redakteur der neuen Zeitschrift, und es ist besser, er wohnt als solcher mit Verleger und Drucker an einem Ort, also in Berlin. Contils ziehen schon in den nächsten Tagen dahin.

Heut sagt Bertie: er wird ihnen folgen, ich würde ihnen folgen, wir etablieren unsere kleine Kolonie neu in einem Vorort von Berlin. So sagt er heut.

Aber bis wir von Wiesbaden hinkommen und bis sich ein Käufer für das Haus am See in Schwerin findet, da mag sich viel klären.

Unter anderen auch das, ob Bertie sich in dies seraphische Schmachten nach Paulette blos hineingesteigert hat, weil ‚Leiden' ihm ein eingebildetes Bedürfnis ist!

Wenn's so ist, wird ihn die Trennung heilen.

Nun will ich Ihnen endlich die Freude machen, Ihnen meine Meinung über Paulette zu sagen: sie ist eine schöne Person, die künstlerisch empfindenden Männern viel Anregung gibt. Aber im übrigen hat Ihr gesundes Gefühl das rechte gespürt: sie läßt sich anschmachten und scheint zu schmachten, wenn's und weil's in ihre und ihres Mannes Berechnungen hineinpaßt.

Aber Bertie hatte förmlich den Hang, seine Gefühle zu deplacieren, daran ist bloß Ihre Freundin Makarie schuld. Es gibt eben Männer, die von einer ersten Wunde für immer und ewig so 'ne Art Klaps wegkriegen.

So einer bin ich aber nicht, darüber soll mein kleiner A-b-c-Schütz sich keine Sorgen machen.

Wozu hätt' ich sonst meine heilige Arbeit, die in der Kunst, wenn ich da hinein nicht alles einsperren sollte, was mich quält?

Wenn ich nun so zurückdenke, da sage ich: rein abergläubisch könnte man werden.

Ich habe mir redlich was zurecht geflucht und gebrummt über den albernen Zufall, daß mir der Marmorblock das Bein zerbricht. Und nun ist bloß Gutes daraus entstanden: erstens bin ich innerlich davon zurückgekommen, Paulettes Kopf als ‚Traum' zu modellieren; und wenn man von einer künstlerischen Idee zurückkommt, war es gar keine echte, ursprüngliche, sondern bloß eine angeflogene, aus der kein beredtes Werk sich gebären kann. Seither beschäftigt mich ein neuer, herrlicher Plan. — Zweitens muß nun Bertie als Freund und Samariter mit mir nach Wiesbaden, während er sonst sofort den Contils nach Berlin gefolgt wäre. Und da wäre denn immer die Gelegenheit noch nicht gekommen, daß der Bertie sich und die Paulette, und das was zwischen ihnen vibriert, einmal von fern ansieht. Ich gesteh's Ihnen: für eine große, kraftvolle Sünde hätt' ich Verständnis! Aber diese seraphische Sehnsüchtelei war mir für Bertie eine gräßliche Gefahr. So was hat keinen Rückgrat. Man bildet sich ein, man braucht nicht dagegen anzukämpfen, und darum macht's schlapp.

Und dann drittens! Ja, das fühlt sich mehr, als sich's sagt. Ich bin ein rauher Kerl, seit meinen Bubenjahren in der Fremde herumgestoßen. Und nun hab' ich's traulich gehabt, und liebe Hände haben mich

gepflegt. Das bleibt unvergessene Zeit! Da ist wieder viel geweckt und befreit, was schon fast verschüttet war. Und diesen lieben Händen sollte ich zürnen, weil ich sie nicht für immer halten darf? Ich sollte spinnefeind werden, wo ich so schätze und liebe, daß ich heiraten wollte? Ja, das ist mir zu dumm. Da sähe ich keine Logik. Und damit basta. Ich bleibe Ihr Freund

Konrad Brügge."

Sylvia lachte und weinte. Welch ein Mann! Wie viel Gemüt, wie viel Gerechtigkeit, wie viel Stärke.

‚Ach könnte ich ihn doch lieben.'

Ja, wenn in diesen Dingen Erkenntnis und Vernunft entschiede!

Und welches Glück, daß Bertie mit diesem Mann, allein seiner gesunden und klaren Gesellschaft anheimgegeben, fortging.

Sie beschloß auch gleich, an Bertie zu schreiben, wenn etwa Gelder zu dieser Reise von ihm gerade nicht flüssig gemacht werden könnten, nur über sie zu verfügen, natürlich ohne daß Konrad Brügge es je erführe.

Freudig und gehoben frühstückte sie nun erst. Der zweite Brief war von Makarie, was konnte da viel darin stehen.

Aber es standen schließlich doch eine ganze Menge Dinge darin, die Sylvia dann die folgenden drei Tage in unausgesetzter Arbeit hielten.

„Also piksolo in Südersood?! Und Weihnacht schlägst Du Dir so um die Ohren?! Weißt Du, Sylvia, Willys Verwandte trauen mir nicht viel Grips zu. Das kommt,

weil ich sie mit ihren Interessen für blödsinnig halte, denken sie, ich sei es. Na, meinetwegen. Aber so viel Menschenverstand habe ich schon, zu erraten, was los ist. Ich wette, Du bist vor einem Heiratsantrag davongelaufen! Dies tadle ich, denn Du hättest nur die Courage haben sollen und darauf losheiraten. Du kennst meine Ansicht.

Aber da Du nun mal partout nicht gewollt hast, fügt es sich famos, daß ich gewissermaßen den Nutzen davon habe. Denk' Dir mal an: die Mammlings können ihr Familiengefühl nicht mehr halten! Sie müssen endlich einmal sehen, wie wir denn im Winter hausen. Sie wollen uns, fünf Mann hoch, nach Südersood begleiten. Gottlob nicht für lange. Einen Nachmittag ankommen, den übernächsten Morgen früh wieder weg.

Wenn ich sage, fünf Mann hoch, so ist dies ungenau: es sind drei davon weiblichen Geschlechts. Mutter Mammling und ihre beiden Söhne nebst Gemahlinnen. Denn dem Haager seine, das ist eine Gemahlin. Die Frau hat Pomade! So etwas von ruhigem Selbstgefühl hab' ich noch nicht erlebt.

Also nun, himmlische, beste, süßeste und Gott weiß was sonst noch alles, Sylvia! Bereite alles vor. Ich habe keinen Schimmer, wie wir diese fünf Menschen in den drei Fremdenstuben à 1 Bett festkriegen. Vielleicht kann Vater Drews was herleihen. Wenn dann auch Muff drin ist und die Federn wie Blei. Mein und Willys Schlafzimmer muß der Generalkonsul und ‚Gemahlin' haben. Mach' und arrangiere alles, wie Du willst. Ich gebe Dir Vollmacht. Arrangiere auch den

Salon ein bißchen. Meine Schwägerin Amélie — so heißt nämlich die Gemahlin — ist kritisch!

Sage Vater Drews, daß Karsten doch Enten schießen soll. Und daß Mike denen dann um Himmels willen das Fell abzieht, sie in Milch legt und mit Heu ausstopft, wenn sie sie brät. Sonst schmecken sie nach Tran. Aber eben fällt mir ein: laß sie nur nach Tran schmecken, dann reisen die Gäste vielleicht noch schneller weg.

Übrigens bringe ich einen Korb voll anständiger Eßwaren von Heimerdinger mit. Denn diese Menschen schrieen ja Zeter, wenn sie unseren gewöhnlichen Tisch teilen sollten.

Wenn ich denke, wie einfach, wie gesund wir an Bord leben! Verbildet! Alle sind verbildet!

Willy grüßt Dich, dankt Dir im voraus, vertraut Dir ganz und küßt Dir gehorsamst die Hand.

Deine Karie.

PS. Für Mutter Mammling natürlich so viel Bequemlichkeit wie nur möglich. Und ihr keine Drews'schen Federbetten.

Siebentes Kapitel.

„Was haben Sie denn aus unserem Hause gemacht?" fragte Willy Mammling, als er sich bald nach der Ankunft umtat. Er fand, daß alles einfach großartig hergerichtet sei. Ihm selbst hatte Sylvia ein Bett in der Werkstatt aufschlagen lassen, aber es war so glücklich gestellt und alles so wohnlich gemacht, daß man das Provisorische vergaß. Sie selbst und Makarie schliefen in der einen Fremdenstube. In den anderen beiden und im Schlafzimmer des Ehepaares waren die Gäste so untergebracht, daß es nur Ausrufe freudiger Überraschung gab.

Den Salon kannte Willy kaum wieder. Und es waren doch alles dieselben Sachen. Makarie sagte, es sei ihr schleierhaft, während Sylvia behauptete, es wäre die einfachste Sache von der Welt gewesen, die Möbel ein bißchen umzustellen und in den Fremdenstuben das was ursprünglich zusammengehört habe, wieder zusammenzubringen.

Auch in der Küche war Sylvia bemüht gewesen, der fassungslos gewordenen Mike Drews zu helfen und ihr Zuversicht einzuflößen. Willy und Makarie konnten ruhig sein, es würde ohne Blamage abgehen.

Als die fünf Gäste dann um den, von zwei Lampen erleuchteten Tisch saßen, ahnten sie wenig davon, wie viel Aufruhr sie verursacht hatten. ‚Je seltener ein Haus Gäste sieht, je mehr empfindet es sie als Störung,‘ dachte Sylvia, ‚Gastfreundschaft ist nur Freude zu üben und zu empfangen, wenn sie Gewohnheit sein kann.‘ Es freute sie aber, daß Willy zufrieden schien und offenbar sogar von heimlichen Sorgen befreit war.

Seine alte Mutter, deren jüngster Sohn er war, saß zu Häupten der Tafel. Ihr pfeffergraues Haar war von einem schwarzen Spitzenhäubchen gekrönt. Ihr rundes Gesicht lächelte, wie alte Leute lächeln: mit einem Zusatz von Nachsicht und Wehmut. Sie ließ es sich freundlich gefallen, als Hauptperson behandelt zu werden, aber so freundlich wie alte Leute sind: sie wissen, daß es weiser ist, bescheiden hinzunehmen, was Kindesliebe ihnen gewährt, weil das Fordern der Oberhoheit gleich den Trotz der Selbstherrlichkeit weckt.

Willys Brüder sahen ihm ähnlich, aber da sie weitaus beleibter waren, hatten ihre blonden Erscheinungen mit den scharfen Römerprofilen etwas ungemein Anspruchsvolles.

Die Frau des Generalkonsuls, eine große Frau mit einem Kopf so regelmäßig und so glatt, als sei er aus bemaltem Holz, und mit blanken, dunklen Augen darin, unter brauenloser Wölbung, wurde von allen mit besonderer Rücksicht behandelt. Sie machte offenkundig die Prätension besonderer Vornehmheit. Vielleicht nur um des Familienfriedens willen fand man sich darin und

war fast bestrebt, ihr zu schmeicheln, um sie bei Laune zu erhalten. Jedenfalls war es ein erstaunliches Schauspiel für Sylvia, wieder einmal zu beobachten, daß derjenige, der sich apart gibt, auch für was Apartes genommen wird. Im Grunde war es bei Paulette auch so gewesen.

Die Gattin des zweiten Mammling war eine nette, kleine Frau, die von der Seite durch ihr feines Näschen und eine gute Kopfform hübsch wirkte; wenn man sie gerade ansah, störte ihr Mund. Die Lippen waren gewissermaßen unordentlich, ziemlich voll und von unklaren Linien. Sie hieß Agnes und schien Makarie etwas näher zu stehen, als die Frau Generalkonsul. Wenigstens wechselten diese beiden Schwägerinnen häufig einen Blick, wenn die dritte, die Generalkonsulin, mit ihrer lauten, harten und langsamen Sprache eine Bemerkung machte.

Worüber unterhielt man sich? Sylvia hätte Bertie und die Seinen als heimliche Zeugen herbeigewünscht, um sie von ihren großen Worten und Einbildungen zu heilen. Sie bemerkte bei der Vorstellung schon, daß der Name „Aschroth“ diesen Leuten gar nichts sagte. Und von all den Fragen und Dingen, von all den Essays und Novellen und Gedichten und Dramen, die man in Berties Kreis für weltbewegend hielt, kannten diese hier nicht einmal die Existenz, oder wenn zufällig doch, sicherlich nicht die Namen ihrer Verfasser.

Der Generalkonsul Mammling war der Chef eines großen Theehauses, das in Hankau am Yangtsekiang ein Zweiggeschäft und in London wie in Köln Filialen

hatte. Im Gespräch fielen Zahlen und Namen, die der Phantasie Bilder voll Größe erstehen ließen. Es schien, als gäbe es keine Fernen und keine trennende Kluft zwischen verschiedenen Rassen. Der unternehmende Geist faßte alles zusammen und setzte alle Kräfte so in Bewegung, daß hüben und drüben Hunderte ihr Leben dadurch gewannen.

Und der andere Mammling besaß eine große Fabrik bei Hamburg. Es war von der Organisation seiner Arbeiterschaft die Rede, von allerlei wohltätigen Einrichtungen, die für sie getroffen worden waren.

Sylvia nahm sich vor, einmal darüber an Konrad Brügge zu schreiben und ihn zu fragen: wer tut die größere Kulturarbeit? Wie soll man lernen, richtig Werte messen, wenn jeder die eigenen so überschätzt, daß er sie für die allein wichtigen hält? —

Abends in ihrem Zimmer hätte Sylvia es gern gleich still und dunkel gehabt, denn sie war redlich und angenehm müde, so wie sie es an sich auch bei Bertie beobachtet hatte, wenn sie der Schuberg tüchtig geholfen. Und wieder fragte sie sich, ob denn nicht am Ende dies hausfrauliche Walten ihre innerste Bestimmung sei, weil sie es so überraschend befriedigte?

Aber Makarie, die mit ihr das Zimmer teilte, war von einem wahren Anfall der Redelust gepackt.

Sie schimpfte kräftig über ihres Mannes Verwandte. Sie fühlte wohl, diese seien mit ihr nicht zufrieden, weil sie Willy in seinen Liebhabereien bestärke. Aber dieser Kritik stehe sie mit vollkommener ‚Wurschtigkeit' gegenüber;

denn ihre Pflicht sei es, zu wollen, was Willy wolle, und sich ihm anzupassen. Und Gottlob, daß die Gesellschaft übermorgen wieder abrutsche, denn sie danke dafür, ihren Willy mit seiner Familie zu teilen. Er gehöre ihr ganz allein.

Förmlich betäubt fühlte sich Sylvia von dem Wortschwall.

Und so fremd kam ihr Makarie vor, als sei sie eine andere geworden.

Oder sah sie, Sylvia, nun anders?

Der nächste Tag wurde doch ein bißchen lang. Whist konnte man doch nicht vor Abend spielen lassen. Die Damen zeigten eine Abneigung gegen einen Spaziergang. Es gäbe doch nichts zu sehen.

Wie überraschend schnell waren die Bedürfnisse des Familiengefühls befriedigt. Jedermann hatte nur damit zu tun, seine Langeweile anständig zu maskieren.

Während die Herren spazieren gingen, saßen die Damen im Salon zusammen.

Die Generalkonsulin unterhielt ihre Verwandten mit ihren gesellschaftlichen Erfolgen. Sie hatte im Haag einen Damenverein gegründet, dem alle Damen der ausländischen Kolonien angehörten. Es war eine weibliche internationale Vereinigung zu Wohltätigkeitszwecken. Ein kürzlich im Verein stattgehabtes Fest hatten die Königinnen beehrt.

‚Die Königin Emma sagte zu mir!' . . . Diese Wendung kam in den Erzählungen der Generalkonsulin alle zehn Minuten vor. Man mußte annehmen, daß

sie jeden Tag Gelegenheit habe, sich mit der Königin intim über sämtliche Fragen der Gegenwart auszusprechen.

Und jedesmal wenn die Königin Emma aufs Tapet kam, zwinkerte Makarie ihrer Schwägerin Agnes zu.

Die alte Frau Mammling natürlich, die langweilte sich nicht. Mütter haben gar nicht genug Beobachtungsorgane, wenn sie mit ihren erwachsenen Kindern zusammen sind. Sie möchten, daß ihrer Kinder Herzen von Glas wären, um hineingucken zu können, ob das Glück, die Zufriedenheit und lauter gute Gedanken darin wohnen.

Und Mütter wollen alles vermitteln, alles ausgleichen. Da soll kein Streit, keine Kritik sein. Und vor die Kritik des einen stellen sie sich, damit der andere sie nicht spüre.

Wenn Makarie und Agnes sich zublinkten, fragte sie zur Entschädigung mit erhöhtem Eifer, was denn die Königin Emma sonst noch gesagt, was für ein Kleid sie angehabt hätte?

Und so ging es den ganzen Tag und in allen Dingen: die Mutter mußte immer das Gleichgewicht herzustellen und alle Stacheln abzubrechen, ehe jemand verwundet worden war.

Waren diese Frauen und Männer denn alle blind? Wohl zeigten sie sich ehrerbietig und liebevoll. Aber lange nicht so von innen heraus, wie Sylvia meinte, daß es sein müßte. Nur Willys Ton, dem war eine besondere Wärme eigen, das schien unverkennbar. Und es fiel auch wohl hie und da ein Neckwort, als sei er „Mutters Junge“.

Sylvia tat das Ihre, die alte Frau, deren Wesen sie rührte, zu umhegen und zu umpflegen.

‚Hätt' ich doch noch meine Mutter! Aber die war nicht so gerecht. Bertie nahm zu viel Platz bei ihr ein. Ich stand in der Ecke.‘

Die alte Frau aber spürte Sylvias Ergebenheit und das Echte darin.

Sie streichelte ihr einmal die Wange und sagte: „Ich freue mich, daß Sie bei meinen Kindern bleiben.“

„Wenn ich nur nicht störe! Willy und Makarie sind sich so viel. Ein Dritter ist hier kaum am Platze.“

„Doch,“ sagte die alte Frau schnell und fast flüsternd, als gestatte sie sich etwas Unerlaubtes, „ganz gewiß doch.“

Was meinte sie? Warum? Glaubte sie etwa nicht an das Glück der beiden? Nein, solchen Unglauben konnte es nicht geben. Für Makarie war ja Willy die Welt. Und solche Hingabe eines Weibes an ihren Sohn muß doch eine Mutter freuen?

Als am anderen Morgen die Gäste fortfuhren, auf den Schlitten, die aus dem nächsten Dorfe gemietet worden waren und die durch ihr Strohgeflecht und ihre harten Holzbänke das heitere Entsetzen der Herrschaften hervorriefen, begleiteten Willy, Makarie und Sylvia sie bis zur Station.

Alle steigerten sich noch in eine belebte, intime Stimmung hinein und dann trennte man sich unter zahllosen Küssen und Danksagungen, ganz ehrliche Verwandtenliebe im Herzen und doch mit dem Gedanken: ‚Gottlob, das ist nun abgemacht, das mußte mal sein.‘

Als die drei wieder in dem Bauernschlitten beisammen saßen, die Füße im Stroh, warme Schaffelle auf den Knieen, und in dem schneidend kalten, sonnenhellen Wintermorgen zurückfuhren, gab Makarie dem Gefühl, das sie bewegte, auch offen Ausdruck.

„Na Gottlob, das wäre überstanden.“

„Wie schade aber, daß eure Mutter wieder mit fortgereist ist. Denkt mal, wie wundervoll es gewesen wäre, wenn wir sie hier hätten behalten dürfen! Man fühlt sich so geborgen in ihrer Gegenwart,“ sagte Sylvia.

„Ja, das ist 'ne Seele von Frau. Ich bewundere bloß immer ihre Geduld mit der Protzerei der Generalkonsulin. Aber hier — weißt du, hierbleiben — nee, das wäre nichts gewesen. Mutter hätte sich hier totgemopst und uns gräßlich gehindert.“

„Sie waren so gut zu meiner Mutter. Ich habe es wohl bemerkt. Ich danke Ihnen,“ sprach Willy Mammling und drückte ihr unter dem Schaffell die Hand.

„Na und ich?“ rief Makarie eifersüchtig. „Bin ich etwa nicht nett gegen Mutter Mammling?“

„Aber ja!“ sagte Willy beschwichtigend.

Sie war auch gleich zufrieden.

Und nun konnte das Stilleben anfangen, auf welches Sylvia so neugierig war. Nun konnte sie die Gelegenheit finden, Makarie und Willy wahrhaft kennen zu lernen.

Von einer Überraschung in die andere fühlte Sylvia sich gleich in den ersten Tagen getrieben.

Zunächst war ihr das Verhältnis der Bewohner von Südersood zur Außenwelt ein ganz unerwartetes. Bei

Bertie hatten sie alle gelebt, wie auf einer einsamen Insel, trotzdem ihr Haus eines in einer bewohnten Villenstraße gewesen war, trotzdem es vor den Toren einer Stadt stand. Mit niemanden wechselte man Gruß und Wort. Von den Vorübergehenden wurde man mit jener unbescheidenen Neugier betrachtet, die sich alle Welt Leuten gegenüber erlaubt, die nicht zur Gesellschaft gehören wollen, und von denen deshalb vermutet wird, daß sie auch gar nicht das Recht hätten, zur Gesellschaft zu gehören.

Hier, wo Sylvia geglaubt hatte, eine vollkommene Weltabgeschiedenheit zu finden, sah sie sich in Beziehung zur ganzen Gegend.

Über Südersood führte eine Landstraße von einer größeren Ortschaft nach dem Brunsbütteler Hafen.

Da fuhr oder ging niemand, ohne anzuhalten, wenn ihm Willy Mammling mit seinen Damen begegnete, und einige Worte über Wind, Wetter, Jagd, Eisverhältnisse auf der Elbe mit ihm zu wechseln. Oft kamen auch Leute ins Haus. Sie wollten einen Rat und wurden dann mit Grog oder einen Schnaps bewirtet.

Die Angelegenheiten von Vater Drews und den drei Tagelöhnerfamilien schienen auch Willy und Makaries Angelegenheiten. Allmorgendlich ließ Willy die schulpflichtigen Kinder der Tagelöhner, fünf an der Zahl, auf einem Ackerwagen von dem faulen Schimmel nach dem nächsten Dorf fahren.

Wie seltsam herzerquickend das war: anstatt neben der milchfarbenen Paulette und ihrem Haarwulst neugierigen und

nicht sehr respektvollen Blicken ausgesetzt zu sein, empfing auch sie hier herzlichen und verehrungsvollen Gruß.

Was lag daran, wenn Karsten, der eine Tagelöhner, welcher am meisten auf Südersood selbst beschäftigt wurde, während die anderen beiden nach Brunsbüttel auf Arbeit gingen — was lag daran, wenn er im Vorbeigehen sagte:

„Kolt hüt, wat Fräulein?“

Was hatte sie davon, wenn Frau Karsten, die die Kühe besorgte, mit der Milch herüber kam und nicht an ihr vorüberkonnte ohne zu fragen:

„Na Fräulein, gut zu Wege?“

Was konnte ihr an dem Gruß vom Bauern Bülk und vom Bauern Jacobs liegen?

Aber all dieses gab ein so überraschendes Heimatsgefühl. Es war so eine weit hinwirkende Gemeinsamkeit mit allen.

„Das ist das Leben auf dem Lande, das gemeinsame Unterstelltsein unter die Natur und ihre machtvollen Launen,“ sagte Willy.

An Makarie machte Sylvia auch allerlei Beobachtungen.

Alle Gewohnheiten und Eigenschaften Willys fanden sich bei ihr in vergröberter Form wieder.

Wo Willy einen ruhigen Mut zeigte, war sie unvorsichtig, ja tollkühn. Und in einem ganz unbändigen, lachenden Stolz prahlte sie mit allerlei Geschichten, wo es ihr um ein Haar an den Kragen gegangen wäre, wenn eben nicht ihre ungewöhnliche Körpergewandtheit, ihre Schwimm- und Turnkunst für sie jede Gefahr illusorisch machte.

Wo Willy gleichgültig schien, verachtete sie laut. Alle möglichen Kulturerscheinungen und geistigen Genüsse, mit deren Aufnahme tausend und abertausend Menschen ihr Dasein füllen, waren für ihn einfach nicht vorhanden. Makarie aber gefiel sich in verurteilenden Bemerkungen über jede Lebensform, die anders war als die ihre und die ihres Willy.

Sie war der reinste Unbildungsprotz.

Wie war das nur möglich? Weil bei ihr Anempfindung war, was bei Willy offenbar angeborene Neigung.

Dachte sie, ihre Ergebenheit für den Mann, ihr gänzliches Aufgehen in ihm glaubhafter zu machen, indem sie ihr Wesen über das seine hinaussteigerte? Sie meinte auch, es sei Sylvias Pflicht, sich Willy ebenso anzupassen, und konnte es gar nicht fassen, daß Sylvia sich weigerte, schießen zu lernen und mit auf die Jagd zu gehen. Noch erstaunter aber war sie, daß Willy dies hinnahm, denn ihrer Meinung nach mußte alles, was da kreucht und fleucht, sich ihm untertan fühlen. „Na ja,“ sagte sie fast triumphierend, „du bist eben nicht seine Frau und überhaupt nicht so weiblich. Ich glaube, du paßt gar nicht für die Ehe.“

War dieses blinde Sichhingeben wirklich höchste Weiblichkeit, wirklich höchste Liebe?

Wie denn, wenn Makarie damals Bertie geheiratet hätte? Und sie würde es getan haben, wenn er ihr schon eine Stellung und Versorgung zu bieten vermocht hätte. Wie würde sie sich dann entwickelt haben? Doch wohl ohne allen Zweifel nach einer ganz anderen Seite hin.

War das wirklich letzte Lebenskunst und Weisheit für das Weib, sich der eigenen Art zu begeben und, einer rasch und willkürlich umzubildenden Materie gleich, sich vom Manne die Art bestimmen zu lassen?

Dies konnte unmöglich sein.

Manchmal stand sie vor Robert von Hollerns Bild und hielt stumm Gespräche mit demselben.

‚War das auch deine Forderung an mich? Fühltest du, daß ich sie so nicht würde erfüllt haben? Von deinem Wesen wollte ich nehmen, aber du solltest auch von dem meinen nehmen. Nur so scheint mir ein Ineinanderwachsen möglich.‘

Willy und Makarie waren kein Menschen*paar*. Sie waren: ein Mann und seine verpfuschte Kopie.

Und je mehr ihr diese Erkenntnis kam und sich in ihr befestigte, je schwerer fand sie es, sich mit Makarie zu vertragen. Aber sie hatte die Kunst des Schweigens nun gelernt, und alles ging immer glatt.

Makarie ihrerseits fand die Freundin auch sehr verändert. Oft sprach sie zu Willy davon und loyal, wie sie war, lobte sie diese Veränderung zum Maßvollen und besonders auch das Talent, das Haus so gemütlich zu machen. Makarie selbst tat sich ja lachend etwas darauf zu gute, daß sie nicht für zehn Pfennig Talent für Küche und Haus habe. Sie lebte auch des Glaubens, daß Willy sich gar nichts daraus mache.

Er aber empfand wohl, daß er es jetzt besser habe. Die Räume atmeten nicht nur wie früher peinliche Sauberkeit und Ordnung, sondern daneben auch Behagen. Und das

einfache Essen, das mindestens an vier Tagen der Woche aus selbstgeschossenem Wild oder selbstgefangenem Fisch bestand, war schmackhafter und mannigfaltiger zubereitet.

Aber er sagte nichts davon. Es hätte Makarie kränken und wie ein nachträglicher Tadel erscheinen können.

Sein Benehmen gegen jedermann war von einer großen Gleichmäßigkeit. Auch Sylvia empfand immer dieselbe freundliche Teilnahme, und da sie ein großes Vertrauen zu ihm gefaßt hatte, besprach sie alle ihre Sorgen mit ihm. Diese waren nicht gering.

Eines Morgens traf sie wieder bei Willy ein, der in seiner Werkstatt an dem Modell arbeitete. Makarie war zum alten Drews gegangen, der ein wenig Rheumatismus hatte, was für alle Bewohner von Südersood soviel hieß als: es wird Tauwetter. Sie wollte mit ihm besprechen, ob Karsten nicht ein Loch in die Eisdecke des Sood schlagen könne, um Aalschnüre hinein zu versenken.

Willys Werkstatt war licht aber sonnenlos. Ein gleichmäßiges Hellgrau bedeckte heute den Himmel; man sah die Sonne als weiße, strahlenlose Scheibe dahinter.

In der schwachen Beleuchtung nach dem Fenster stand der Mann. Vor ihm auf dem Holztisch befand sich der meterlange Rumpf eines Schiffsmodelles, zwei kleine Masten ragten schon aus dem Deck empor. Willy war dabei, die Takelage anzubringen. Feine Bindfäden, Miniaturrollen und Schotten lagen, in sorgfältiger Reihenfolge, auf dem Tisch. Um nur ja nichts fortzureißen, hatte Willy Mammling die Ärmel seines blütenweißen Manschetthemdes ziemlich hoch aufgeschlagen. Sein Rock

hing am Nagel an der Tür. So arbeitete er immer, und seine lange, schmale Männerhand entwickelte mit spitzen Fingern eine unglaubliche Geschicklichkeit.

„Wieder Briefe von Bertie und Konrad Brügge," sagte Sylvia.

„Na was macht er denn?"

„O der? Der geht schon ordentlich am Stock und in weiteren fünf, sechs Wochen wohl ohne. Aber Bertie!"

„Na, was ist denn?"

„Das Kapital schmilzt nur so zusammen. Es scheint, daß durch die ungewöhnlich hohen Honorarbewilligungen, die Contil sich und den Mitarbeitern macht, das Budget ganz überschritten worden ist. Bertie kann es nicht recht begreifen, daß die Finanzen so im Niedergang sind, weil die Zeitschrift sofort einen sehr hübschen Leserkreis fand. Und nun . . ."

„Und nun schreibt Ihr Bruder, daß Sie von Ihrem Gelde was mit hineinstecken sollen," ergänzte Willy phlegmatisch.

„Ja. Aber Konrad Brügge schreibt, ich solle das fein bleiben lassen, solange Contil dabei sei. Und Berties Finanzen seien noch viel schlechter, als er selbst sich gestehe. Für das Haus in Schwerin fände sich kein Käufer. So sei das wie totes Kapital. Er selbst, Konrad Brügge, der jetzt in Berlin ist, stehe in Unterhandlung wegen des Verkaufs von zwei älteren Werken. Er werde sie gern unter Preis fortgeben. Dann könne er Bertie wieder etwas flott machen, werde aber doch damit zurückhalten, bis Bertie Contil herausgeschmissen habe oder

habe herausschmeißen lassen, wessen Bertie sich aus falscher Noblesse und Unbehagen an Skandal weigere. Es schade Bertie gar nichts, wenn er erst mal ganz sich festrenne. Eher sei an eine Gesundung in allen Hinsichten nicht zu denken."

„Ein famoser Kerl, Ihr Freund, der Bildhauer."

Sylvia schwoll das Herz vor Stolz. Wenn sie ihn auch niemals heiraten wollte und konnte, es kam ihr doch vor, als höbe der Wert ihres Bewerbers ihren eigenen Wert.

„Ach Willy, es ist ja gar nicht zu begreifen! Ja, wenn alle diese, Bertie und seine Freunde, so wild und toll in den Tag hineinlebten, wie man es manchmal von großen Künstlern las! Aber sie schienen so maßvoll, so überlegen! Und sitzen doch in lauter Unklarheiten, und Bertie ist vielleicht ruiniert."

„Ob mit tollem Auftrumpfen oder mit ästhetischen Mienen — es kommt auf eins heraus; früher waren die Genieboldе laut, jetzt tun sie leise."

Sylvia sah ihn an. Was wußte er von Genieholden?

„Ich müßte wohl eigentlich zu Bertie reisen. Er steht in Krisen. Der Finanzpunkt bespricht sich besser mündlich."

„Was, sie wollen fort?"

„Ist doch meine Schwesterpflicht."

„I bewahre. Er kann hierher kommen, um sich mit Ihnen auszusprechen. Wir lassen Sie nicht fort."

„Ich danke Ihnen für Ihre Gesinnung, lieber Willy. Karie sagte es mir schon im Sommer, daß Sie gesagt hätten, ich störe hier nicht."

„Hab' ich das gesagt? Bloß daß Sie nicht störten? Aber Sie sind hier ja ganz notwendig."

Sylvia errötete vor Freude. Zum erstenmal in ihrem Leben hörte sie, daß sie irgendwo und irgendwem notwendig sei.

Und wie Willy sie nun so klar und gut ansah, griff sie nach seiner Hand, um sie dankbar zu drücken.

Mit einem Mal fiel ihr Blick auf seinen Arm. Er war weiß wie der einer Frau.

Wohl ein Dutzendmal hatte sie Willy schon so gesehen, denn er arbeitete fast immer mit aufgekrempelten Hemdsärmeln.

Aber sie wurde plötzlich ganz verlegen. Sie ließ rasch seine Hand wieder los.

Grade kam auch Makarie herein.

„Nanu," sagte sie, „ihr habt 'was!"

„Freilich haben wir was. Bertie ist in der Klemme, und ich sollte wohl zu ihm. Aber Willy meint, Bertie solle hierherkommen," sprach Sylvia.

„Selbstredend soll er herkommen. Das gibt'n Jux ersten Ranges. Meine Backfischflamme und mein Mann. Und ich dazwischen."

„Ja so — daran dachte ich im Moment nicht," sagte Willy langsam. Selbstverständlich kann ich nichts dazu tun. Sie allein, Sylvia, können beurteilen, ob es geht und ob Bertie mit Lachen daran denkt, wie an eine Jugendeselei."

„Hör mal du!" rief Makarie und tat, als nähme sie die ‚Jugendeselei' übel.

„Er denkt nicht mit Lachen daran," sprach Sylvia leise.

„Ja, stell dir vor, Schatzi: ich komm' noch ins Konversationslexikon als Bertie Aschroths erste Liebe! Das ist zum totschreien. Ach laß ihn kommen! Wir wollen ihn kurieren. Ich zeig's ihm faustdick, wie wahnsinnig lieb ich dich habe."

Und sie umarmte Willy gleich und küßte ihn und rief dazwischen:

„Ach du — ach du — dich gibt's bloß einmal!"

Sylvia besah sehr vertieft ein winzig kleines, sauber geschnitztes Schott.

Wie seltsam war ihr zu Mut. Ganz kalt und still. So wie jemandem ist, in dem etwas abstarb, der für immer etwas verlor.

Sie hatte in diesem Augenblicke die Gespielin ihrer Kindheit, die Freundin ihres ganzen jungen Lebens verloren. Sie hatte Makarie nicht mehr lieb. —

„Das ist das Klüverschott," sagte nach einer Pause von Sekunden Willys Stimme; er sprach so ernsthaft, als sei es eine Pflicht, den Zweck des kleinen, spielerischen Dinges zu erklären, das Sylvia zwischen ihren Fingerspitzen hielt und immerfort besah.

Und Sylvia war es, als habe sie einen sechsten Sinn bekommen. Und mit diesem sechsten Sinn begriff sie plötzlich: der Mann schämte sich des Gebarens seiner Frau; aber er schämte sich auch seiner Scham, weil sein Herz zum Fürsprecher der Frau ward.

Sie wagte nicht, ihn anzusehen. Wie sollten diese Augenblicke voll stummen Verstehens, voll tödlicher Ver=

legenheit ein schickliches Ende finden? Denn sie spürte es: er, mit seiner unerhörten Feinheit, er wußte genau, was in ihr vorging.

Kein Blick, kein Wort zwischen ihnen und dennoch ein so vollkommenes Verstehen und Wissen — — wie konnte es das zwischen zwei Menschen geben — —

Makarie aber hatte nichts davon gespürt, daß das Wesen der beiden anderen viele Herzschläge lang unter einer schweren Befangenheit stand.

„Kinder," sagte sie wohlgelaunt wie immer, „also die Hauptsache: gleich nach Tisch gehen wir nach dem Sood. Karsten soll ein Loch schlagen und Aalschnüre legen. Es gibt Tauwetter, spätestens morgen, meint Drews. Dann rühren sie sich und beißen am besten an."

Und dabei blieb es. Sylvia fand nach Tisch knapp Zeit, an Bertie ein Telegramm aufzusetzen, das der nachmittags vorsprechende Postbote mitnehmen sollte. Sie schlug ihrem Bruder eine Begegnung in Hamburg vor und deutete an, daß sich schon ein Ausweg finden werde. Beim Essen hatte Willy ihr ganz ruhig und ganz nebenbei gesagt, sie solle doch Bertie das Haus abkaufen, sie könne es dann abwarten, besser als er, bis sich ein weiterer Käufer fände. So mache sie Bertie wieder flott, ohne selbst allzuviel zu wagen. Es war ein Vorschlag voll gesunden Menschenverstandes. Aber Makarie tat, als sei es wieder einmal ein phänomenaler Klugheitsbeweis ihres Willy.

Wie klar und sicher mußte das Wesen dieses Mannes sein, daß ihn die stete Anbetung nicht verdarb.

Nach Tisch wanderten sie dann selbdritt über die weißen Felder.

Hinter ihnen stapfte Karsten, mit allerlei Gerät über der Schulter. Er trug schwere Wasserstiefel, und da er beim Schreiten sehr mit den Knieen einknickte, so streckten sich bei jedem seiner Schritte die abgerundeten oberen Vorderteile seiner Stiefelschäfte schräg vor. Karsten hatte einen rötlichen Vollbart, der ihm aber nur bis auf den Halstuchknoten herabging. Der Mann trug eine schirmlose Mütze, die mal schwarz gewesen sein konnte, aber bis zum graugrün abgeblichen und verwittert war. Sein mächtiger Rumpf war in eine Friesjoppe von unbestimmter Farbe geknöpft.

Die Herrschaft sah nicht weniger wetterfest aus, als der Knecht.

Makarie trug eine Art von Jagdkostüm mit Gamaschen. Ihre Jacke, kurz und fest anschließend, war mit Schaffell gefüttert, und so sah sie in derselben förmlich breit und voll aus. Auf ihrem Haupt trug sie ein schwarzes Pelzbarett, und die Büchsflinte hing ihr über der rechten Schulter. Willy war ebenso gekleidet, nur daß er natürlich statt des Kleiderrockes Beinkleider trug. Ohne Gewehr gingen sie nie aus. Es konnte ihnen doch immer unverhofft etwas Nützliches oder Unnützes vor den Schuß kommen, eine wilde Ente, ein Hase oder ein Raubvogel oder ein huschendes Frettchen.

Für solche Unternehmungen hatte auch Sylvia sich etwas praktischer anziehen gelernt und sich ihren ältesten Kleiderrock sehr fußfrei gemacht, auch ein Paar Stiefel

von entsprechender Dichtigkeit vom Dorfschuster sich anfertigen lassen.

Sie gingen ohne viel zu sprechen, aber in vollkommen freier, guter Stimmung.

Immer wieder hatte Sylvia sich seit jenem inhaltreichen und qualvollen Augenblick heut morgen vorgehalten, wie viele seltene Eigenschaften Makarie zierten. Wie offen war sie, wie ehrlich, wie anspruchslos, wie gleichmäßig heiter. Durfte man, konnte man ihr einen Vorwurf daraus machen, daß sie in ihrer übergroßen Liebe alle Selbstkritik verloren hatte und mit ihr das Zartgefühl?

Aber in der Erkenntnis, daß alle diese gerechten Erwägungen dennoch das erloschene Gefühl der Freundschaft nicht wieder zu beleben vermochten, suchte Sylvia einen Ausgleich. Sie fand ihn darin, daß sie Makarie doppelt rücksichtsvoll entgegenkam.

Willy spürte das sofort, und es tat ihm ernstlich wohl.

Wie war es möglich, daß Sylvia erst heute völlig herausfand, daß er mehr Feinheiten der Empfindung besaß als Bertie und Konrad Brügge und — und noch jemand!

Der Nachmittag war noch nicht sonnenhell geworden, aber das Grau des Himmels verschwebte langsam; schon war der Sonnenball nicht mehr eine grelle Rundscheibe von Weißblech; er färbte sich mit orangefarbenen Tönen, indem er sich nun mehr und mehr dem Horizonte näherte.

Das weite Gelände lag in einem stumpfen, toten Weiß. Kein Glitzern überflirrte es. Aller Glanz war

erloschen; das Leben der Kälte entflohen. Dieses gespenstische Leben, das blitzschnell über Eisflächen huscht und sie aufkrachen läßt, bis der verhallende Schreck wie ein Klagelaut als Riß durch das Eis zittert. Das mit todeskühler Hand den Schnee puderfein auflockert und ihn aus den Gabelungen des Gezweiges herabstäubt. Das lustig unter den Tritten der Wanderer und den Reifen der Räder herumspukt und knirscht und knarrt. Das vor dem Munde aufatmender Menschen sein Spiel treibt und ihren eigenen Odem ihnen als Eiskristalle wieder an die Nase wirft.

Eine unschlüssige Traurigkeit war über der weißen Natur. Sie fühlte ihre Kraft zur Kälte erlahmen und schien zu zögern, ob sie sich schon der freudlosen Nässe des Tauens hingeben solle.

Der Weg zum Sood führte über freies Feld, das im Sommer die braunbunten Farben des Moores trug. Jetzt war es starr und hart. Ein Birkengestrüpp lag voraus, dahinter kam der Sood.

Seine große, fast kreisrunde Fläche war von Eis bedeckt. Die Ufer waren abgemäht, aber der ganze Kranz von Schilfstielresten stand um ihn herum. Wie derbe Borstenhaare stachen die bräunlich grauen Röhrchenstumpfe aus der glasigen Decke.

Soweit das Auge sah, schien die ganze Gegend ein endloses weißes Gefilde.

Die Ebene, die keinen Höhepunkt zur Übersicht bot, täuschte Unendlichkeit vor.

Geradeaus, hinter dem Wall weißverschneiter Deiche, die aber zu fern waren, als daß man ihre Linie von dem übrigen Gelände hätte unterscheiden können, rollte die Ebbe ihre gewaltigen Wassermengen dem Meere zu. Man sah sie nicht. Aber der Dunst, der dort wie feiner hellgrauer Nebel schwebte, verriet sie.

Und weit, weit hinaus zur Rechten, gen Westen, schwoll die Nordsee gegen das Land. Man sah sie nicht. Aber ihr Atem sättigte die Lüfte feucht und salzig, und der Hauch aus ihrem Riesenmunde hing wie ein glanzloser Silberschleier vor der Ferne.

Eine erhabene Stille lag über dem weiten Bilde.

Fast rotgelb stand jetzt die Sonnenkugel hinter der feinen Nebelwand.

Eine Möve schwebte lautlos hoch über dem Sood. Ihr graues Gefieder erschien in der strahlenlosen Helle nur wenig dunkler als all die stumpfen weißlichen Farbentöne des Himmels und der Erde.

Die drei Menschen standen und sahen in die trauervolle, stumme Größe der erstarrten Landschaft hinein.

„Nun,“ sagte Willy endlich halblaut, „gibt es bei uns etwas zu sehen oder nicht?“

„Ja, das ist groß,“ antwortete Sylvia ebenso.

„In solchen Augenblicken hab' ich ein Gefühl . . . ich meine, so müssen die ersten Menschen empfunden haben, ehe die Pflicht erfunden ward. So ganz still. So ganz wunschlos. Klein und doch zugleich erhoben durch ihre Größe.“

Willy, der sich auf seinen Flintenlauf gestützt hatte, machte mit der Rechten eine weite Bewegung.

Das war wie damals, als er an Bord der Lubina gesagt hatte: ‚Was kann man gegen die da.‘

„Aber,“ begann Sylvia zögernd, „das kann unmöglich des Lebens letztes Ziel sein — Kräfte brach liegen lassen, um nur der Natur zu leben . . .“

Er sah sie überrascht an. Ehe er etwas antworten konnte, krachte ein Schuß.

Makarie hatte ihre Büchsflinte an die Wange gerissen und die schwebende Möve heruntergeknallt.

Schwer fiel das Tier zehn Schritt vor ihnen in den Schnee.

Makarie lief gleich dahin, packte es an den Flügeln und schwenkte es triumphierend.

Unterdes hatte Karsten, am Rande des Sood entlang stapfend, sich eine Stelle ersehen, wo er ein Loch schlagen wollte, Willy und Sylvia gingen hinter ihm her.

Hinter sich hörten sie ein Krachen und Knattern. Sie sahen zurück.

Makarie, mit dem Frohgefühl eines Kindes, zerstampfte das Eis zwischen den Schilfstumpfen. Es war Windeis, hohl lag eine Schicht, gleich gefrorenen Schaumblättern über der anderen.

„Weißt' wohl noch, wie wir als Kinder immer das Volleis zertrampelten?“ rief sie vergnügt der Freundin zu.

„Laß das,“ warnte Willy, „du könntest einmal in tiefes Wasser oder Schlick treten.“

„Ach was . . . das knattert so nett.“

Und sie fuhr fort, zwischen den Schilfstoppeln herum zu stampfen.

Die dumpfen Schläge, die Karsten unfern dem jenseitigen Ufer auf das Eis tat, hallten nun durch die Luft, sie zitterten auch seltsam klagevoll auf der glasigen Decke nach.

Willy und Sylvia waren schon an jener Uferstelle und sahen zu.

„Als wenn das Eis es spürt — als wenn es Haut ist und von der Wunde leidet . . .“ sagte Sylvia.

„Ja alles lebt und spricht,“ antwortete er einfach.

Dann entstand eine lange Gedankenpause. Willy erwog bei sich, ob er Sylvia jetzt und hier, ob er ihr überhaupt antworten solle auf ihre Bemerkung, daß es nicht des Lebens letztes Ziel sein könne, Kräfte brach liegen zu lassen, um nur der Natur zu leben.

‚Rein bleiben, stolz bleiben, sich aller Lüge der Gesellschaft, all ihre eingebildeten Freuden fern zu halten — das ist doch ein Ziel?

Aber jeder hat das seine. Man muß seinem Nebenmenschen seine eigene Richtung nicht aufhalsen wollen.

Wir sprechen uns wohl ein andermal darüber aus.‘

Diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Aber er wurde abgelenkt, durch seine Frau drüben, am anderen Ufer.

Es ärgerte ihn ein wenig, daß Makarie da noch immer sich kindisch vergnügte, das Eis einzutreten.

„Karie,“ rief er, seine beiden Hände als Schalltrichter an den Mund setzend.

Makarie sah aber gerade etwas zwischen den Stoppeln, das sie interessierte. Da war ein totes Fischchen eingefroren, in einer Stelle schwarzklaren Eises. Das silberschuppige kleine Tier war deutlich zu erkennen. Makarie stand etwas geneigt und sah es an. In ihrer dickbehandschuhten Rechten hielt sie noch immer die Möve. Mit festen Fingern hielt sie die Flügel zusammengefaßt, so daß das Vogelköpfchen traurig und schlaff vorn dazwischen heraushing und die Füße mit den Krallen sich vorausstreckten.

„Makarie!“

„Ja — — ja — —“

Sie trat einen Schritt nach rechts, dem Ufer zu. O — weh — Willy hatte wieder mal Recht bekommen — da sackte sie ein.

Lachend sprang sie zurück. Das eisige Wasser rann ihr oben in den Stiefel. Das war kalt. Sie schlenkerte das Bein.

Also weiterhin . . . zum zweitenmal brach sie ein und sprang wieder lachend zurück.

Das war hier offenbar eine dumme Stelle. Wahrscheinlich eine von denen, wo ein hereinrieselnder Quell das Wasser nicht zum Stehen und dicken Gefrieren kommen ließ.

Also zurück . . . aber zurück ist immer langweilig und wenn sich's um fünf Schritte handelt — —

„Makarie!“

„Ja — ja — a — a —“

Warum nicht quer über den spiegelblanken Sood. Der lud förmlich ein, darüber hinzuschlittern.

Sie nahm Stellung; die Arme fast wagerecht ausbreitend; von der etwas höher als die Linke erhobenen Rechten baumelte die tote Möve, an ihren Flügelspitzen gehalten.

Kühn und fröhlich, nach einem Anlauf von drei Schritten, glitschte sie hinein auf die schwarzglasige, glatte Fläche.

„Nicht über den Sood," schrie Willy und winkte mit beiden Händen.

Karsten hörte auf zu schlagen und winkte auch mit seinem Eisbeil, es heftig schwenkend, ab.

Als Gegengruß schwenkte Makarie ihre tote Möve.

Ach was, warum nicht über den Sood? Nach der Kälte! Männer haben doch manchmal weniger Courage als Frauen.

Und noch einmal nahm Makarie einen kleinen Anlauf.

Und noch einmal glitt sie, mit wagerecht weit ausgebreiteten Armen über die blanke Fläche dahin — sekundenlang — schnell — fröhlich — triumphierend. — —

Und dann ein Krachen und ein Schrei — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Achtes Kapitel.

Sie hatten sie gefunden. Sehr bald. Denn als Sylvia zurückkam, im wild daherjagenden Strohschlitten kauernd, sich zitternd an Mike Drews haltend, die sich ihrerseits an Sylvia hielt, während der alte Drews dem Schimmel die Croupe blutig peitschte — da sahen sie es schon von weitem — —

Im Sood gähnte ein großer, dunkler Fleck offenen Wassers, von einem bizarr zerklüfteten Eisrand umgrenzt — — —

Und drüben am Ufer knieten zwei Männer neben einer lang hingestreckten Gestalt — — —

Später erfuhr Sylvia es von Karsten, wie alles zugegangen war. Sie selbst hatte nichts mehr gesehen. Als das Gräßliche geschah und Makariens Gestalt jäh versank, während Eissplitter und Wasser um sie emporrauschten, da war blitzartig nur ein Gedanke gekommen, nur ein Gefühl, mächtig: Hilfe — Hilfe!

Und sie lief und lief — mit gleitenden Füßen über den festgetretenen Schnee glatter Wege — mit keuchender Brust und wildpochendem Herzen — nur vorwärts, vorwärts, Hilfe holen — —

Aber später erfuhr sie es.

Zuerst, vielleicht die Dauer eines Herzschlags lang, war's wie ein Unwille durch den Sinn beider Männer gehuscht . . .

Sie erwarteten, in der nächsten Sekunde Makariens Haupt emportauchen zu sehen . . .

Sie waren schon zugleich auf dem Eise — erst schnellen Fußes, vorsichtiger dann — tastend — — —

Aber weder Hand noch Haupt tauchte auf — —

Und noch ein atemloses Warten — Sekunden heißen, ungläubigen Wartens — und dann ein fürchterliches Entsetzen —

Das Wasser war doch ihr vertrautes Element — —

Aber aus dem schwarzgähnenden Loch, in dem es sprudelte und wogte, hob sich kein wasserüberströmtes Haupt.

Wenn die wieder Emportauchende mit ihrer Stirn gegen die Eisdecke gestoßen war — — wenn diese fürchterliche, glasige, todeskalte Fläche über ihr lag, wie der steinerne Deckel eines Grabes — —

Dann war sie verloren — —

Ohne ein Wort zu wechseln, in schweigendem Verstehen hatten beide Männer gehandelt. Schläge donnerten über das Eis und jeder Widerhall, der klagevoll dahinzitterte, wurde von neuem Schlag überholt — — Eisschollen schwammen — andere wurden auf die Oberfläche gerissen und fuhren gleitend dahin, und ein seltsamer, hohler Ton fuhr mit ihnen — —

Aber kein wasserüberströmtes Haupt tauchte auf, keine klammernde Hand griff nach dem Rande des festen starken Eises —

Die ganze brüchige Stelle oberhalb eines, aus der Tiefe empor wellenden Quells war frei. Mit jagend raschen Schlägen, der Gefahr selbst hinabzusinken nicht achtend, hatten die beiden Männer die Eisdecke zertrümmert — —

Umsonst — Nichts — —

Da warf der eine Mann mit raschem Ruck seine schweren Stiefel von sich.

Die eisigen Wasser rauschten hoch auf —

Dem, der oben unter dem strahllosen, grauen Himmelslicht geblieben war — dem stand das Herz still — —

Zweimal tauchte sein Herr empor — zweimal schoß er wieder hinab —

Und dann rauschte es wieder.

Ein Männerhaupt ward sichtbar — die Schultern — ein Arm. Und dieser Arm umschloß ein Weib —

Schwer hing ihre Gestalt —

Daß der Mann da oben nur zwei Hände hatte! — — Aber der Augenblick gab ihnen übermenschliche Kraft.

Er half dem Lebenden und der Leblosen heraus. Und die Wasser troffen von ihren Leibern in rieselnden, klaren Bändern und zerrannen auf dem Eise.

Dann fand Sylvia sie: knieend, in heißer Arbeit bemüht, die Brust der Ertrunkenen zum Atmen zu bringen, aus ihrer Lunge das erstickende Wasser zu entfernen . . . .

„Herr," sagte der alte Drews, „wir wollen sie auf den Schlitten legen und nach Hause fahren und in der warmen Stube versuchen — —"

Willy nickte nur.

Und schnell und stumm wickelten sie die Bewußtlose oder — Tote in wollene Decken, und Willy in seinen nassen Kleidern, deren er sich gar nicht bewußt ward, setzte sich in den Schlitten. Er nahm den Kopf seines Weibes auf seinen Schoß.

Unverwandt starrte er hinab in das bläulichweiße, stille Gesicht.

Die erste leise, leise Spur wiedererwachenden Lebens sollte ihm nicht entgehen.

Wenn sie die Augen aufschlug, sollte ihr erster Blick seinem Blick begegnen —

Ihn nahe fühlen — ihn, den sie so unendlich geliebt hatte.

Ihn, der ihr Leben, ihre Welt gewesen war.

Der alte Drews und Sylvia flüsterten schnell ein paar Worte miteinander.

Ja, so war es am besten — Karsten sollte gleich querfeldein laufen, zum Dorf hinüber und den Arzt suchen.

Mike hockte sich zu Füßen ihres Vaters nieder.

Und Sylvia kauerte sich mit hinein in den Schlitten und umschloß Makariens Füße, fest, fest.

So fuhren sie dahin. Der Schimmel trottend, mit nickendem Kopf, schwer ziehend.

Als Sylvia einen Blick voll Grauen zurück sandte auf die Stätte des Unglücks, zuckte sie zusammen . . .

Da schwamm die Möve . . . Das Gefieder des toten Tieres war ausgebreitet — Der Vogel schwamm auf dem Rücken — sein Köpfchen hing hintenüber ins Wasser — seine Krallen streckte er empor.

Vor einer Stunde noch schwebte er frei und einsam unter dem stillen Himmel, hoch über der stillen Erde — ein grauer beweglicher Farbenfleck in dem weißgrauen Bilde.

Wie ein Nachhall lag es in Sylvias Ohr — sie hörte noch einmal den scharfen, platzenden Ton des Schusses, der dies arme kleine Leben beendet hatte.

Der Sood blieb zurück. Endlos breiteten sich weit in der Runde die weißen Felder.

Sylvia wagte nicht, das Angesicht der starren Frau anzusehen.

Der Mann aber verwandte keinen Blick davon, hoffend und beschwörend sah er es an.

Aus den Mundwinkeln rann ihr eine Flüssigkeit.

Verheißungsvolles Zeichen.

Der Gutshof tauchte auf.

Frau Karsten und die anderen beiden Frauen, das Hausmädchen, die Kinder aus den Tagelöhnerwohnungen — sie alle bildeten eine vor Schreck und Angst zusammengetriebene Gruppe vor der Tür.

Dann ein schweres Heben und Tragen und nasse Spuren auf den Dielen.

Man bettete Makarie — Frau Karsten hatte alles gewärmt, Kissen, Decken.

Und wieder fing die heiße Arbeit an.

Diese Männer und diese Frauen rangen nicht zum erstenmal mit dem Tode um eine Beute. Ihr hartes Leben nahe den großen Wassern des gewaltigen Stromes und des noch gewaltigeren Meeres hatte sie gelehrt, bis zum letzten gegen den Furchtbaren anzuringen, ehe sie ihn als den Überwinder anerkannten.

Ernst und gefaßt, klar und sachgemäß, arbeiteten sie.

Dem Mann trockneten die Kleider am Leibe, und seine Stirn perlte.

Der Abend kam.

Alles, was an Lichtern und Lampen aufgestellt werden konnte, trug man herbei.

Eine neue Gestalt trat zwischen die Barmherzigen.

Der Arzt.

Aber all sein Horchen war vergebens. Kein Hauch zitterte über die bläulichen Lippen. Kein leiser Schlag hob das Herz.

Er gesellte seine Hilfe dem Tun der anderen. Rastlos — rastlos —

Immer noch, als sein Verstand ihm längst gesagt, daß kein Kampf mehr dem die Beute abjage, der hier gesiegt.

Aber er kannte das gierige Hoffen verzweifelter Herzen . . . ‚wenn dennoch!‘ Der Gatte selbst — er allein mußte es begreifen.

Und der Augenblick kam, wo er es begriff.

„Doktor . . .“ sagte er nur. Zögernd, fragend, widerwillig und dennoch bittend.

Heißbittend: laß mich hören, daß noch Hoffnung ist! Laß mich — sei barmherzig! Sei ein Mensch! Nein, sei ein Gott!

Und der Doktor, ein alter Mann, der sich in rauhem Land und unter rauhen Menschen alle Weichheit abgewöhnt, wagte nicht die harte Wahrheit auszusprechen.

„Vielleicht . . . wer weiß . . . nach Menschenwitz . . . aber Gott tut ja manchmal Wunder.“

Und es war, als durchströme jede Hand neue Kraft, als blitze es in jedem Auge heißer auf.

Minuten flohen vorüber.

Sylvia stand zu Füßen des Bettes, und mit tränenlosen, entsetzten Blicken sah sie . . .

Und immerfort, immerfort sah sie es, seit Stunden nun schon, wie man die schlanken Arme der Langhingestreckten unablässig hob und senkte . . . wie man immer wieder heiße wollene Decken über die starre Brust legte und rieb . . . Und immer hörte sie den keuchenden Atem der Arbeitenden.

Und dann dieses bleiche Angesicht, das so mit geschlossenen Augen und stummem Mund dalag, — wie schien es beredt . . . es war, als stehe es gebieterisch über diesen allen . . . als sei es das Antlitz einer, die königlich und groß über diese alle erhoben worden war . . . es war, als sei es Schändung, vor diesem stillen erhabenen Antlitz noch so keuchend, so verzweifelt zu arbeiten.

Da schrie Sylvia plötzlich auf:

„Laßt sie doch schlafen!“

Und in jammerndes Weinen ausbrechend, sank sie in die Kniee.

Willy richtete sie auf — langsam, wie ein Erwachender. Mit hohlem Blick sah er den Doktor an.

„Sie ist tot," sagte er leise.

„Ja," sprach der Doktor feierlich, „Gott hat sie zu sich genommen in sein himmlisches Reich."

Sie fielen alle in die Kniee — der alte Drews und seine Tochter und Karsten und seine Frau, und der alte Mann mit dem Runzelgesicht und der junge mit dem roten Bart weinten auf die gefalteten Fäuste, die sie gegen den Mund gepreßt hatten.

Der Mann aber ging hinaus — taumelnd fast — die ausgestreckte liebevolle Hand des Doktors von sich weisend.

— — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später hatte Sylvia es wieder begriffen: der Tod bringt so viele Pflichten mit, daß demjenigen, der die heilige Aufgabe hat, sie zu erfüllen, keine Zeit zu Tränen bleibt.

Das einzige, was sie noch für die Gefährtin ihrer Kindheit tun konnte, war: ihre letzte Statt mit Stille, Schönheit und Würde umgeben.

Das einzige, was sie noch für den edlen Mann tun konnte, war: ihm alles, alles abnehmen, ihm die feierlichste Ruhe für seinen Gram schaffen.

Er hatte sich unten eingeschlossen in sein Zimmer.

Gegen Mitternacht noch horchte Sylvia an der Tür, ach, zum unendlichsten Mal.

Hatte er nicht das Bedürfnis, ein Wort der Teilnahme zu hören? Konnte sie ihm nichts, gar nichts Gutes tun? Seine verwundete Seele nicht aufrichten? Nicht mit ihm an den Trümmern seines zerschlagenen Glückes weinen?

Aber drinnen blieb alles still. Es drang auch kein Lichtstrahl durch die Türspalte.

Nein, Sylvia hatte keine Zeit zu weinen, aber bei all den Dingen, die sie erledigte, war in ihr eine Art doppelter geistiger Tätigkeit.

Sie schrieb eine Depesche an den Hamburger Bruder von Willy Mammling. Mit ganz deutlichen Worten meldete sie das Unglück, das geschehen war, und ersuchte ihn, es Willys Mutter schonend beizubringen; auch bat sie, daß wenn möglich Bruder und Mutter sofort herkommen möchten.

Hatte sie es nicht zu kraß gesagt? Aber schließlich — dieser Bruder und seine Frau Agnes, die würden der armen Makarie nicht viel mehr nachweinen als ein paar pflichtgemäße Tränen. Sie hatten sie nicht verstanden und nicht geliebt.

Da fiel es Sylvia ein, daß sie, sie selbst sich diesen Morgen noch innerlich von Makarie losgesagt hatte. Und warum? Nur weil sie Makarie unzart gefunden.

Heiße Reue überfiel sie.

Wenn sie nur jene Augenblicke der Kälte in ihrem Herzen gegen die Arme, Liebe ungeschehen machen könnte!

Wie ungerecht mußte das Gefühl gewesen sein, wenn sie es nun so leidenschaftlich bereute.

Oder verzehnfacht sich die Feinheit der Empfindung einem Toten gegenüber, der seine Fehler nicht mehr entschuldigen, das Bild seiner Vergangenheit nicht mehr richtig stellen kann? —

Sie schrieb auch an Bertie.

„Anstatt mich findest du nur diese Zeilen. Ein furchtbares Unglück geschah. Makarie ist tot. Ich kann jetzt nicht von hier fort. Warte in Hamburg.“

Sie adressierte den Brief nach Hamburg an jenes Hotel, wo sie Bertie hatte treffen wollen.

Es hätte ihr nicht an der Zeit gefehlt, ihrem Bruder einen langen Brief zu senden. Aber es fehlte die Nervenkraft, die Fähigkeit, still zu sitzen, mit all dem Schweigen der Nacht um das einsame Haus, mit dem Schweigen des Todes in seinen Mauern.

Arbeiten — umherwirtschaften — das war das einzige.

Karsten sollte mit der Depesche und dem Brief noch an die Station. Aber es war schon fast neun Uhr. Um sieben Uhr wurde das Telegraphenamt dort geschlossen. Drews wollte, widerwillig, den armen, zerpeitschten Schimmel nicht nochmals hergeben. Das war zwecklos. Die Sorge um das Tier schien nun das Lebhafteste an ihm.

Der toten Frau konnte doch niemand mehr helfen.

Wie brutal erschien ihr diese Beweisführung. Aber sie mußte sich wohl darein ergeben, daß Karsten erst um sechs Uhr früh fahre.

Gewiß, weder Brief noch Depesche kamen deshalb nur eine Minute später in die Hände, für die sie bestimmt waren. Aber es erhöhte Sylvias Ruhelosigkeit, daß sie keine Nachrichten in die Welt hinaussenden konnte.

Sie machte Mike Drews klar, daß man sofort ein Schlafzimmer für den Herrn herrichten müsse.

Mike Drews wollte aber am liebsten in der Küche sitzen und weinen und dabei Kaffee trinken.

Sie stand schon schluchzend und goß welchen auf, während Frau Karsten und das Hausmädchen bedrückt am Küchentisch saßen und auf den Kaffee warteten und von dem großen Unglücksfall voriges Jahr sprachen, wo vier Fischer aus Bösch am Oste-Riff in Sturm und Eisgang ertrunken waren. Zwei ließen Witwen mit Kindern nach. Ja, das war härter, viel härter.

Und es schien, als meinten sie, wenn vornehme Leute so etwas träfe, sei es wohl auch sehr traurig, aber doch nicht so — nein nicht so — —

‚Entscheidet die Frage, ob mit dem Tode eines Menschen die Not zu den Seinen kommt, den Grad der Trauer?‘ fragte Sylvia sich.

Das wäre entsetzlich . . . Und doch . . . Zahllose Beispiele fielen ihr ein.

Da war ein Freund ihrer Mutter in bestem Lebensalter abberufen: ‚Frau und Kinder haben aber doch ihr Auskommen, den Kummer heilt die Zeit.‘ Dort war ein anderer gestorben, ein hoher Beamter, jäh ereilte ihn der Tod: ‚Wie entsetzlich, die Frau bleibt unversorgt — das bißchen Pension — sechs Kinder — das ganze Dasein ist zertrümmert.‘

Früher war das alles an ihrem Ohr vorbeigegangen.

Jetzt hörte sie alles, sah alles . . . und hätte sich voll Entsetzen Ohren und Augen verschließen mögen.

Fing man erst an, das Dasein und all seine Erscheinungen recht zu betrachten und mit Nachdenklichkeit zu betrachten, so stand hinter allen eine furchtbare Gestalt.

Das steinerne Angesicht der rohen Unbarmherzigkeit höhnte jeden an.

Mike Drews beharrte so eigensinnig und zugleich so kläglich bei ihrer Meinung, der Herr bliebe gewiß über Nacht unten in seiner Stube sitzen und morgen könne man ja sehen . . . daß Sylvia es endlich begriff: Mike Drews hatte Furcht vor der Toten.

Vor dieser selben Frau, die noch vor zwölf Stunden mit ihr gescherzt hatte.

Wie war das möglich? Konnte es etwas Dummeres, Kleineres geben?

So nahm Sylvia denn Frau Karsten mit hinauf.

Einsam, vom sanften Licht der vielen Lampen festlich beschienen, lag Makarie.

Es schien, als sei ihr Gesicht lebensvoller, als sei ein Schimmer von Farbe auf den Wangen.

Frau Karsten flüsterte, daß das immer so sei bei der Todesart. Morgen gar, da werde es keiner glauben wollen, daß da eine Tote läge.

Unhörbar, vor der Möglichkeit zitternd, durch Stoß oder Fall von Gegenständen das Schweigen zu entweihen, trugen Sylvia und die Frau Willys Sachen aus dem Zimmer.

Frau Karsten, die immer wieder ihren blauen Schürzenzipfel zum Auge führte, verhängte, indem sie auf einen Stuhl stieg, Makariens großen Ankleidespiegel.

Wie war das häßlich. Und wie merkwürdig unheimlich.

Draußen erklärte die Frau es: eine Leiche darf sich nicht spiegeln, sonst gibt es bald noch einen Toten. Ja damals, als der alte Karsten, ihres Mannes Vater gestorben war, da hatte sie es noch nicht gewußt und ihren kleinen Spiegel nicht verdeckt, und ein Vierteljahr nachher lag ihr kleiner Christian auch auf der Bahre.

„Aberglaube,“ murmelte Sylvia, während ihr ein Frösteln durch die Adern lief.

Wenn nur Blumen da wären, damit, wenn Willy käme, er sein teures Weib schon ganz weihevoll gebettet fände.

Aber es gab im ganzen Hause nicht ein einziges Topfgewächs. Makarie war nicht dafür gewesen. Einmal machten sie höchstens die Fensterbretter schmutzig, sagte sie, und zweitens habe sie kein Glück mit Blumen und begösse sie immer zu viel oder zu wenig, so daß selbst die härtesten Blattpflanzen ihrer Pflege keinen Widerstand zu leisten vermöchten.

Aber gerade da, als Sylvia trauervoll dachte, daß sie die arme Karie gar nicht schmücken könne, da kam der alte Drews. Er trug einen kleinen Blumentopf im Arm, eine Monatsrose, an der zwei blasse Blüten an kurz belaubten, dürftigen Zweigen schwankten.

„Wenn Fräulein sie für unsere arme gnädige Frau will . . .“

Und so bekam Makarie in ihre Hände die beiden blassen Blüten, und Frau Karsten faltete der Stillen dazu die Hände auf der Brust.

Wie das mit einemmal alles veränderte . . . der verhängte Spiegel — die fremde Haltung . . . denn die lebende Makarie war so nicht zu denken . . . mit Händen auf der Brust gefaltet und steif zwei Blumen zwischen starren Fingern.

Vorher war sie eine Schlafende gewesen.

Nun war sie eine Tote.

Und Sylvia stand und starrte sie an, und langsam wuchs ein ungeheures Entsetzen in ihr empor . . . bis zur Furcht.

Ja, das war der Tod! So liegen wir alle einmal.

Als ihre Mutter starb, hatte sie nur wilden Jammer — kein Besinnen — keine Gedanken — der Schmerz ließ nichts anderes aufkommen — es fiel über sie her wie eine Lawine.

Nun sah sie den Tod zum erstenmal mit wachen Gedanken.

Und er sprach zu ihr, und er machte ihr eine Angst — eine hetzende, fürchterliche Angst . . .

So daliegen . . . und unerfüllte Pflichten blieben zurück . . . so daliegen, und die Lebenden kämen an das Lager, um zu richten und zu fragen: warst du immer gut? Was hast du geleistet? Wem wohl, wem wehe getan? Hast du das Pfund, das dir gegeben war, recht verwaltet? Hast du es begraben unter ungezähmter Selbstsucht?

War der Tod, der stumme, große, schwere Tod der Lehrmeister, der das Leben verstehen lehrt?

Am andern Morgen, als der Tag graute, öffnete sich Willy Mammlings Tür. Gerade ging Sylvia über den Flur; sie kam von Drews und hatte noch eine Depesche dem Abfahrenden mitgegeben, eine Blumenbestellung nach Hamburg. Als sie Willy sah, klopfte ihr schwer das Herz.

Was sprechen? Was schweigen?

Aber als sie seinem Blick begegnete, da wußte sie es: seine keusche Seele wollte ihren Schmerz für sich allein behalten.

Er sah elend, übernächtig aus. Er war noch immer in den Kleidern, in denen er sein Weib aus der düsterkalten Tiefe des Wassers geholt hatte und die ihm nachher dampfend auf dem Leibe trockneten, bei dem verzweifelten Ringen um seines Weibes Leben.

„Wenn Sie sich umziehen wollen, lieber Willy . . . die kleine Fremdenstube, die blaue mein' ich . . . die ist für Sie fertig und alles ist da," sagte sie, mit dem Versuch, ganz ruhig zu sprechen.

„Danke sehr," antwortete er und ging mit müden Schritten langsam treppan.

Nach einer Stunde ließ sie ihn durch Mike Drews zum Morgenthee herabbitten.

Er kam gleich. Nun sah er fast wie immer aus, in seinem gewohnten Anzug und seiner leuchtend weißen Wäsche.

Er sprach auch, ruhig und beinahe im gewöhnlichen Ton. Er dankte Sylvia, daß sie für ihn so angenehm gesorgt hatte.

Von der Toten sprach er nicht, und nichts davon, daß er sie festlich und feierlich gebettet gefunden.

Und doch hatte Sylvia seinen Schritt gehört; das Zimmer, wo die Tote ruhte, lag gerade über dem Eßzimmer.

Er erwog dann allerlei beratend mit Sylvia, zeigte sich dankbar, daß sie die Seinen benachrichtigt hatte, sprach die Vermutung aus, daß Mutter und Bruder wohl morgen eintreffen würden, und wollte wissen, ob Sylvia es richtiger fände, den Friedhof im nächsten Dorf oder das Familienbegräbnis in Hamburg für Makarie als letzte Ruhestatt zu wählen.

„Willy," rief sie, „Willy! Glauben Sie, daß Sie hiernach Ihr ganzes Leben auf Südersood zubringen werden . . ."

Nun brach sie doch in Tränen aus.

Und er saß schweigend und verbarg seine Augen hinter der Hand.

Ein Grab bindet an die Scholle. Oft mehr als das Leben. Makarie hier begraben, hieß dem Mann endlose Qual aufbürden. Er würde dann hier bleiben. Dafür kannte Sylvia ihn. Er war keiner von denen, die ein Grab verlassen und vergessen. Und dann konnte er keinen Schritt mehr draußen tun, ohne daß sein Blick sich dem Schauplatz des Unglücks zuwandte . . .

Das konnte ihn nur überempfindsamer machen oder . . . derber! . . . Einflußlos konnte das nicht sein.

Es müßte sein Wesen, dies wunderbar stillsichere Wesen, aus dem Gleichgewicht bringen.

„Nein, Willy — in Hamburg."

Er kam nicht mehr auf die Frage zurück. Der Tag schlich bleiern hin. Willy blieb zumeist in seiner Stube; Sylvia saß in der ihren und nahm aus einem schwarzen Kleid einen bunten Einsatz heraus und machte es trauermäßig zurecht.

Ihr schien, als blicke Willy überrascht nach ihr hin, als sie abends damit in das Eßzimmer kam.

Ein Ausdruck von peinlichem Unbehagen ging über sein Gesicht.

Er hatte wohl, wie viele Männer, ein Mißfallen an düsterer Trauertracht — vielleicht spürte er auch darin ein schmerzliches Zeichen der Wirklichkeit seines Unglücks.

Spät kam noch der Depeschenbote. Der Bruder Willys zeigte seine Ankunft für morgen an, auch, daß er die Mutter mitbringe. Agnes, seine Frau, aber bliebe in Hamburg, wo doch auch wohl die Beisetzung stattfinden werde.

Damit schien die Frage gelöst, wenigstens traf Willy keinerlei Anstalten, sich mit dem nächsten Kirchdorf in Verbindung zu setzen.

Sylvia schrieb noch einen langen Brief an Bertie. Sie fand nachträglich ihre kurzen, schreckhaften Zeilen an ihn um so überflüssiger, als er noch gar nicht in Hamburg sein konnte. Sicherlich bekam er ihre beiden Briefe zu gleicher Zeit. Das war nur gut für den armen Bertie . . .

Sie beschrieb ihm nun das ganze Unglück und sagte ihm, daß er in Hamburg Makarien die letzte Ehre werde geben können. Er möge sich nur im Hause von Ludwig Mammling in der Rabenstraße erkundigen, wann die Feier sein würde. Ob sie selbst auch mit nach Hamburg fahren werde, wisse sie noch nicht. Natürlich sei ihr Aufenthalt hier nun zu Ende, allein sie meine, man dürfe den armen Willy nicht in ein ganz verödetes Haus zurückkehren lassen, wenn er überhaupt zurückkehre.

Als sie dies alles schrieb, kam ein neuer, großer Schmerz über sie. Nicht nur Makarie war ihr geraubt. Auch Willy war ihr verloren — fortan ein fast fremder Mann für sie, dem sie vielleicht wenig, vielleicht nie mehr begegnen würde. Das Band zwischen ihnen war Makarie gewesen. Um Makariens willen war sie in dies Haus gekommen. Und wie friedevoll hatte es sich darin gelebt.

Wie frisch und fröhlich war allezeit die Stimmung zwischen ihnen gewesen.

Wie leicht fühlte sich Körper und Geist in der großen Einfachheit des Lebens. Es hatte so mühelos geschienen.

Und wie wunderbar beruhigt war immer ihr Gemüt durch das Wesen dieses Mannes.

Das war nun dahin.

Jetzt galt es wieder heimatlos von dannen fliehen.

Konrad Brügge fiel ihr ein. Ob er es wohl ertrüge, ohne mit neuen Hoffnungen sich und sie zu beunruhigen, wenn sie wieder bei Bertie wohnte? Aber Bertie selbst wußte ja noch nicht, wo er bleiben wollte.

Immerhin schrieb sie auch an Konrad Brügge. Ihr Bedürfnis sich auszusprechen war zu groß.

Am anderen Tage gab es viel zu tun, für die erwarteten Gäste. Das erinnerte Sylvia an die ersten Tage ihres Aufenthalts. Zwei Monate waren seither vergangen. Nur zwei Monate? Wirklich kein Menschenalter?

Willy fuhr früh fort.

Er sagte, daß er den Seinigen einige Stationen entgegenfahren und auch allerlei besorgen wolle. Sylvia konnte sich schon denken was: das letzte Lager für sein Weib.

Oft ging Sylvia leise in das Zimmer, wo die Arme still auf ihrem Bette lag. Ihr war immer, als müsse sie nach ihr sehen wie nach einer Lebenden, sich rücksichtsvoll um sie kümmern.

Und jedesmal kostete es sie eine größere Selbstüberwindung. Immer deutlicher sprach das Grauen des Todes zu ihr aus dieser versteinerten Gestalt, die in der immer gleichen Stellung, in immer gleichem ewigen Schweigen dalag.

Leben, Leben! O Gott, das schöne reiche Leben! Wer es noch hat — —

Am Nachmittag, im niedernebelnden Schneeregen, der fein alles durchdrang und peinvoll kalt alles umhüllte, kam dann Willy mit Bruder und Mutter.

Aufweinend fiel die alte Frau dem jungen Mädchen um den Hals. In all ihrem Kummer empfand sie es aber dann doch sehr wohltätig, eine so warme, bequeme Stube vorzufinden.

Immer wieder dankte sie Sylvia, und immer wieder, während Sylvia es sich nicht nehmen ließ, der alten Dame gewärmte Schuhe anzuziehen, wiederholte sie, was ihr armer, lieber Junge wohl ohne Sylvia hätte machen sollen.

Bei Tische sah Sylvia es: die Mutter war in der Erregung eines natürlichen Grams; der Bruder schien mehr gedrückt und von der Situation beengt, als gerade kummervoll; Willy selbst bewahrte eine große Würde in seinem Schmerz.

Man sah es an der Hagerkeit seines Gesichtes, an dessen fahler Farbe: er litt. Aber er litt wie ein Mann.

Frau Mammling erinnerte daran, daß Makariens Familie schleunigst benachrichtigt werden müsse, damit sie sich an der Beisetzung beteiligen könne. Wer war da? Makarie hatte einen Bruder, aber der lebte in Kapstadt. Dann die Tante, Frau von Hollern in Hannover. Ja, die würde doch wohl die Tochter ihrer Schwester mit beerdigen helfen wollen.

Und dann der Korvettenkapitän Robert von Hollern; aber der war in Ostasien.

„Makarie sagte immer: Robbert,“ sprach Sylvia.

Und diese kleine, nebensächliche Bemerkung zerbrach des Mannes Fassung. Sie zauberte ihm sein Weib vor — ganz, in all ihrer Eigenart.

Er stand auf und ging hinaus. Sylvia schluckte an ihren Tränen.

Bald nachher kam Mike Drews und sagte flüsternd, daß die Herrschaft im Zimmer bleiben möchte — jetzt

nicht Flur und Treppe betreten . . . es käme der Sarg, und der Herr wolle alles selbst . . .

Lange saßen sie schweigend, unter den peinvollen Augenblicken erschauernd und auf das horchend, was sie lieber nicht hören wollten.

Dann aber begann Ludwig Mammling zu sprechen. Auch die Mutter mischte sich bald hinein. Es schien ihnen erwünscht, Sylvia einmal allein zu haben.

Ludwig Mammling hatte es sich schon immer gedacht, daß Makarie einmal so oder ähnlich umkommen werde. Sie hatte stets eine so unnütze und sinnlose Tollkühnheit an den Tag gelegt und sich förmlich noch damit groß getan. Es wäre gerade gewesen, als kokettiere sie damit vor Willy.

Die alte Frau gedachte dankbar der großen Liebe der Verstorbenen und setzte nur ganz vorsichtig, ganz entschuldigend hinzu, wie es aber doch schade gewesen sei, daß sie Willy in seinen Neigungen so einseitig bestärkt habe.

„Aber ich habe nie zwei Menschen gesehen, die so glücklich waren und so zueinander paßten,“ sagte Sylvia in leidenschaftlichem Eifer. Sie wollte Makarie nicht schmähen lassen — von niemanden, auch nicht von Willys Verwandten.

„Mein Kind,“ sagte die alte Frau sanft und traurig, „es schien so! Makarie glaubte auch für gewiß, daß es so sei. Aber sie ergänzte meinen Sohn ja gar nicht. Sie fügte sich ihm nur an. Ob Willy das erkannte, weiß ich nicht. Ich glaube es aber. Sein Zartsinn, seine wundervolle Ehrenhaftigkeit haben ihn aber ver-

hindert, auch nur mit einem Wimpernzucken zu verraten, daß er erkenne . . . Gottlob, daß ihr alle Kämpfe erspart blieben. Denn einmal wären sie gekommen, mußten sie kommen. Nun ist sie dahingegangen, im fröhlichen Glauben an ihr und ihres Mannes Glück. Wie tröstlich, das zu denken. Ein Leben ohne Bitterkeit, wem wird das zuteil! Und es war ihr Teil!"

Sylvia schwieg.

Hatte sie nicht einmal Ähnliches gedacht?! Aber das wollte sie nun vor ihrem eigenen Gedächtnis nicht wahr haben.

Schien es nicht fast, als preise die alte Frau Makariens Los? Das war die reife Weisheit einer Greisin.

Ihr, der Jungen, schien es besser: leben und kämpfen, wenn auch in Bitterkeiten, als starr und kalt daliegen. Ach, wenn Makarie doch noch lebte!

Ludwig Mammling aber nickte nur immer zu dieser Rede seiner Mutter.

Und dann entwarf er einen bevormundenden Plan: sein Bruder mußte in Hamburg bei ihm bleiben und dies Ding hier, das greuliche Südersood, mußte er losschlagen. Natürlich würde das nicht ohne Verlust abgehen.

Aber da kam die Mutter damit heraus: Willy hatte ihr schon gesagt, daß er nach der Beerdigung sofort wieder nach Südersood zurückkehren wolle, um da fürs Erste zu bleiben.

Die jammervolle Einsamkeit seines Lebens, so nahe dem schrecklichen Schauplatz des Unglücks — das wagten sich alle drei nicht auszumalen.

Die Mutter erklärte, sie wolle dann bei dem Sohn wohnen, bis es ihm beliebe, seinem Dasein eine andere Form zu geben.

Aber da wurde Ludwig Mammling sehr erregt. Sie, die beiden anderen Söhne, sie würden nicht erlauben, daß ihre gute alte Mutter sich so hinopfere.

Die Mutter sah ihn an, mit einem tiefen Blick, lächelnd und doch sehr wehmütig.

„Hinopfern? Ach, mein Sohn, was redest du. Denkst du, daß ich eine Stunde des Behagens in meinem Heim habe, wenn ich eines meiner Kinder einsam im Unglück weiß? Denkst du denn nicht, daß es einer Mutter leichter und besser ist, wenn sie das Unglück tragen helfen darf?"

„Wenn Mutter so eigensinnig ist und wenn Willy das annimmt, versprechen Sie mir im voraus eines, Fräulein," sagte Ludwig Mammling in seiner energischen Art.

„Was?"

„Dann bleiben sie bei Mutter! Sie haben sich hier bei Willy und Makarie von freien Stücken in Pension gegeben . . ."

„Makarie war meine beste, meine einzige Freundin," warf Sylvia schnell und mit dunkelrotem Kopf dazwischen.

„Aber jedenfalls war Ihnen doch weder Südersood noch mein Bruder eine störende Zugabe. Also ich nehme an, Sie waren ganz gern hier und zogen dies dem Leben anderswo vor. Ich bitte Sie, bleiben Sie bei meiner Mutter. Ich weiß, Mutter, du hast Fräulein Aschroth sehr gern. Ich muß indiskret sein: als wir

damals von hier abfuhren, sprach Mutter sich so warm über Sie aus, wie sie selten tut."

„Aber mein Junge . . ."

„Na ja, Mutter! 'ne andere Gesellschafterin kriegst du auch gar nicht hierher. Wir können den Zufall nur preisen. Sie hören, Fräulein, ich nehm' kein Blatt vor den Mund. Und das Äußere arrangiert sich. Wollen Sie Gage? Sprechen Sie frei."

„Nein," sagte Sylvia.

„Galt das Nein der Gage oder dem Hierbleiben?"

Die wenig zarte Art und Weise des Mannes gab Sylvia ihre innere Freiheit zurück. Welches Glück, daß Willy dies nicht hörte — er mit seinem Feingefühl . . . er hätte gelitten.

„Das Nein galt der Gage," sprach sie.

„Also Sie bleiben bei Mutter, solange Mutter hier sein wird."

„Ja, wenn Ihr Herr Bruder nichts dagegen hat," sagte sie sehr förmlich.

Nicht um die Welt hätte sie in diesem Augenblick ‚Willy' sagen können.

„J, was soll er dagegen haben."

Am anderen Morgen mußten wohl Mutter und Bruder alles mit Willy besprochen haben. Er ließ Sylvia durch Mike Drews in sein Zimmer bitten.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie hierher citieren lasse, als hätte ich über Sie zu verfügen. Aber ich wollte mir gern eine ganz ungestörte Aussprache mit Ihnen sichern," begann er.

Er stand an die Kante seines Schreibtisches gelehnt und hatte die Arme übereinander geschlagen. Gerade sah er die vor ihm Stehende an, ganz gerade und ganz durchdringend, so daß sie ihm weder aus Höflichkeit noch aus Mitleid irgend etwas vormachen konnte — wenn sie das gewollt hätte.

„Meine Mutter besteht darauf, sie will bei mir bleiben. Und Sie wollen wirklich bei meiner Mutter bleiben?"

„Wenn es Ihnen recht ist. Und solange es ihr gefällt."

„Liebe Sylvia, in solchen Tagen will man viel und glaubt man viel zu können. Schmerz nimmt die Nüchternheit des Urteils."

„Ich bin dankbar, daß ich endlich eine Pflicht haben soll. Ich werde sie mit Liebe erfüllen, denn ich verehre Frau Mammking."

„Die schwere Zeit auf Südersood kommt aber erst — ich meine, von der Natur aus."

„So werde ich versuchen, Ihrer lieben Mutter das Haus desto behaglicher zu machen."

„Ich sehe, Sie wollen wirklich."

„Ja, das will ich!"

Fest und klar begegnete sie seinem Blick.

„Nun," sagte er dann, „so habe ich gleich einige Bitten."

Er setzte ihr auseinander, daß es besser sei, sie fahre heute nachmittag nicht mit nach Hamburg, sondern bleibe hier, um inzwischen das Haus so zu gestalten, daß seine

Mutter, wenn sie mit ihm von der traurigen und anstrengenden Reise zurückkäme, gleich freundlich-wohnliche Eindrücke empfange. Vier, fünf Tage würde es dauern, bis sie zurückkehrten.

Es war Sylvia so recht. Sie bat nur, dann ihren Bruder hier empfangen zu dürfen. Willy sagte, sie solle ihn jedenfalls einladen, er sei hier willkommen, solange, so oft er wolle.

Und dann noch eins: Sylvia möge den traurigen Tod der armen Makarie an Robert schreiben.

„Selbstredend zeige ich es ihm auch an — aber er wird alles wissen wollen — genau — und das . . . das . . . Nicht wahr? Sie nehmen mir das ab."

Sylvia wurde ganz blaß.

Also er hatte wirklich keine Ahnung von ihrer unglücklichen Neigung zu Robert. Sonst hätte er ihr doch diesen Auftrag nicht gegeben. Makarie hatte zu schweigen verstanden. Vielleicht nur, weil Indiskretion ihr einen Tadel von Willy zugezogen haben würde. Einerlei aus welchen Gründen. Die Tatsache dankte Sylvia ihr bewegten Herzens.

Willy nahm das Schweigen für die selbstverständliche Bejahung.

„Er wird sich auch erinnern, Robert . . . ganz genau erinnern, ebenso wie ich . . . es war beim Abschied in Kiel . . . Makarie umarmte ihn unter Tränen und meinte, ob man sich wiedersähe, sei doch immer ungewiß. Damals dachten er und ich . . . das sei Furcht für ihn . . ."

Sie standen eine Weile schweigend.

Sylvia seufzte schwer auf und wollte gehen.

„Sylvia!" sagte er leise.

Sie sah ihn fragend an.

Er nahm ihre Hand und drückte sie stark.

Sie verstand: es sollte ein Dank sein.

Sie bekam einen roten Kopf: den Dank mußte sie sich doch noch erst verdienen.

Gleich nach der frühen Mittagsstunde brach die traurige Reisegesellschaft auf.

Vorher versammelten sich alle Menschen der kleinen Ansiedelung, vom alten Drews an bis zum jüngsten Tagelöhnerkind, zusammen mit der Familie um Makariens Sarg, den nun schon alle aus Hamburg mitgebrachten und geschickten Blumenkränze zierten.

Draußen vor dem Fenster stand der dicke Nebel und ließ nur ein stumpfes, graues Tageslicht herein.

Die Kerzen auf den beiden Armleuchtern rechts und links zu Häupten des Sarges brannten gelb. Sie warfen einen warmen Schein auf all die Gesichter, die gerade in ihrem Strahlenkreis waren. Die anderen Köpfe erschienen doppelt bleich und düster daneben.

Der alte Drews las aus seinem großen Gesangbuche den Choral vor: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende." Die gelblichen Blätter schlug er mit feuchtem Daumen um, denn der Choral hatte elf Verse, die in den großen gotischen Lettern in dem altväterischen Buch mehrere Seiten einnahmen. Das Pathos des alten Drews war stark und Aussprache und Betonung nicht immer richtig.

Aber niemand kam deswegen aus der feierlichen Stimmung, und die näselnden, zitternden Töne der Greisenstimme mischten sich mit dem Schluchzen der Frauen.

Dann betete er noch ein feierliches Vaterunser, während dessen alle versuchten, ihre Tränen zu trocknen.

Wenige Minuten später stand Sylvia in der Haustür und sah einem düsteren Zuge nach. Voran ein Strohschlitten, ganz und gar von innen und außen mit grünen Tannenreisern bekleidet. Darin der Sarg, dann der vom Schimmel gezogene und vom alten Drews gelenkte Wagen; Willy und seine Mutter im Fond, Ludwig Mammling vorn neben dem alten Drews.

Bald stand der Nebel als sichtbare, wenn auch noch durchsichtige Wand zwischen der Nachschauenden und dem langsam forttrottenden Zug.

Mit der wachsenden Entfernung wurden die grauen Dünste undurchdringlicher und ließen die beiden Gefährte nur noch als farblose, feste Körper sehen, von denen man nur die Umrißlinien erkannte. Endlich wurden auch diese Schattenbilder schwächer und schwächer. Es war, als habe der weißliche Nebel sie aufgesogen. Als habe sich in ihnen die letzte Erdenspur von Makarie verflüchtigt.

Von dem schaurigen Frösteln einer unendlichen Empfindung von Leere geschüttelt, trat Sylvia in das vereinsamte Haus zurück.

Ehe sie sich daran machte, ihm innerlich eine neue Gestalt zu geben, gab es eine Arbeit zu erledigen.

An Robert von Hollern zu schreiben.

Zum erstenmal in ihrem Leben. Denn bei dem Verkehr früher, in Berlin, da hatte ihre Mutter oder hatte Bertie die gelegentlichen Einladungen oder Verabredungen besorgt.

Es erschien ihr fast unmöglich, den rechten Ton zu finden.

Sie ging in den Salon und hielt wieder einmal Zwiesprache mit seinem Bild.

Aber es erschien ihr heute so seltsam fremd.

Sie sagte sich unwillkürlich: was habe ich alles erlebt, erlitten, durchkämpft, seit wir uns trennten — Dinge — von denen du nichts weißt. — Und du vielleicht bist derselbe geblieben? —

Die große Angst kam ihr wieder. Die vor dem Auseinanderwachsen zweier Leben, die vielleicht bestimmt gewesen waren, sich eng zu gegenseitigem Glück zusammen zu schließen.

Aber das war ja sein Wille gewesen — sonst hätte er nicht so grausam geschwiegen, damals in jenen sonnigen Tagen auf der „Lubina“.

Etwas von ihrem alten Trotz regte sich kräftig in ihr und gab ihr plötzlich die unbefangenste Stimmung zurück.

Sie setzte sich an Willys Schreibtisch und begann, ohne daß ihr auch nur ein Puls schneller schlug:

„Hochverehrter Herr Korvettenkapitän.“

Sie sagte, daß dies Schreiben infolge eines Wunsches von Willy an ihn abgehe. Und bei der genauen Schilderung des Unglücks, bei dem Verweilen bei Makariens Eigenschaften, ward ihr Ton warm und natürlich.

Es wurde ein taktvoller Brief. Sie drängte in demselben ihre Person nicht hervor, aber sie hielt auch nicht in gekünstelter Fremdheit mit einigen, sie betreffenden Mitteilungen zurück und erzählte, daß sie bei Willys Mutter und mit dieser auf Südersood bleibe, bis es Willy gelänge, den Besitz zu veräußern.

Als dieser Brief geschrieben war, fühlte sich Sylvia wunderbar und ganz unerklärlich erleichtert.

Ihr war, als läge wieder ein Lebensabschnitt hinter ihr.

Pforten waren geschlossen. Die eherne Hand des Todes hatte sie zugeschlagen.

Kämpfe und Menschen, um die sie durchlitten waren, schienen zu verblassen.

Alles lag so weit zurück.

Und sie stand mit freudigem Mut an einer Schwelle.

Dahinter warteten Pflichten.

War es das, was die neue, klare Stimmung gab?

‚Wer weiß?‘

Woher mochte dies Gefühl der Freiheit und Fremdheit kommen, welches ihr das Schreiben an Robert leicht gemacht hatte?

Er konnte ihr durch die weite Entfernung doch unmöglich auch seelisch entrückt sein?

Wenn sie ihn nur wiedersehen könnte, nur einmal ihm ins Auge schauen, um sich ganz genau darüber klar zu werden, ob noch immer ihr Leben von ihm beherrscht werde, von ihm abhängig sei.

Wahrscheinlich. Nein gewiß! Denn es war ihrem Mädchenherzen ein Bedürfnis, an die Unwandelbarkeit der Liebe und auch ihrer eigenen Liebe zu glauben.

Gefühle, die sich zu wandeln vermögen, sind das echte Gefühle gewesen?

Wer weiß?

Dies unerträgliche ewige ‚Wer weiß?‘

Wenn ihr doch diese Frage nicht immer und immer durch den Sinn huschen wollte.

So lange die sich unwillkürlich aufwarf, war es mit der Buchstabierkunst noch schwach.

Und immer noch war es ungewiß, ob sie aus dem A-B-C des Lebens die rechten Worte zusammenstellen lernen würde, die den wahren Frieden, das wahre Glück bedeuteten.

Neuntes Kapitel.

Wieder hätte Willy sagen können: ‚Was haben Sie aus meinem Hause gemacht?‘ Aber er drückte nur in schweigendem Dank Sylvia die Hand, als er die Freude seiner Mutter sah. Vor allen Fenstern grünte und blühte es. Im Salon stand eine schöne Palme auf einem Postament. Dies war nur der eine Hauklotz aus der Scheune, aber Sylvia hatte ihn mit Moos und Baumrinde umkleidet. Im Eßzimmer hatte Sylvia ein besonderes Eckchen abgeteilt, in dem für beide Damen ein Arbeitsplätzchen am Fenster geschaffen war. Für Willy hatte sie ein bisher unbenutztes Zimmer neben seiner Werkstatt zur Schlafstube umgewandelt, so besaß er sein Reich ganz für sich, und es blieb noch oben eine Fremdenstube.

Er fand auch einen Schlüssel auf seinem Schreibtisch. Er kannte ihn, es war der zu seinem und Makariens Zimmer.

Mit Herzklopfen hörte Sylvia ihn dort hineingehen. Sie wußte ja, was er fand und wußte nur nicht: wird es ihm wohltun oder sehr wehe.

Sie hatte jenes Zimmer zu einer Art Gedächtnisstatt für Makarie eingerichtet. Alle ihre Sachen waren dort

sorgsam untergebracht. Ihr Bild, eine Kabinettphotographie im Stehrahmen, war von feinem, grünem Kranz umgeben, in flacher Schale standen Blumen davor. Eine Zwergpalme streckte, hinter dem Bilde stehend, ihre feingefiederten Wedel über die Rahmenkrönung vor.

Als Willy Mammling nachher herunter kam, sah Sylvia es wohl, als ihr Blick ihn scheu streifte: seine Lider waren gerötet. Aber er sagte nichts.

Und das war ihr am liebsten so.

Erst zwei Tage waren Willy und seine Mutter wieder zurück, als von Bertie die Nachricht kam, er werde also zu einer Rücksprache mit Sylvia für vierundzwanzig Stunden auf Südersood eintreffen und sich gestatten, die Gastfreundschaft Herrn Mammlings so lange anzunehmen. Mit derselben Post kam aber auch ein Brief von Konrad Brügge.

Er bat Sylvia, den armen Bertie nicht zu hart anzufassen. Es stehe eigentlich übel um ihn. So was wie Bankerott, seelisch und finanziell. Ein Verlust auf den anderen: Paulette und Makarie. Dazu Sorgen. Er teile aber mit, daß er seine beiden Werke verkauft habe. Schlecht — das sei schon wahr. Miserabel und 'ne Sünd' und Schande sei's. Aber eine alte Geschichte in dieser elenden Welt: bar Geld lacht. Er könne sofort 6000 Mk. senden. Er schreibe dies ihr und nicht Bertie, weil diese 6000 Mk. eine Operationswaffe in ihrer Hand sein sollten: kein Rauswurf Contils, kein Geld. Was auch für sie die Losung sein müsse, ehe sie von ihrem Bißchen was hergäbe.

So erwartete Sylvia denn in großer Aufregung ihren Bruder. Zu seiner Lage und seinem Gemütszustand schuf ihm ja die Situation hier ein Neues: er sollte dem Gatten seiner Jugendliebe begegnen, dem Manne, der ihm Makarie gestohlen hatte . . .

Wenn es in diesen Dingen Diebstahl gibt, sagte sich Sylvia: Denn an ein Herz, das man mir stehlen kann, hab' ich so wie so kein wohlbegründetes Eigentumsrecht gehabt.

Weinend umarmte sie ihn. Sie sah es auf den ersten Blick: er war abgemagert. Auch er schien erschüttert, bezwang sich aber.

Als sie zusammen von der Station nach Südersood fuhren, saß der alte Drews übellaunig auf dem Bock, denn bei solchem Wetter mit Pferd und Wagen herausmüssen, das hieß für ihn viel Arbeit, denn Pferd und Wagen wollten nun wieder rein gemacht sein.

Die Schneebreiten hatten schon etwas Glasiges. Und unter dieser glasigen, grobkörnigen Decke rieselte und rann es, und wo sie brüchig war, sah man eilige kleine Wasserläufe. Die Landstraße war verschlammt, das kahle Geäst der Knickbüsche glänzte braunblank von all der Nässe, die an ihm herabtroff. Am blaßblauen Himmel standen einige langgezogene, weiße Windstreifen. Die Sonne flimmerte so seltsam hellgelb, als habe sie von ihrer Glut etwas verloren und könne nur noch hartes Licht und wenig Wärme geben. Eine Mövenschar, in der ab und an ein Fittich aufglänzte, flog in verstreutem Fluge meerwärts.

Auf dem Fluß, den man nicht sah, stieg eine Rauchsäule auf. Sie wandelte weiter und mußte von einem langsam fahrenden Schiff kommen.

Diese, sich durch die weite, öde Landschaft hinziehende, aufrecht vorwärts wandelnde Rauchsäule hatte etwas Gespenstisches.

Und in der herben, feuchten Luft kein Ton. Ganz still lag das Land unter den Tauwassern, wie erstickt im Übermaß der Nässe.

„Welche Öde!" sagte Bertie.

„Aber doch auch Größe."

Er nickte.

„Kommen wir da vorbei, wo Makarie? . . ."

„Nein. Aber wenn du aufstehst — dort hinten — links — die schwarze blanke, offene Wasserfläche — — da war es."

Er setzte sich wieder. Ihn schauderte.

„Arme Makarie."

Und er fing an, davon zu sprechen, wie sie gewesen war . . . Ihre ganze gemeinsame Jugend schien in frischer Deutlichkeit wieder vor ihm zu stehen.

Das ist des Todes Gewalt: ein Leben schlägt es nieder, und in das Leben vieler kommt neue Bewegung, und auch die Erinnerung weckt sein Zauberstab. — — —

Worte, Augenblicke, Freuden, Leiden, die alle längst vergessen schienen, waren greifbar wieder da.

‚So wie du sie kanntest, liebtest, noch siehst, so war sie gar nicht mehr', hätte Sylvia immer wieder rufen können.

Nach Willy und dem Grade seines Kummers fragte Bertie nicht.

Aber je mehr sie sich dem Hause näherten, um so deutlicher spürte Sylvia, daß ihr Bruder tief erregt sei. Auf seinem fahlen Gesichte brannten rote Flecke.

Kaum hielt der Wagen vor der Tür, so erschien Willy in derselben, ruhig, liebevoll. Höflich gegen den Bruder derjenigen, der er sich dankbar verpflichtet fühlte. Vielleicht dachte er in diesem Augenblicke gar nicht daran, daß der Mann, dem er jetzt freundschaftlich die Hand drückte, Makariens erste Neigung besessen hatte.

Willys Mutter wußte überhaupt nichts von diesem Jugendroman ihrer verstorbenen Schwiegertochter und war von großer Wärme gegen Bertie, denn auch sie war der Meinung, daß ihm gute Gesinnung zeigen, Pflicht gegen Sylvia sei.

Trotz all dieses Entgegenkommens ward die Stimmung rasch unfrei: Denn Bertie saß am Abendtisch, ein Fremder, ein Gast von fernem Stern unter Erdenbewohnern. Er und Willy hatten nicht ein gemeinsames Interesse — so schien es. Bertie hatte seit seinen Primanertagen so ausschließlich unter literarischen Leuten verkehrt, daß er Menschen und Dinge gar nicht mehr vom gesunden Wirklichkeitsstandpunkt aus ansah. Es schien, als sei der gedruckte Bericht vom Leben ihm wichtiger als das Leben selbst. Willy hatte seit seinen Primanertagen so ganz und gar seinen Sportinteressen und der Natur gelebt, daß es schien, als sei das kühne Spiel mit dem Leben ihm wichtiger als das Leben selbst.

„So was ist nur unter deutschen Männern möglich," entfuhr es Sylvia.

„Was?" fragte Willy.

„Nun, daß ihrer zwei, die aus den gleichen Kreisen stammen, beisammen sitzen, wie zwei Leute, die nicht die gleiche Sprache reden."

„Man merkt dir an, daß du Konrad Brügges Schülerin bist," sagte Bertie etwas gezwungen lächelnd.

„Ich bin zu einseitig," gab Willy freundlich zu.

„Daran hat sein Vater Schuld," sprach seine Mutter in dem Versuch ihn zu entschuldigen; Willy wollte Seemann werden. Handelsmarine war damals noch nicht, was es heute ist. Aus guten Familien gingen nur die verlorenen Söhne dazu. Ja heut! So ein Lloydkapitän! Das ist nichts Kleines. Aber das sah Vater ja nicht voraus.

„Und die Kriegsmarine? Vater war noch von der alten Schule. Vor sechsundsechzig wurde ein Hanseatensohn nur Offizier, wenn er nichts taugte. Das spukte Vater noch im Gedächtnis. Und überhaupt war er der Meinung: Dem Großkaufmann gehört diese Zeit! Er sei in diesen Zeiten der Hauptkulturträger und Völkerverbinder. Na, und Willy wollte absolut nicht Kaufmann werden. Er ist einige Jahre in England auf einer großen Schiffswerft zu Studienzwecken gewesen. Dann starb Vater. Aber da war Willy ja zu alt. Er heiratete, und nun ist es so."

„Mutter, du mußt mich nicht entschuldigen, denn das tust du auf Vaters Kosten," sagte Willy lächelnd.

„Und Väter," sprach Sylvia eifrig, „haben nur bis zu einer gewissen Grenze die Verantwortung. Selbstbildung ist alles. Wenn ich Willy wäre . . ."

Sie erschrak und wurde rot.

„Heraus damit," ermunterte er.

„Nun — also ich läge nicht brach! Ich fände den Weg, alles zu vereinen: meine Liebhaberei und die Pflicht, mit meinen Kräften die Kräfte vieler anderer nützlich in Bewegung zu setzen."

Willy sah sie an. Es war ein Erstaunen in seinem Blick, kein Ärger."

„Und dieser Weg wäre für mich? Nach Ihrer Ansicht?" fragte er langsam.

„Warum gründen Sie keine Schiffswerft? Ihr Land geht bis an die Elbe. Ein Hafen ist nahe. Ich weiß wohl, Ihre Mittel sind nicht so groß . . . Sie sollen ja auch nicht mit den großen Kieler Werften konkurrieren und keine Kriegsschiffe bauen. Es muß ja auch Segelschiffe geben. Bauen Sie die neue Jacht selbst. Zeigen Sie sie auf den Regatten. Bei Ihren Verbindungen werden Sie schnell Aufträge haben. Langsam wächst es dann."

Willys Mutter strahlte. Das war ihr aus der Seele gesprochen.

Willy aber war so tief betroffen, daß er schwieg. Dies, genau dies war vor Jahren sein geheimer Plan gewesen. Er sprach Makarien davon, sie wollte nichts davon hören, sah nur Ärger und Geldverlust voraus und vor allen Dingen die Gewißheit, nicht beständig mit ihrem Gatten zusammen sein zu können.

Sein Schweigen ängstigte Sylvia etwas. ‚Und wenn er mir nun böse ist,' dachte sie, ‚einmal mußte ich es sagen; es ist schade für ein Leben ohne Ziel.'

Willys Mutter dachte: ‚wenn er sich auch ein bißchen ärgerte — nun hat er's doch mal gehört!'

Aber um ein ablenkendes Gespräch zu beginnen, fragte sie Bertie:

„Da Sylvia und Makarie zusammen als Nachbarskinder und Freundinnen aufwuchsen, haben Sie doch unsere arme liebe Karie auch genau gekannt?"

„Ja," sagte Bertie, „ich habe sie genau gekannt."

Er sah Willy an, dieser ihn. Die Blicke beider Männer wurzelten ineinander. Es schien beinahe, als sähen sie sich erst jetzt wirklich zum erstenmal.

Und zugleich erwachte in jedem eine brennende, quälerische Neugier.

Sie, die nichts Gemeinsames hatten, sie, von denen Sylvia noch vorhin festgestellt, daß sie zusammensäßen wie zwei, die nicht die gleiche Sprache reden — sie waren von demselben Weib geliebt worden?

Wie war das möglich gewesen? Und jeder ward von dem Wunsch beseelt, im anderen die Saiten zu entdecken, die zusammengeklungen haben konnten mit Makariens Wesen.

Ganz zugleich entstand in jedem von ihnen der Vorsatz, sich die Freundschaft des anderen zu erringen.

„Sie war wohl als Mädchen auch schon so tollkühn?" fuhr die Mutter fort. „Gefahren gab es ja nicht für sie. Sie haben gewiß eine schöne Jugendzeit zusammen

gehabt? Ja, so etwas verbindet fürs Leben. Auch wenn man nachher eine so ganz andere Richtung einschlägt, wie Sie getan haben."

„Ich habe keine andere Richtung eingeschlagen," sagte Bertie einfach.

„Ach nein," sprach Sylvia, ganz von Erinnerungen hingenommen, „du warst schon immer so ein Bücherwurm. Denken Sie nur," erzählte sie zur alten Frau sich wendend, „Karie und ich gingen mal ein halbes Jahr nie zum Konditor, nur um ihm Burckhardts ‚Kultur der Renaissance' zum Geburtstag schenken zu können. Ach Bertie, und weißt du wohl noch, wie wir deine Gedichte auswendig lernten, obgleich wir sie nicht verstanden? Und wie Karie und ich mal so gräßlich ankamen . . . wir waren in der Selekta, und Herr Doktor Burger fand in unseren Aufsatzbüchern ein Gedicht von Bertie, und er sagte, es sei sehr unpassend für junge Mädchen, was wir gar nicht gefunden hatten. Und wie patzig Karie gegen Doktor Burger wurde und ihm ins Gesicht sagte, er verstehe das nicht, Bertie Aschroth sei ein Genie!"

Ach ja, die schönen Jugendzeiten und die Wehmut, sich daran zu erinnern, wenn eine Hauptgestalt aus ihr tot ist — hin für immer.

„Dann hat Makarie sich aber sehr, sehr verändert," sprach die alte Frau.

Und die beiden Männer sahen sich an: forschend, in qualvoller Neugier.

Also auch für Bertie Aschroth war sie so heftig aufgetreten, hatte Angriffe auf ihn nicht geduldet. Und

hatte doch ganz, ganz anderes an diesem verteidigt, wie an ihm selbst. — — Diese Vorstellung peinigte Willy so sehr, daß er aufstand.

Er murmelte etwas davon, daß die Geschwister sich doch auch noch allein aussprechen wollten und verabredete noch mit Bertie einen gemeinsamen Spaziergang für morgen vormittag.

Als Sylvia ihren Bruder dann allein hatte, schienen aus irgend einem, ihnen beiden unerklärlichen Grund alle trüben Angelegenheiten Berties so fern gerückt, daß man sie ganz objektiv besprechen konnte.

Sylvia fragte ohne Groll nach Paulette Contil und mit einem Lächeln, ob er und sie noch immer eine „seraphische Sehnsucht" zueinander hätten. Bertie wußte gleich, daß die Worte von Konrad Brügge stammten. Und er gestand ganz offen, daß er, bei seiner Ankunft in Berlin, einen anderen Mann zu Paulettes Füßen gefunden habe, auch dort von Contil geduldet und ebenso nach landläufigem Begriff, in aller Unschuld, oder wie Konrad Brügge es spöttisch nenne: seraphisch. Dies hätte ja an und für sich seine Seele nicht kränken dürfen. Aber dadurch, daß dieser Mann der Verleger gewesen und daß seine Hingerissenheit zu Paulette wiederum dem Ehepaar viel materielle Vorteile eingetragen habe, dadurch sei etwas unsäglich Peinvolles, Erniedrigendes für ihn in seine Freundschaft für Contils gekommen.

Sylvia versagte sich, wenn auch nicht ohne Selbstüberwindung, die kleine Alltagsgenugtuung, die jedermann

sich so gern gönnt, zu betonen: das habe ich ja immer gedacht, daß es so kommen mußte.

Sie begriff, daß er Schmerzen gelitten hatte. Schmerzen, die demütigen, sind das Unerträglichste im Leben. Das wußte sie!

Dann kam die Geldfrage aufs Tapet. Sylvia war nicht nur durch den banalen und stets das Übergewicht gebenden Umstand, daß sie Geld herleihen wollte, die Leiterin des Gesprächs. Sie übersah alles klar. Sie sagte Bertie, daß er sich an der Zeitschrift nicht mehr anders, denn als Mitarbeiter beteiligen dürfe, daß er auf die Zukunft derselben hoffen müsse, vielleicht käme sein Geld wieder herein, vielleicht auch nicht. Aber besser dies verlieren und jetzt Halt machen. Oder, wenn er das nicht wolle, solle er selbst die Redaktion in die Hand nehmen und Contil müsse heraus.

Bertie sagte, er würde eine Arbeit in fest eingeteilten Tagesstunden nicht ertragen. Hierüber begehrte Sylvia auf. „Was Männer immer alles nicht können!“ Aber Konrad Brügge hatte um Sanftmut gebeten. Sie wollte beherrscht bleiben.

Gut, also dann nur aus der Teilhaberschaft am Verlage der Zeitschrift heraus. Wenn er darin willige, wolle Sylvia ihm das Haus in Schwerin abkaufen, zu dreißigtausend Mark — glatt auf den Tisch. Er könne aber gern und frei drinnen wohnen, bis sie einen Käufer gefunden. Nur, daß niemand bei ihm wohne, als Konrad Brügge! Mit den sechstausend, die dieser jeden Augenblick geben könne, sollten etwa vorhandene kleine Schulden bei

Lieferanten gedeckt werden. Und dann ein vernünftiges Leben anfangen. Bertie verdiente doch auch. Und die dreißigtausend auf der Bank nahmen ihm das Angstgefühl ‚von der Hand in den Mund‘, das, wie Sylvia wohl einsähe, ein Proletariergefühl und die höchste Qual für vornehme Geister sei.

„Aber Sylvia,“ sagte Bertie, „ich dachte, du seiest genau, seiest geizig — mir schien es manchmal in Schwerin, aus Äußerungen — — und du gibst beinah dein halbes Vermögen. Kann ich das annehmen!?“

„Ich bekomme ja das Haus dafür. Einmal wird sich's doch verkaufen lassen. Und geizig — ich? Kann sein. Mich ärgern noch die Groschen, um die Paulette mich gebracht. Kennst du das nicht? Auf ein und demselben Gebiet groß und klein empfinden können? Es kommt ja wohl darauf an, wem wir uns da vis-à-vis befinden.“

„Sylvia, wie bist du verändert. So viel reifer.“

„Mein Gott — als ich hierher kam, sagten Willy und Makarie so was Ähnliches. Ich versichere dich: es scheint bloß so. Ich weiß ganz genau ebensowenig mit mir Bescheid als vordem. Immer noch A-B-C-Schütz, sagt Konrad Brügge.“

„Ich kann dein großes Opfer nicht annehmen. Wenn du nun heiraten willst? Und dazu dein Kapital flüssig brauchst?“

„Heiraten!“ rief Sylvia bitteren Tones.

„Ach, weißt du, Bertie — wenn man sechs Jahr aufs Geheiratetwerden gewartet hat, ist einem die Suppe

versalzen. Man verliert den frischen Mut. Mein Himmel — ich wollt' ja gern. Ich will keine schönklingenden, verschämten Redensarten machen: ich wollt' wirklich gern. Immer wieder fühl' ichs: so ein recht zufriedenes Heim und einen Mann darin, vor dem ich einen Heidenrespekt habe, den ich immer tun sehe, was ich für das allein Rechte halte, so in jeder Lebenslage — weißt du — schön müßte es sein! Förmliche Mühe habe ich mir doch gegeben, Konrad Brügge nehmen zu können. Spiel hast du's genannt. Er sagt, es sei nur eine Schülersünde gewesen. Aber du sahest aus der Geschichte: es geht nicht."

„Und Robert von Hollern?"

„Schweigen wir von ihm," sagte sie schroff.

Am anderen Morgen, nachdem sie vorher Willys Mutter gefragt, führte sie Bertie in Makariens Zimmer.

Gerade schien die Sonne herein und ließ all die Blumen in der flachen Schale warm und farbenfreudig aufglänzen. Darüber stand Makariens Bild. Und es zeigte Makarie, lächelnd, in einer burschikosen Haltung, die Hände auf dem Rücken gefaltet, ein Matrosenhütchen auf dem Kopf, im schmucklosen Kleid, das die ganze unentwickelte Herbigkeit ihrer Gestalt erkennen ließ.

„Wär' ich ihr doch nur einmal noch im Leben begegnet, um sie fragen zu können: wie war dies möglich? So glatt von mir zu diesem," sprach er leise.

„Taxierst du noch Willy Mammling als weit unter dir?" fragte sie etwas scharf.

„Nein," antwortete Bertie, ohne den Blick von Makariens triumphierend lächelndem Gesicht zu lassen,

„nein, gewiß nicht. Ich weiß noch nicht, woran es liegt: es geht eine ungewöhnliche Wirkung von ihm aus. Es ist etwas ungemein Reines und Festes in diesem Mann. Aber er steht doch in einer ganz anderen Kulturzone. Von mir zu ihm gehen, hieß gleich, allen, allen Lebensinhalt ändern."

„Hör mal: wenn das nur nicht das Häufige ist! Das ist meine Angst. Ich will nicht die Liebe lieben und nicht heiraten um der Ehe willen. Ich will auch etwas von mir selbst behalten, ich will meinem Mann was von mir geben. Ich will keine allgemeine Bestimmung erfüllen. Ich will *meine* Bestimmung erfüllen."

„Das ist vielleicht zu viel gewollt," sprach Bertie.

„Wer weiß."

Dann gingen die beiden Männer zusammen in den sonnigen Tag hinaus, hinein in das Land, das unter den rinnenden Tauwassern in einer Art freudiger Duldung lag. Es war Ungemach, das die Natur lachend trug.

Ganz brüderlich hatte Willy vorher seinem Gast geholfen, sich einigermaßen für diesen Marsch durch Schlamm, Tauwasser und bröckligen Schnee vorzubereiten.

Bertie hatte ein neues Gefühl neben diesem Mann. Er, der gewohnt war, für die „um ihn" eine erste Autorität zu sein, ging etwas schülerhaft neben dem anderen. Das konnte ganz unmöglich nur davon kommen, weil das Milieu hier mit dem anderen zusammenhing und er fremd darin war, obgleich die souveränsten Menschen sich in einer, ihnen neuen Umgebung oft in

den Hintergrund gedrängt sehen. Der Grund mußte in Willy Mammlings Wesen liegen.

Bertie sah ihn sich noch besonders darauf an, daß er eigentlich ein häßlicher Mann war. Aber aus diesem hageren Gesicht, daß sich bei jedem Lächeln in so merkwürdig viele Falten verzog, blickten zwei ungewöhnliche Augen — so hellblau und so fest. Und die weißen Zähne schimmerten.

„Ist es unbescheiden wenn ich frage: haben Sie sich mit Sylvia verständigt? Nicht wahr? Es wäre Heuchelei, täte ich, als kenne ich Ihre Lage nicht.“

„Ich habe mich mit ihr verständigt. Nur darüber nicht, daß ich einen mir befreundet gewesenen Mann nicht aus einer Stellung verdrängen will. Es sähe wie gehässige Revanche aus, unter den vorliegenden Umständen.

„Ja, wenn nur von fern ein Weib im Spiel war, da müssen wir denn oft nobler sein, als unser Verstand gutheißt. Daß das Sylvia gegen den Strich geht, kann ich mir denken. Sehr viel Konzessionen machen, ist nicht ihre Art.“

Da Bertie schwieg, setzte Willy Mammling bedächtig hinzu:

„Womit ich aber keinen Tadel aussprechen will.“

Hierauf verfielen sie beide in ein langes Nachdenken. Jeder erriet, worüber der andere so schweigend vor sich hin sann. Sie hatten ja beide eine Frau gekannt, die bedingungslos ihr ganzes Wesen „konzessionierte“.

Als Willy Mammling endlich zu sprechen begann, glaubte Bertie ein Geständnis zu hören — das Geständ-

nis einer Angst, die dem, der sie fühlte, wahrscheinlich unbewußt war.

„Ihr Freund, der Bildhauer, ist ein hervorragender Porträtist, sagt Sylvia. Könnte er mir eine Porträtbüste oder ein Relief von Makarie machen nach den vorhandenen Photographien? Ich wünschte es so sehr. Sie wäre dann noch mehr da — noch mehr bei uns. Wie erschreckend rasch verhallt so der Ton einer Menschenstimme im Gedächtnis . . . wie schnell wird es mühsam, sich genau den Blick eines Auges vorzustellen . . . ich möchte ein plastisches Bild von Makarie haben.“

‚Das braucht er — das?‘ dachte Bertie in Erstaunen verloren. ‚Gab sie ihm so wenig — kann seine Seele so gar nichts von ihr gewonnen haben . . .?‘

Er, er selbst, er besaß seine Jugendliebe noch ganz und gar . . . Oder war das auch nur eine künstlich frisch gehaltene Einbildung?

„Sie schweigen?“

„Verzeihung. Ich dachte darüber nach, daß Konrad Brügge das hier machen müßte unter Ihrer steten Kritik — unter der Kritik aller, die Makarie in den letzten Jahren gekannt haben.“

„Das kann er — das kann er. Er soll nur herkommen. In meiner Werkstatt ist Platz und Licht. Und Sie kommen mit, kommen wieder?“

„Wenn Sie mir gestatten, Sylvia an ihrem Geburtstag zu besuchen?“

„Aber selbstredend. Wann ist der? O, ich weiß schon: Makarie schickte immer im Mai einen Kuchen ab, den Mike

Drews gebacken hatte. Der soll immer schleifig gewesen sein. Ja, ich erinnere mich. Im Mai. Also abgemacht."

Von Makarie sprachen sie weiter nicht, obgleich sie vor Verlangen danach brannten.

Es war Furcht in diesem Verlangen. Bertie, der sich immer selbst beobachtete, wußte es genau.

In Willy Mammlings Seele war eine unbestimmte Traurigkeit.

Als sie nach Hause zurückkehrten, sah Sylvia sie kommen und dachte, was alles sie wohl zusammen gesprochen hätten. Sie wäre erstaunt gewesen, wenn sie erfahren haben würde, wie wenig. Und noch erstaunlicher war es, daß beide Männer trotzdem zusammen verkehrten, wie zwei, die sich ganz nahe gekommen sind. —

Nach Berties Abreise kamen Wochen großer äußerer Stille für die Bewohner von Südersood. Der Morgennebel stand oft so dick vor den Fenstern, daß diese aussahen, als seien sie von Milchglas. Die feuchte Erde konnte nicht all das Wasser in sich aufsaugen, und es verdunstete und füllte die ganze Luft mit einer schweren Nässe. Wenn um Mittag auch die Sonne den Nebel zu sich empor sog, so stieg doch gegen Abend neuer empor, wenn die Luft kühler ward und der gewaltige Strom und das nahe Meer dampften. Es war, als seien die Wolken aus ihren Himmelshöhen sacht herabgesunken und lägen nun, grau, undurchdringlich, naß, in traurigem Schweigen auf der Erde.

Das war die „schwere Zeit", vor der Willy gewarnt hatte, als Sylvia es auf sich nahm, hier zu bleiben.

Aber weder sie noch die alte Dame empfanden es sehr. Nach Frauenart machten sie das Haus und die Küche zu ihrer Welt und umsorgten den Hausherrn, daß er schon von einer ihm drohenden Verweichlichung sprach.

Er selbst führte eine lebhafte Korrespondenz, saß in Berechnungen vertieft an seinem Schreibtisch, stellte sein kleines Schiffsmodell fertig und fuhr zweimal nach Hamburg. Allabendlich besprach er offen mit der Mutter und Sylvia diese seine Beschäftigung und ihre Zwecke.

Er wollte wirklich eine Schiffswerft gründen. Es konnte und sollte nur bescheiden angefangen werden.

Eines Tages traf Bruder Ludwig aus Hamburg ein. Man sah gleich, er war verstimmt, gereizt. Jahrelang hatte die Familie sich darüber aufgehalten, daß Willy nichts unternähme und so berufslos dahinlebe; nun war ihr sein erwachter Unternehmungsgeist auch nicht recht.

„Das ist nur so der erste Kummer," äußerte Ludwig Mammling seiner Mutter gegenüber in Sylvias Gegenwart, „er braucht einen Ersatz."

„Ein Geschäft ist doch kein Ersatz für eine Frau!" sagte Sylvia empört.

„Manchmal doch."

„Dieser Plan hatte Willy schon vor Jahren beschäftigt," sprach die Mutter, „nur Karie hat ihn nicht aufkommen lassen."

„Ja, mein Gott, wie kommt er denn nun mit einem Mal wieder drauf?"

Sylvia ängstigte sich schon, daß die alte Frau sie als Anregerin nennen würde. Aber das tat Frau Mammling

nicht. Ludwig meinte dann, wenn die Unternehmung fehl schlüge, sei es fast ein Unrecht gegen die Familie. Da las Sylvia zwischen seinen Worten: die Familie hatte sich schon in aller Naivetät an den Gedanken gewöhnt gehabt, in Willy und Makarie Erbonkel und -Tante zu sehen.

Während Ludwigs Anwesenheit wurde schrecklich viel von Geld gesprochen. Zwei Dritteile von Willys Vermögen, das er gleich seinen Brüdern vom Vater ererbt, lagen in sicheren Hypotheken fest, die auf Jahre hinaus unkündbar waren. Von diesen wollte der Haager Bruder über die Hälfte nehmen. Dann wollte die Mutter auch von ihrem Kapital flüssig machen. Dies alles sollte durch Ludwig bewerkstelligt werden, der seinen geschäftlichen Beistand nicht wohl versagen konnte.

Und eines Abends spürte Sylvia es ganz deutlich: Willy litt unter diesen Verhandlungen so sehr, daß es ihn reute, die Geschichte angefangen zu haben.

Wie war er früher frei gewesen. Wie vornehm sein Leben. Dank der überaus großen Einfachheit desselben hatte er seinen Liebhabereien nachgehen können, war mit seinen Geldbedürfnissen immer noch unter seinen Einnahmen gewesen.

Auch Ludwig Mammling fühlte diese Stimmung seines Bruders heraus. Das benutzte er gleich.

Er fing an, ihm abzureden, sehr eindringlich. Über den Tisch hin, um den sie beim Schein der Hängelampe saßen, sah Sylvia ihm gerade ins Gesicht.

Was würde er tun? War es möglich, daß er den Plan sich ausreden ließ?

Willy sann vor sich hin. Er fühlte, daß seine Mutter, daß Sylvia ihn beobachtend ansahen.

Und während er das fühlte und während ihn das ein ganz klein wenig ärgerte, hörte er den preisenden Reden seines Bruders zu, wie einer angenehmen Begleitmusik, die aus der Ferne her dringt, die eigentlich nicht für unser Ohr aufgespielt wird.

Ja, schön war es gewesen, so unabhängig, so pflichtlos und doch nie unbeschäftigt zu sein. Auch Makarie hatte sich nie darin genug tun können, diese Schönheit des Daseins zu betonen.

Wie bequem das für ihn gewesen war. Machte am Ende das ihr Zusammenleben so friedevoll-heiter?

Dies vollkommene Eingehen, dies Umschmeicheln — — steigerte das nicht seine Neigungen? Die doch eher hätten niedergehalten werden müssen. Denn ein ganzes langes Leben hindurch hätte das ja nicht so weitergehen können ...

Mit einem Male kam ihm eine Erkenntnis. Er hatte sich für ganz fest gehalten. Er war ja doch beeinflußbar. In besonderer Art: wenn man mit ihm ging, verführte man ihn zum Schneller-, zum Weitergehen. Aber das war doch vielleicht die landläufigste Form, der Beeinflussung zu unterliegen. Die folgt immer der Neigung, macht sich zu ihrem Spießgesellen. Gegen seine Liebhabereien ist ja wohl kein Mensch zu beeinflussen.

Wie sagte doch Sylvia kürzlich? Es ließe sich klug miteinander verbinden . . .

Und er, der wenig, vielleicht gar keine Phantasie hatte, sah sich plötzlich inmitten einer rührigen Arbeiterschar — sah ein zierlich stolzes Schiff unter dem Hurra von Hunderten vom Stapel hinabgleiten und mit seinem Bug das aufrauschende Wasser durchschneiden . . . .

„Es soll dabei bleiben,“ sagte er langsam, aber ganz bestimmt.

Dabei sah er Sylvia an. Sie nickte freudig. Wenige Tage nachher erhielt Willy die Nachricht, daß die „Lubina“, seine Kreuzerjacht, verkauft sei.

Sie waren doch beide still, als diese erwünschte Nachricht kam. Sylvia dachte an jene Tage der qualvollen Hoffnungen, an Bord der Jacht. Willy dachte daran, daß Makarie damals, bei ihrer letzten Tour, so überaus lebensfreudig alles genossen hatte . . . Verweht, vorbei . . . Hoffnung und Glück . . .

Draußen trocknete das Gelände, und die ersten Lerchen schwirrten über Moor und Feld. An den kahlen Buschreisern zeigte sich der Schmuck grüner Pünktchen und Knöpfchen. Sie wurden größer und veränderten die Gestalt und wurden zu länglichen Blatthülsen, die auf den Sonnenschein und warmen West warteten, um sich zu entfalten.

Die braune Narbe des Moores nahm Farbe an. Zwischen dem harten Grün des jungen Grases fleckte allerlei auf: gelbe Blumen, niedriges, rötlich krauses Kräuterwerk, satt-olivblanke Blätter an fleischigen Stielen. Auf einer kleinen, dürren Bodenerhebung breitete sich gar ein Teppich hin von kleinen, weiß-lila-gelben wilden Stiefmütterchen.

In den Büschen der Knicke flog es von sehr eiligen Vögeln ein und aus; die Meisen trugen Halme in den Schnäbeln, und die Spätzinnen pickten frech die Wollfäden auf, die aus Mike Drews' Stopfkorb mit dem Kehricht auf den Hof gekommen waren.

Ein sehr herber Wind wehte alle Tage über das weite Land und zerfaserte die Rauchsäulen, die auf der von hier unsichtbaren Elbe hinzuwandeln schienen, zu grauem Gewölk.

Aber eines Tages hörte man die heulenden Töne von Schiffspfeifen und Sirenen ganz deutlich.

Der Wind war nach Südwesten umgesprungen, und nun kam der Frühling.

Daß es hier, hinter Deichen, zwischen Moor, Feld und Knick so schön sein konnte, hatten weder Sylvia noch die alte Frau gedacht. In immer neuer Freude entdeckten sie alle Reize. Und Willy machte ein sehr verdienstvolles Gesicht, als habe er dies alles veranstaltet.

Die alte Frau sagte jeden Tag, wie wohl und glücklich sie sich hier fühle. Es war ja viel Mutteregoismus dabei. Während der Ehe mit Makarie hatte sie Willy so sehr wenig zu sehen bekommen; es war natürlich auch das Vorrecht der armen lieben Makarie gewesen, ihren Willy ganz und gar für sich zu beanspruchen. Und nun genoß sie es noch einmal, als Mutter, ihren „Jungen“ zu haben. „Mutters Junge,“ hatten die Brüder früher wohl gern neckend von Willy gesagt.

Ein bißchen was Wahres war schon daran.

Willy war immer ganz gerührt über das Behagen seiner Mutter, und endlich einmal dankte er Sylvia für

all ihre Liebe und Geduld mit der alten Frau, denn er wußte wohl noch, wie Makarie stets gesagt: „Mutter Mammling ist eine Seele, aber stören tut sie doch sehr, wenn sie da ist."

Sylvia aber, die in diesem Augenblick nicht an Makariens Ausspruch dachte, fiel aus den Wolken:

„Ich Geduld? Aber es ist ja gerade umgekehrt. Ihre Mama ist so gut und lieb zu mir, daß ich ihr nie genug danken kann."

„Mutter stört Sie also nicht?"

„Wie sollte sie mich stören?" fragte Sylvia verwundert entgegen. „Sie gibt mir ja hier Zweck und Ziel."

‚Es ist auch anders — doch ganz anders,' dachte Willy etwas verwirrt und beunruhigt, ‚ja natürlich — für Makarie, als meiner Frau, konnte es störend scheinen.'

Anfang Mai sollte Konrad Brügge kommen. Ganz unbefangen dachte Sylvia daran. Mit wahrhaft schwesterlichen Gefühlen sah sie ihm entgegen.

Willy räumte in seiner Werkstatt alles so zurecht, daß für Konrad Brügge ein großes Viereck Raum blieb.

Und alle Bilder, die jemals von Makarie aufgenommen worden waren, wurden beizeiten gesammelt, die ganze Familie und Freundschaft schickte, was sie davon besaß.

Eines Abends hatten Willy, seine Mutter und Sylvia alle diese Bilder vor sich auf dem Tisch. Die Tage waren schon lang. Sie endeten in kalten, hellen, zögernden Dämmerungen. Ohne Glanz und ohne Schatten lag

noch lange Zeit, nachdem die Sonne untergegangen war, ein kühles, klares Licht über der Gegend.

In diesem weißen Licht standen sie um das Tischchen am Fenster, nahmen bald die eine Photographie, bald die andere auf und sprachen gut und wehmütig von der, die nicht mehr bei ihnen war. Es zeigte sich, daß jeder ein anderes Bild für das ähnlichste erklärte.

Da tat sich, nach einem schüchternen Anklopfen, das sie überhört hatten, die Tür auf, und als sie sich umwandten, blieben sie stumm.

Peter trat herein. Es war ja seine Zeit. Er war von der letzten Mittelmeerreise seines Winterhalbjahres heimgekehrt. Nun trat er wieder bei seinem Herrn an.

Verlegen stand er, die Mütze in der Hand.

Er wußte es natürlich schon. Willy Mammling selbst hatte es ihm geschrieben.

Und auf der Station und dann auf dem Hof, als er erst einmal beim alten Drews vorsprach, da hatte er auch alles andere erfahren: daß der Herr die ‚Lubina' verkauft habe und daß am 15. Mai ein neues Leben beginne, denn Herr Mammling habe noch Land erworben dicht bei Brunsbüttel, und da werde nun eine kleine Schiffswerft angefangen. Eine Kreuzerjacht und ein Schoner sollten erst mal gebaut werden. Ein Ingenieur und zehn Schiffszimmerleute waren angenommen.

Nun stand er da, all diese unglücklichen Neuigkeiten, die er nicht verstand, im Kopf, und im Herzen ein Gemisch von schwerem Kummer und sehr großer Verlegenheit, wie man feinen Herrschaften gegenüber den wohl

am schicklichsten äußerte. Die gnädige Frau tot! Seine liebe, gute, gnädige Frau tot! Und so! Aber er hatte es schon immer gedacht. Es war ja bloß ein Wunder, daß sie nicht schon von der ‚Lubina‘ mal über Bord gekommen war ... Er würgte an aufsteigenden Tränen ...

Die beiden Damen in Schwarz! Und der Herr, der ganz blaß wurde ...

Willy Mammling kam langsam auf ihn zu.

„Na Peter — bist du da?“

Peter konnte nur stumm nicken. Sein hübsches Gesicht war ganz rot. Er drückte seines Herrn Hand mehrmals.

Er fühlte, er mußte etwas sagen. Er mußte doch kundtun, wie schrecklich nah ihm der Tod der lieben, gnädigen Frau ging. Er zog sein rotbuntes Taschentuch. Er hatte es in Palermo gekauft, und Crispi war in schwarzweiß darauf gedruckt. Er knüllte es heftig zusammen, führte es jedoch nicht an die Augen und brachte endlich, endlich heraus: „Ob die gnädige Frau woll meine Pfeife aufbewahrt hat ...“

Alle schwiegen.

Willy wandte sich ab.

Sylvia, Tränen in den Augen, ging auf den schluckenden und verlegenen Peter zu und sagte leise und sanft:

„Ja lieber Peter, das hat sie getan.“

Da drückte Peter sein Gesicht in sein Crispitaschentuch und fing an zu weinen.

Willy legte ihm die Hand auf die Schulter. Das beruhigte den Mann.

„Kann der Herr mich denn nun noch brauchen?“ fragte er nach langer Pause.

„Doch, Peter. Wir haben noch die ‚Libelle‘. Damit wollen wir in Cowes und Kiel und Travemünde segeln. Sonst natürlich nur kleine Tagestouren auf der Elbe. Du hast wohl gehört ...“

Peter nickte stark.

„Und hier ... sieh mal Peter, das ist nun meine Mutter.“

Peter grinste ein wenig, noch unter Tränen, und fand es selbstverständlich, daß er der alten Dame die Hand drücken mußte.

„Na und Fräulein Sylvia, die kennst du wohl noch von der ‚Lubina‘ her.“

Nun versiegten die Tränen ganz.

„J, wo wollt' ich nicht! Das ist ja doch die Braut von unserem Herrn Korvettenkapitän!“

Sylvia fühlte, daß ihr jede Farbe aus dem Gesicht wich. Das ... das ... Welche Demütigung! Und vor Willy.

„Na nu,“ sagte Willy Mammling erstaunt, „wie kommst du denn **darauf**. Wer hat dir denn **den** Bären aufgebunden?“

„Is sie nich? Ich meinte man ... sie sagten es an Bord ... wir dachten ...“

Peter stotterte sehr und fürchtete, eine kolossale Dummheit gesagt zu haben.

Willy lachte aber kurz und harmlos auf.

„Sehen Sie mal, Sylvia, wie Gerüchte entstehen. Die vox populi an Bord der ‚Lubina‘ hat Sie mit unserem eheschenen Hollern verlobt. Nein, so etwas . . .“

Da sah er erstaunt, daß Sylvia seiner Mutter um den Hals fiel und in Tränen ausbrach.

Was war das? Ein Rückfall in ihre alte maßlose Art?

Das Wiedersehen mit Peter, dem Günstling der armen Makarie, hatte auch ihm ans Gemüt gegriffen . . . Aber immerhin — so sich darüber zu exaltieren — das war kein Grund.

Vollends gar die Erwähnung eines Verlobungsgerüchtes, aus einer Quelle wie Peter und seine Kollegen . . .

Das konnte sie höchstens so erregen, wenn . . . Aber Robert und Sylvia? Wenn was zwischen denen spielte oder gespielt hatte — die beiden kannten sich doch Jahr und Tag? Die beiden hatten wohl schon ein paar Dutzend Mal die Gelegenheit gehabt, sich zu verloben — wenn solche Gedanken und Wünsche überhaupt in ihnen gewesen . . . Robert hätte ja Gott danken können, wenn er so'n verständiges, warmherziges Mädel kriegte . . . Das war doch klar: die beiden reflektierten nicht aufeinander, denn sonst wären sie schon längst ein Paar.

Aber dieser Tränenausbruch versetzte doch den Mann in eine unruhige und unbehagliche Stimmung.

Zehntes Kapitel.

Als Konrad Brügge kam, gab es eine große Überraschung.

Er brachte schon ein Porträt mit. Eine Reliefskizze, Makariens Kopf im Profil, mit dem glatten Grund einer ovalen, großen Platte, die als Wandschmuck gedacht war. Er hatte die Skizze nach dem Bilde angefertigt, das Bertie von Makarie besaß.

Es erschien beinahe rätselhaft, wie die Ähnlichkeit so sprechend herauskommen konnte. Konrad Brügge sagte aber, dabei müsse denn auch Zufallglück sein. Er selbst fand, nachdem er alle anderen Bilder Makariens gesehen, daß seine Skizze unmöglich ganz ähnlich sein könne. Aber sogar Mike Drews und der alte Drews fanden es.

Endlich holte man Peter herbei. Und er allein erklärte, daß seine gnädige Frau um den Mund herum noch anders ausgesehen habe. „Viel vergnügter und guter,“ sagte er.

Niemand konnte es begreifen.

Aber Konrad Brügge begriff es, und es kostete ihm ein wenig Mühe es den anderen zu sagen: sie alle hatten Makarie auf ihrem Totenbette gesehen, und das starre

Bild war ihrem Gedächtnis unauslöschlich eingegraben. Peter allein hatte die Lebende, der er leidenschaftlich ergeben gewesen, für die er sich hätte in Stücke hauen lassen, ganz treu in der Erinnerung. Als Konrad Brügge das aussprach, wußte er ja, es traf tief. Es regte zu den schmerzlichsten Gedanken an.

War denn der Tod mächtiger als das Leben? Verwischte sein Abbild in zwei Tagen alle Eindrücke vieler Jahre? Zeichnete sein Griffel so ehern, daß er alle anderen Linien überschrieb, die in liebenden Herzen doch so tief eingegraben gewesen? Raubte er nicht nur der Gegenwart einen geliebten Menschen? Nahm er ihn auch noch aus der Vergangenheit heraus? Was blieb von einem Wesen, das man liebte? Dem Ohr entschwand die Stimme. Dem Gedächtnis die Richtigkeit der Züge. Der Tod stellte sich dazwischen, richtete ein starres, kaltes Bild auf und sagte: so sah diese aus, die Euer war! Log er auch noch? Oder log er nicht und enthüllte erst er das wahre Gesicht, das die Lebenden unter allerlei Masken verbergen?

Nun mit einem Mal sahen sie es alle. Das einfache Wort des treuen Mannes hatte ihnen die Augen geöffnet.

Dieses Profilbild war der Kopf einer rücksichtslosen Egoistin.

„Viel vergnügter und guter“ — ja —, das mußte es werden, um ähnlich zu sein.

Willy ging in brütendem Ernst umher, die Mutter und Sylvia waren ganz bedrückt. Ihnen war, als sei es ihre Herzenspflicht, die Trauer um Makarie neuer

und heißer aufleben zu lassen. Ihnen schien, als habe das Leben schon anfangen wollen, über den Verlust hinzugehen. Sie rechneten sich als Unrecht an, daß sie das Angesicht der Verstorbenen nicht in aller lachenden Freundlichkeit mehr vor sich zu sehen vermochten.

Konrad Brügge begann eine neue Skizze.

Diese nun schien zu lachend. So fröhlich auch Makarie gewesen, die klassische Herbheit ihres Profils hatte doch immer den Eindruck einer ungewöhnlichen Selbstsicherheit hervorgerufen.

Konrad Brügge beanspruchte daraufhin einige Tage völlig unkritisierter Arbeit, und was er dann zustande brächte, sollte zuerst Peter, als naives Gemüt, begutachten.

Er arbeitete jeden Morgen einige Stunden, schloß sich aber für den Rest des Tages dem kleinen Kreise an. Ohne die geringste Schwierigkeit fand er den rechten Ton mit Willy, mit der Mutter, mit den Leuten. Er wanderte mit Willy gern auf den Platz der Werft hinüber, wo eben die Abgrenzungen und die nötig gewesenen Erdarbeiten fertig gestellt waren. Da er sein Bein sehr trainieren sollte, weil er es noch immer etwas nachzog, so war ihm dieser Marsch, dreiviertel Stunden hin und ebensolange zurück, sehr willkommen. Auch zog ihn die Landschaft sehr an, die ihren Reiz aus der Größe ihrer flachen Linien nahm und aus der unendlichen und immer wechselnden Feinheit der Beleuchtungen.

Mit Sylvia ging er um, als sei sie seine junge Schwester. Darüber war doch ein leises Erstaunen in ihrer Seele. Er hatte sie wahrhaft geliebt. War das

so schnell verwunden und vergessen? Sie fürchtete, bevor er kam, doch manchmal schwierige Momente, in denen sie zarteste Abwehr neuen Wünschen, wieder erstehenden Hoffnungen entgegenstellen müsse. Und nun ging er scheinbar so glatt über sie hin, zur Tagesordnung seines Lebens über.

Das demütigte sie doch. Er sollte nicht leiden ihretwegen — gewiß nicht! Das hätte nur eine grausame Kokette wünschen können. Aber doch? . . .

‚Bin ich so wertlos?‘ dachte sie.

Erst die Erfahrung mit Robert, und nun dies? . . .

Ganz besonders kordial stand Konrad Brügge alsbald mit Peter.

Dieser segelte ihn manchmal auf der ‚Libelle‘ weit hinaus und fühlte sich dabei der Verantwortliche und Beschützende, dem blonden Hünen gegenüber, der offenkundig keinen Verstand vom Wasser und der Segelei hatte und nicht einmal wußte, was ein Schott und was ein Liek sei.

Am fünfzehnten Mai, des Morgens, fuhren Frau Mammling und Sylvia mit dem, vom feisten Schimmel gezogenen Wäglein hinüber nach der Werft. Willy und Konrad waren schon bei Tagesanbruch hinüber gegangen.

Die Mutter bekam einen Anfall von großer Rührung, als sie schon ganz von weitem das riesengroße Holzschild sah, das sehr lang und viereckig, weiß angestrichen, von Pfählen getragen, in enormen Buchstaben die Inschrift zeigte: ‚Schiffswerft: Willy Mammling.‘ Ein zweites, ebensolches Schild war dem Elbstrom zu aufgestellt. Wer da vorbei dampfte oder segelte, mußte es sehen.

Der große Platz der Werft war an drei Seiten mit hohem Lattenzaun umgeben, drinnen herrschte emsiges Leben.

Willy stand mit dem Ingenieur, der eine große, aus gehobelten Brettern zusammengesetzte Platte oben festhielt, während sie unten auf der Erde ihren Stützpunkt fand. Konrad Brügge, etwas gebeugt, stand davor und ließ sich den, auf diese Platte gezeichneten Spantenriß der Kreuzerjacht erklären.

Die Arbeiter hantierten zwischen den aufgestapelten Holzvorräten. Ein Schuppen, in dem die edlen Hölzer, die zur Beplankung und zum inneren Ausbau der Jacht bestimmt waren, verwahrt wurden, lehnte sich gegen die eine Seite des Lattenzauns.

Es machte Willy offenbar viel Spaß, seiner Mutter, Sylvia und Konrad Brügge alles zu erklären, ihnen all das Teakholz, das Mahagoni, die verzinkten Schmiedeeisenteile zu zeigen.

Sein Modell stand auch im Schuppen, und er sagte voll Stolz, daß der Ingenieur ganz baff darüber gewesen sei.

„Der erste Arbeitstag!“ sprach die Mutter bewegt; „möchte er dir gesegnet sein.“

Willy, der sich ganz merkwürdig vergnügt darüber fühlte, daß er nun im großen ausführen konnte, was er Jahr und Tag, so gleichsam als Spielerei betrieben, meinte:

„Was wollt er nicht! Ich begreife gar nicht, daß ich das nicht schon vor sechs Jahren anfing, gleich als ich heiratete.“

Aber da fiel ihm ein, daß Makarie ihm stets abgeredet hatte. Das machte ihn sekundenlang verstummen.

Dann aber, während er mit den Blicken und eigentlich auch schon mit den Gedanken bei den Arbeitern war, die alle Vorbereitungen trafen, das Spantmodell aufzusetzen und Schwertlatten und Längsbalken zusammen zu passen, sagte er noch:

„Ja Sylvia, die traf den Nagel auf den Kopf, als sie mich wieder darauf anredete . . .“

Konrad Brügge blickte kurz auf Sylvia, die ein wenig verlegen war, denn es schien ihr doch nachträglich, als sei es sehr unbescheiden gewesen, Willy so etwas zu sagen.

Am Abend dieses Tages kam auch Bertie an, denn den nächsten Morgen war Sylvias Geburtsfest.

Ihr kam's in Erinnerung, daß man noch nie, solange sie lebte, so viel aus diesem Tage gemacht hatte. Für die Mutter war Berties Geburtstag das Hauptfest des Jahres gewesen. Der ihrige wurde ein wenig nebensächlicher behandelt. Nachher, unter Fremden, war natürlich nicht einmal die Rede davon. Und auch Bertie hatte ihn zwei Jahre vergessen. Freilich ihr Zusammensein und alle Ereignisse hatten die nie sehr stark gewesene Geschwisterliebe endlich deutlich aufleben lassen. Aber daß er deswegen angereist kam! Wo er doch auch die Reisekosten zu bedenken hatte! Sie war doch kein wichtigerer und besserer Mensch geworden seither? Oder doch vielleicht?

Frau Mammling freute sich der Gelegenheit, ihrer freiwilligen und töchterlich ihr ergebenen Gesellschafterin Dankbarkeit erweisen zu können und schenkte Sylvia ein

hübsches Kleid. Willy Mammling, auch von Gefühlen einer Dankespflicht bewegt, die ihm nicht lästig war, schenkte ihr eine schöne Spitzenboa, die Frau Agnes Mammling in Hamburg gekauft hatte und die Sylvia auf Südersood niemals tragen konnte, ohne lächerlich zu werden. Dazu gab er ihr ein Armband, welches Makarie gehört hatte.

„Sie standen ihr doch näher als meine beiden Schwägerinnen,“ sagte er herzlich, und Sylvia nahm es, mit feuchten Augen.

Bertie brachte Bücher mit. Dabei auch neue Gedichte von Max Ludolf Lender. Hierüber wurde Sylvia wieder verlegen, denn alle diese Bücher schienen ihr in diesem gänzlich unliterarischen Hause ganz deplaciert. Aber Willy nahm den einen und den anderen Band in die Hand, blätterte ein wenig und sagte höflich, daß Sylvia nun etwas für ihre Weiterbildung habe; er fürchte immer, es werde ihr hier doch noch zu materiell.

Konrad Brügge aber packte eine kleine Statuette aus, die er in einem Kistchen mitgebracht und solange verborgen gehalten hatte.

Es war ein junges Weib im antiken Gewand. Sie stand an einem Tischchen, an dessen anderer Seite ein kleiner Amor lehnte. Der sonderte mit seinem Finger aus einem Häuflein Buchstaben das C heraus. Das A-B- hatte er schon vor das junge Weib hingelegt, die etwas ungläubig darauf niedersah.

„Das A-B-C des Lebens. Amor lehrt's buchstabieren,“ sagte Konrad Brügge.

Alle waren entzückt. Frau Mammling fand, das junge Weib sähe Sylvia ähnlich, wovon in der Tat keine Spur vorhanden war.

Da dachte Sylvia daran, daß Konrad Brügge sie nie und warum er sie nie modellieren wolle.

Und sie dachte auch daran, daß sie ja geliebt habe, und daß Amor sie dennoch nicht die Buchstabierkunst gelehrt.

Wie bitter war das alles.

Auch Willy Mammling bekam etwas geschenkt: eine kleine Statuette von Peter. Sie war aus grauem Ton und eben erst trocken, nur erst eine Skizze.

Aber sie freute Willy so, daß er ganz vergnügt wurde und eine wirkliche Feststimmung den kleinen Kreis erfaßte. Willy ließ sich noch erzählen, durch welche Gespräche mit Sylvia Konrad Brügge auf das reizende ‚A-B-C‘ gekommen sei.

„Ja,“ sagte er wohlgefällig, „das hat unsere Sylvia so an sich: sie setzt uns in Bewegung.“

Nachmittags gingen sie spazieren. Nur die Mutter blieb daheim.

Bertie ging mit Willy Mammling voran. Sylvia folgte mit Konrad Brügge, und sie blieben bald weit zurück. Denn Konrad Brügge konnte noch nicht so schnell gehen, und in den anderen beiden war etwas Eiliges, so als ob sie unbewußt vom Trieb gejagt würden, aus aller Gesellschaft herauszukommen.

Dem sonnigen Morgen war kein fröhlicher Tag gefolgt. Der ganze Himmel war von grauen, stillen, unbeweglichen Wolken bedeckt. Es sah aus, als ob sie wartend ständen. Und ganz wehmutsvoll.

Unter diesem Regenhimmel, der seine Tropfenaussaat noch zurückhielt, war die Luft merkwürdig lau. Und ein Wohlgeruch darin von feiner Würzigkeit. Das kam, es ging kein Wind, und all das junge Kraut und Laub atmete einmal in Ruhe seine Düfte aus.

„Was die beiden wohl zueinander zieht,“ meinte Sylvia, mit ihrem zusammengerollten Regenschirm, den sie wie einen Stock benutzte, voraus deutend. „Das ist nun ganz überraschend, daß die Zwei sich gefunden haben oder zu finden scheinen.“

Auch Konrad Brügge sah auf die schon weit voraus schreitenden beiden Männer.

„Was die Zwei zueinander zieht? Die Zerstörungswut! Gar nichts anderes. Bei Bertie bewußt, mit Selbstbeobachtung und krankem Genuß dabei. Der andere so bloß instinktiv. Denn das ist ein Mensch von elementarer Einfachheit.“

„Na nu,“ sagte Sylvia, „Zerstörungswut!“

„Ja, die haben wir nun 'mal alle. Wenn Sie als Kind den Rumpf Ihrer Puppe aufschnitten, um zu sehen, was drin sei, bis Ihnen die Kleie oder was es sonst war, entgegenfiel, das war dasselbe, was die Zwei da vorn nun treiben.“

„Ja — wie denn? . . .“

„Nun, wegen der Frau! Jeder ist von Neugier darauf besessen, was die dem anderen war, was sie ihm

überhaupt hat sein können. Und bei dem Erforschen werden sie sich noch beide ganz verlieren."

„O, das wäre sehr traurig," sagte Sylvia.

„Wer weiß? Vielleicht bloß gesund. Und ihr, die davon ist, macht's nichts mehr. Sie ist in Reichtum gestorben. Wenn die Liebe, die ihr gehörte, nachträglich bankerott macht — das saniert die Überlebenden und nimmt ihr nichts mehr."

„Das ist aber doch sehr grausam."

„Ja, in diesen Dingen gibt es viel Grausamkeiten," sagte er.

Es war gewiß ohne Bezug gesagt, aber es traf sie dennoch wie ein Vorwurf.

Freilich wohl, ‚in diesen Dingen gibt es viel Grausamkeiten.' Das weiß man, wenn man sie an sich erfuhr, und wenn man sie ausgeübt hat.

Glückliche Makarie! Ein Sonntagskind war sie gewesen und im Reichtum gestorben! —

Konrad Brügge trat einige Tage danach mit seiner dritten Skizze hervor. Nun war in Berties Person noch ein Richter zugegen, der Kunsturteil mit genauer Kenntnis der Darzustellenden verband.

Aber die Lösung schien nur ferner gerückt. Es schien gerade, als könne niemand mehr das wahre Gesicht der Verstorbenen genau feststellen.

Dieser Zug auf dieser Skizze war zu weich, zu lachend. Jener auf jener Skizze zu kalt und hart. Aber Willy Mammling war dem heiteren Relief mehr geneigt, Bertie und die Mutter mehr dem herben.

Die Sache wuchs allmählich zu einer Pein und Verlegenheit heran.

Konrad Brügge sprach ganz ohne Empfindlichkeit davon, den Auftrag in Willys Hände zurückzulegen.

Aber dann einigten sich schließlich alle dahin, daß doch der erste Entwurf ausgeführt werden müsse, den jedermann, mit Ausnahme Peters, zu Anfang sehr ähnlich gefunden.

Willy behielt dann eben das Abbild seiner toten Frau. Das Abbild der Lebenden ließ sich nicht mehr fassen, nicht mehr nachfühlen. Es war keine Einheit in dem Erinnerungsbild, das sie zurückgelassen.

Willy Mammling war unzufrieden.

Er sprach es zu niemand aus. Es ließ sich auch zu schwer sagen, gegen wen und was sich die Unzufriedenheit richtete. Gegen den Bildhauer gewiß nicht.

Er bereute, den Wunsch gehabt zu haben; daß es unmöglich war, denselben in vollendeter Weise zu erfüllen, schmerzte ihn. Es war, als stürbe Makarie ihm noch einmal. Immer entfernter stand sie, immer verwischter waren ihre Züge nach all diesen Debatten um ihr steinernes Bildnis.

Konrad Brügge und Bertie reisten zusammen ab.

Bald darauf kam ein Brief von Robert von Hollern. Es war die Antwort auf die Nachricht von Makariens Tod. Acht Wochen hatte sie gebraucht, ihn in der Südsee zu erreichen, acht Wochen war seine Antwort unterwegs gewesen.

Sylvia selbst hielt die Post in ihren zitternden Händen, die sie dem Boten abgenommen hatte.

Sie trug sie in Willys Zimmer und legte sie dort auf den Tisch.

Nun hieß es warten. Denn Willy war drüben auf der Werft. Er kam erst zu Mittag heim.

Zehnmal in dieser Zeit besah Sylvia den Brief. Er war stark. Er mußte ziemlich viele Blätter enthalten. Wahrscheinlich, nein gewiß, auch eine Einlage für sie. Denn er mußte ihr doch aus Höflichkeit danken . . .

Sie erwog fort und fort, was er ihr wohl geschrieben habe? Wie er sie anreden werde? Ob sein Ton nur höflich, ob er warm sein könne? — — Alle Möglichkeiten erschöpften ihre Phantasie.

Mittags, als Willy dann kam, wagte sie nicht zu fragen. Er würde ihr ja die Einlage für sie von selbst geben.

Aber Willy sagte nichts. Er war schweigsam bei Tisch. Vielleicht hatte Hollerns Brief neue Wehmut hervorgerufen. Zuletzt konnte Sylvia es nicht mehr aushalten, und sie fragte, was Robert von Hollern denn alles geschrieben habe.

„Es scheint ihm sehr nahe gegangen zu sein — das mit unserer lieben, armen Karie. Ja, und dann — pardon, daß ich's beinah vergaß — er läßt Sie herzlich grüßen und Ihnen danken für den langen Bericht. Mit nächstem werde er Ihnen noch selbst durch einige Zeilen danken."

Mit bleierner Schwere legte sich die Enttäuschung auf Sylvias Wesen.

Nur eine karge Bestellung! Nur die Vertröstung, daß die Höflichkeit demnächst werde erfüllt werden.

Wie kalt. Oder wie — vorsichtig!

So oder so! Tötend, erbitternd . . .

Es war abgemacht worden, daß Frau Mammling mit Sylvia während der Hochsommerwochen eine Gebirgsreise, mit einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Tirol, unternehmen wollte. Beide Damen waren längst überein gekommen, daß aus dem provisorischen Verhältnis ein dauerndes werden solle. Sie verstanden sich, sie liebten sich. Die alte Dame, die sich bisher immer den Ansprüchen ihrer Söhne und Schwiegertöchter und Enkel an sie, wie selbstverständlich gefügt hatte, auch niemals eine Tochter gehabt, fühlte sich zärtlich umsorgt, hatte nun immer eine liebevolle Gesellschaft. Die Ihrigen brachen mit Lärm, Anforderungen und Unruhen aller Art, nach ihren Launen, nach ihren Bedürfnissen, jederzeit willkürlich in die Alterseinsamkeit der Mutter, der sie sie zu anderen Zeiten wieder zu sehr, zu nachlässig überließen. Natürlich ohne sich auch nur von fern dessen bewußt zu sein.

Einmal hieß es: ‚Mutter freut sich, wenn wir ihr die Kinder schicken, wenn sie bei uns mal einhüten kann.' Ein andermal hieß es: ‚Mutter muß geschont werden, Mutter muß nicht so viel Unruhe haben.'

Aber mit ihrem feinen, stillen Sinn hatte die Mutter längst herausgefunden, daß das eine gesagt wurde, wenn die Schwiegertöchter die Kinder los sein wollten, das andere, wenn man von Daseinsinteressen hingenommen war, an denen sie kein Teil hatte.

Sie lächelte darüber in sich hinein, dachte, daß sie es als junge Frau ihren Eltern gegenüber auch wohl

nicht anders gehalten habe, und machte niemand einen Vorwurf.

Aber nun tat es ihr doch wohl, in diesem jungen Mädchen so viel gefunden zu haben.

Und Sylvia, die bis dahin Heimatslose, die der eigenen Mutter immer mit den Gefühlen der Zurücksetzung und nur halbgestillter Liebessehnsucht begegnet war, schloß sich an die alte Dame an mit einer Verehrung, die durch einen Zusatz von jugendlicher Begeisterung noch besonders durchwärmt erschien.

Dadurch, daß sie die Hälfte ihres kleinen Vermögens zinslos in dem Bertie abgenommenen Hause stecken hatte, saß sie eigentlich auch finanziell fest. Daß sie in diese Lage kommen werde, hatte sie in dem Moment, wo sie Bertie half, nicht recht erwogen. Im Hinblick auf ihn reuete es sie auch nicht. Aber wenn sie daran dachte, daß im Grunde die Contils schuld waren, dann ärgerte sie sich heftig. Durch Menschen, die sie gar nichts angingen, war sie weniger frei geworden.

Bei aller Liebe zu der alten Frau: sie wäre dennoch vielleicht von Südersood fortgegangen.

Manchmal war es ihr, als mahne eine ferne, leise Stimme sie, das zu tun. Ihr war, als nähme sie der armen Makarie zu viel — schon zu viel von Willys Trauer. Hätte man ihn in einem einsamen und unbehaglichen Haus gelassen, so würde er den Wechsel seines Lebens doch viel schmerzlicher empfunden haben. Fast schien es ein Unrecht gegen die Tote, dem Überlebenden zu sehr über den Verlust hinwegzuhelfen — —

Aber diese Erwägungen wurden von einer ganz nüchternen Tatsache abgeschnitten: Sylvia konnte nun von ihren Zinsen nicht leben und mußte sich nach einem Unterkommen als Gesellschafterin oder dergleichen umtun. Da wäre es helle Torheit gewesen, diese warme Stätte zu verlassen, wo sie nützen konnte und liebe Menschen um sich sah — bloß um eines überempfindlichen Gedankens an die Tote willen.

Willy war sehr glücklich. Denn es hatte ihn früher oft beschäftigt, daß seine Mutter nicht ganz zu ihrem Recht kam, und daß er selbst so wenig seine Sohnespflicht erfüllen konnte. Die Hamburger und Haager Kinder begannen sich darein zu finden, daß die Mutter den größten Teil des Jahres bei Willy wohnen wollte. Ihre Wohnung in Hamburg vertauschte sie mit einer viel kleineren, um nur für einige Winterwochen dort noch immer ein Unterkommen zu haben.

Während ihrer Reise hörten beide Frauen wenig von Willy, er war ein schlechter Briefschreiber. Aber sie sprachen unaufhörlich von ihm und suchten sich vorzustellen, ob er noch viel Trauer fühlen werde, weil er nun ohne seine Frau die Sportwochen verlebte.

Und wenn dann einmal eine Karte kam, mit Willys großen Schriftzügen bedeckt, wenige einfache Worte, dann war es wie ein Ereignis.

Beinah war es ja komisch, aber in all der großen Pracht des Hochgebirges bekam Sylvia manchmal Heimweh nach dem weiten, stillen Land.

Wie Recht hatte doch Willy: reine Zufriedenheit gibt es nur im nahen Zusammenleben mit der Natur, in ihren großen Einsamkeiten.

Hier, in den Prunkhotels mit geputzten Menschen und abendlichen Konzerten in überfüllter Halle, mit der Aussicht auf Fels und Gletscher, die nicht mehr wie ein erhabenes Bild, sondern wie eine Dekoration wirkte, die draußen aufgestellt war, und für deren Anblick man Entree bezahlt — hier war keine Einsamkeit.

Und mit der alten Dame zusammen konnte sie ihr hier nicht nachgehen — sie war nur durch große körperliche Anstrengungen erreichbar.

Daheim, auf Südersood — — ein kleiner Gang ins Freie, und endlose Weiten taten sich auf, und der große, durchdringende, salzige Atem des Meeres wehte einen an, und ein Horizont stand fern, fern, von feinsten Dünsten überschleiert. Und jede Farbe spielte in tausend zarten Übergängen, und jede Linie beruhigte durch ihre Weichheit.

Wie freudig kehrten sie zurück! Und wie freudig empfing Willy Mammling sie!

Und dann: was war inzwischen alles auf der Werft geschehen!

Da ragten seltsame Rippen, vom Kiel aus sich wölbend und in die Luft greifend.

Da stand auf hohem Block, scheinbar unter dem Längsbalken an Schwertlatten hängend, das zur Beplankung fertige Gerüst der Jacht.

Wie seltsam das gegen den hellen weiten Himmel sich alles abhob: wie Skelette, wie Knochenbau fremdartiger Körper. Aber so deutlich in der Form und dem Auge schon so viel versprechend.

Und dazwischen die emsigen Arbeiter. Und darüber all die hellen und dunklen Töne des Schlagens und Klopfens auf Holz oder Eisen.

Dazu ein Teergeruch, kräftig, daß man ihn fast schmeckte. Und der Wind vom Meer her, mit frischer Brise, der den Geruch davon jagen wollte und nicht konnte, weil seine Quellen, die frisch geteerten Hölzer, blieben.

Willy, sehr befriedigt von diesem Bild und dem Lärm und dem Geruch, ging mit den beiden Frauen umher und erklärte ihnen alles und berichtete, wie er während der Sportwochen gewirkt, wie er schon einen Reflektanten auf diese Jacht habe. Es war zwar nur eine ganz unbestimmte Aussicht, aber sie erfreute, wie ein Unterpfand des Gelingens.

Die Wochen, die Monate vergingen in einer reinen Harmonie. Sylvia dachte manchmal, daß sie all ihre frühere Unruhe, all ihr Begehren, ihren Trotz, ihre hohen Hoffnungen auf besonderen Lebensgehalt nur geträumt habe. Es jährte sich schon, daß sie bei Bertie gewesen und sich über Paulette Contil bis zur Leidenschaft geärgert hatte.

Aber Konrad Brügge schrieb ihr:

„Vorsichtig sein, meine liebe kleine A-B-C-Schützin! Vielleicht schläft alles bloß! Ich glaub's schon und

hab's in den Tagen auf Südersood empfunden! Die stille Weite beruhigt! Keine Ecken und Kanten in der Natur. Das macht einen inwendig ganz sacht. Und dann dieser Willy Mammling. Bertie und ich haben es nun heraus, was es mit ihm ist. Es ist doch bloß die elementare Einfachheit seines Wesens. Gar nicht differenziert. Wer kann sich heutzutage so bewahren!

Und denken Sie auch nicht, daß Sie sich über die ‚milchfarbene Paulette mit dem kastanienbraunen Haarwulst', wie Sie immer malerisch sagen, unnütz erregt haben. Man erlebt gar nichts unnütz. Auch nicht das, was nachher ganz folglos aus unserem Leben weggewischt scheint. Scheint nur so! Das Leben macht nicht in alle Fäden Knoten und ein Gespinst daraus, das man dann nachher in interessanter Entwickelung auseinanderwirrt. I bewahre. Aber unnütz spinnt es auch keinen Faden an!

Gucken Sie sich nur mal recht genau darauf an, ob Sie in den Monaten bei uns, vorm Jahr, nicht doch allerlei gewonnen haben. Saat braucht Tageslicht und Nachtstille und Regen und Trockenheit und Wind und . . . und . . . . na, was sie sonst noch braucht, das unparlamentarische Wort, das ergänzen Sie selbst.

Ja, was meinen Sie denn! So viel Verschiedenes braucht eine Saat! Und ein Mensch sollte nicht das Helle und Dunkle, das Reine und Unreine, das Stille und das Bewegte brauchen, um zu reifen?

Größenwahn, wenn Sie's anders meinen.

Womit ich bleibe Ihr Konrad Brügge."

Sylvia war so entzückt von diesem Brief und mußte über manche Wendung darin so lächeln, daß sie ihn ihrer mütterlichen Freundin zu lesen gab.

Die lächelte auch, aber etwas unfrei. Sie fand den Brief auch sehr hübsch zu lesen, aber sie meinte, Konrad Brügge sei doch etwas Original. Sylvia begriff nicht, was die alte Dame hatte, sie sah nur, daß ihr diese Korrespondenz mit Konrad Brügge aus irgend einem Grunde nicht recht war. Frau Mammling war doch nicht etwa prüde und fand am Ende gar, daß ein junges Mädchen nicht mit einem unverheirateten Mann korrespondieren dürfe? Solche engen Gedanken sahen ihr nicht gleich.

Im Winter, in Hamburg, fühlte Sylvia sich nicht sehr behaglich. Es gelang ihr nicht, mit Ludwig Mammling und Frau Agnes auf einen herzlichen Fuß zu kommen. Sie spürte irgend eine stille Gegnerschaft und konnte um so weniger begreifen, woher die kam, als es doch gerade Ludwig Mammling gewesen war, der sie zuerst gebeten hatte, der Mutter Gesellschaft zu leisten.

Willy kam jeden Sonnabend und fuhr jeden Montagmorgen wieder fort. Am Sonntagvormittag besuchte er regelmäßig Makariens Grab.

Er machte diesen Weg mit einem sehr gefaßten Ernst. Er schien mehr nachdenklich, als gerade erschüttert.

Sylvia und die Mutter begleiteten ihn zuweilen. Er selbst bat darum, er schien der Einsamkeit am Grabe seiner Frau nicht zu bedürfen, oder er fühlte sich mit den beiden Frauen auf den gleichen Grad der maßvollen Trauer gestimmt.

„Überschwang war nie in Willy,“ sagte die Mutter einmal nach solchem Besuch, „manchmal könnte es Fremden scheinen, als sei sein Kummer nicht leidenschaftlich gewesen und zu kurz. Aber gerade dieses stille, pietätvolle Gedenken ist mir das rechte. Es wird dauernd sein. Es gibt der Toten, was der Toten gehört, und hindert den Lebenden nicht, sich wieder dem Leben zuzuwenden.“

‚Warum mir das?‘ dachte Sylvia erstaunt. Es war so eine ‚Rede‘ gewesen, mit ein bißchen Programm und Tendenz darin, das sah der lieben Frau nicht ähnlich.

Als Sylvia schwieg, fragte sie noch etwas übereifrig nach:

„Nicht wahr, mein Kind, Sie halten Willy nicht für gefühllos? Sie verstehen diese seine Art?“

„Aber wie sollt' ich . . .“

„Meinen Sie nicht auch, daß dies stille, schöne Gedenken an unsere gute Makarie ganz wohl neben einem neuen Gefühl hergehen kann? Daß es ein neues Glück nie stören wird?“

„Wie sollte das! Eine Frau, die Ihren Sohn liebt, wird auch das Grab ehren, das er pflegen will und wird, solange er lebt! Dafür kennen wir ihn doch! Aber Sie machen sich ganz unnütze Gedanken über solche Fragen. Wie sollte wohl ein neues Gefühl über Willy kommen? Er sieht ja niemand, als seine Arbeiter und seine Sportsfreunde und uns zwei . . .“

Sie stockte. Ein glühendes Rot flog über ihr Gesicht.

Sie konnte ein paar Sekunden lang nichts denken . . .

Frau Mammling aber pflückte mit sorgsamen Fingerspitzen aus den Zweigen eines blühenden Granatbäumchens auf ihrer Fensterbank ein paar welke Blättchen heraus.

Anfang März gingen sie wieder nach Südersood zurück. In der schlimmen Zeit, in all dem milchigen Nebel und dem Naß des Vorfrühlings wollte die Mutter ihren ‚Jungen‘ nicht allein in seinem Hause lassen, sagte sie.

Und als Willy sie an der Station in Empfang nahm, als sein klares, blaues Auge aufstrahlte und sein Blick nicht an der Mutter hing, sondern ganz allein an Sylvia, da begriff sie . . .

Und alle folgenden Wochen waren ihr ausgefüllt von der Frage: weiß er es schon selbst?!

Langsam, langsam hatte Willy sich an Sylvia angeschlossen, ganz und gar. Sein Wesen war von dem ihren erfüllt. Jeder seiner Gedanken richtete sich an sie, jedes Wort, jede Frage ging aus seinem Innern den einen, selbstverständlichen Weg: zuerst zu ihr. Sie war für ihn die Teilhaberin seines Lebens geworden.

Wußte er das? War er sich darüber klar? In so sicherer Ruhe gab er sich ihr ganz hin. Es war ersichtlich: nichts von der quälerischen Unrast eines Liebessehnsüchtigen, Zweifelnden war in ihm. Sein Wesen veränderte sich gar nicht. Er wurde nicht ungleich, nicht zerstreut, nicht rätselvoll. Nur vielleicht eine stille, große Freudigkeit, tief von innen kommend, durchleuchtete es und machte es noch anziehender, als vorher.

Seine Mutter, die das still beobachtete, begriff kaum, daß Sylvia ihr nicht um den Hals fiel und ihr gestand,

daß sie Willy über alles liebe. So unwiderstehlich fand sie, die Mutter, sein Werben.

War es Werben? Das fragte sich eben Sylvia immer wieder. Und es war so bequem, sich die Frage zu verneinen.

Das Leben in diesem feinen, zarten Ahnen und Spüren war schön. Es hob und trug und machte reich.

Nur nicht stören ... Und jede Frage nach Gewißheit mußte doch zerstörend wirken.

Es erschien Sylvia unmöglich, daß sie eine Werbung von Willy annehmen dürfe, annehmen könne ...

Es würde wieder kommen, wie damals, mit Konrad Brügge.

Der heiße Wunsch, Glück zu geben, selbst Glück zu empfangen, der reichte nicht aus. Das hatte sie damals erfahren.

Jene geheime Stimme würde wieder tönen und ihr zurufen: es geht nicht.

Ja, Willy kam auf sie zu, fort und fort. Und es war unmöglich, ihn auf der Schwelle zu lassen, ihn hinter Grenzwälle zu weisen. Denn sein Kommen war zugleich so sicher und so leise, es war wie eine Notwendigkeit und eine Wohltat.

Wo den Ton finden, zart genug, ihn zurück zu scheuchen? Wo das Wort, das nicht unwahr gewesen wäre? Denn, wenn Sylvia in stillem Grübeln meinte, eines gefunden zu haben, fühlte sie alsbald, daß dieses Wort, wenn sie es spräche, ihr selbst wie eine Lüge vorkommen werde. Und es hätte stören können ...

diesen Reichtum von Freude und Furcht stören können ... Und das nicht — nur das nicht ...

Denn über die Furcht, daß das Werben des Mannes Tat werden könne, flutete beseligend die stolze Freude, daß dieser Mann sie ihrer Liebe wert halte.

Was für eine wundervolle Frühlingszeit!

Wenn sie doch dauern wollte.

Im Mai, zu Sylvias Geburtstag, kamen Bertie und Konrad Brügge an. Sie hatten schon lange kommen wollen. Der Tag war ihnen dann nur der schließliche Vorwand, mit dem sie sich bewiesen, daß sie sich aus ihrer Arbeit heraus einmal Ferien gönnen dürften.

Sylvia ängstigte sich davor. Sie würden es spüren. Gleich ... natürlich! Bertie, mit seiner Beobachtung und Subtilität. Und Konrad Brügge, weil er sie selbst einmal geliebt hatte.

‚Wenn ich nur unbefangen bleiben kann,' dachte sie.

Und dann dachte sie natürlich darüber nach, wie sich das Verhältnis zwischen ihr und Willy gestalten würde, wenn ... wenn er es gehört hätte ... Er würde nicht ihr brüderlicher Freund werden. Das sagte ihr eine sichere Empfindung. Ihr ‚Nein' schied sie für immer und ewig aus seinem Leben.

Es tat unerträglich weh, das zu denken. Wenn er nur nicht fragen wollte! Immer so weiter leben, in diesem Rausch von feinsten Anreizen, von tausend süßen Gefährlichkeiten.

Bertie schien etwas gealtert. Sylvia bemerkte auch, daß er noch denselben schwarzen Rock trug und noch

dieselbe Kravatte. Es mußte beides sorgsam verwahrt worden sein. Das schnitt ihr ins Herz. Bertie — zu ängstlichem Sparen verpflichtet! Er, der nichts mehr liebte, als seine stille Freiheit. Ach, diese schändlichen Contils.

Aber Konrad Brügge nahm es nicht so schwer. Als sie sich mit ihm darüber aussprach, sagte er, daß sie zwar sich zur Zeit ein bißchen mühsam durchschlügen, aber Schulden hätten sie nicht, und Bertie häute sich literarisch etwas. Sacht, sacht. Aber doch spürbar. Er steige jetzt manchmal ‚zum Volke‘ herab, das heißt, er schreibe jetzt Essays, die auch weiteren Kreisen etwas gäben, und ‚die um Bertie Aschroth‘ fingen schon an, ihn zu verachten, weil er mehr Geld verdiene. Und er selbst: mein Gott, in der Bildhauerei sei's eben schwer, und seit ein paar Monaten sei eine Pause im Erfolg. Aber er arbeite nun an einer großen Sache. Wenn die glücke . . . Nachher könne er Bertie alles abzahlen, stolz und protzig auf ein Brett.

Und sein Kunsthändler habe ihm einen schamlosen Antrag gemacht: die kleine Gruppe, ‚Das A-B-C des Lebens‘, solle er für die Vervielfältigung in Alabaster, in Bronze, in Elfenbeinmasse, in Ton, kurz und gut, vielmehr kurz und schlecht, für den Handel hergeben. Anonym — selbstredend, denn den Hinzen und Kunzen, die so was kaufen, ist der Künstler Schnuppe.

Für Sylvia, als intimes Souvenir an ein bedeutungsvolles Gespräch, war's ein netter Scherz. Seinetwegen sogar ein anmutiger. Aber als Kunstwerk in die Welt

hinaus . . . Na, den Unterschied verstehe sie wohl. Aber sie habe das Eigentumsrecht, und nur wenn sie wolle . . . Es sei ein Skandal. Aber der Handel würde wohl so lukrativ ausfallen, daß er und Bertie ein Jahr davon leben könnten.

Grad nicht nobel sei's, erst einer guten Freundin was zum alleinigen Eigentum schenken und sie dann nachher um das Vervielfältigungsrecht zu bitten. Sylvia fand das ganz selbstverständlich. Da tat er dann wie jemand, der eine Last los ist.

Sylvia war sehr beruhigt; sie sah es nun: mit diesem treuen Kämpen an der Seite, der sich auch gelegentlich aufs kluge Paktieren mit der Wirklichkeit verstand, würde Bertie schon allmählich lernen, auch seine eigenen Ellbogen zu brauchen.

Von Contils wußte er auch was. Spaßiges, wie er sagte. Dem schlauen Mann war es doch schließlich übel bekommen, seine Frau ‚seraphisch ansehnsüchteln‘ zu lassen. Der bewußte Verleger hatte sich recht irdisch in sie verliebt, und da er sehr reich war, so ließ Paulette sich nun von Contil scheiden. Der machte ein sehr schlechtes Geschäft, denn nun hatte er natürlich die Redaktion der Zeitschrift niederlegen müssen und verlor auch seinen Lockvogel, die schöne Paulette. Grotesk sei es gewesen, daß Contil nun sich wieder habe Bertie nähern wollen und offenbar gedacht hatte, wieder in dem Haus am See einen Unterschlupf zu finden. Er habe tragisch getan. Aber ein Satyr mit Pathos — da sei

Bertie doch das befreiende Lachen gekommen. Womit der allerbeste Schluß unter die Episode Contil gesetzt sei.

„Wenn sie nur nicht so viel Geld gekostet hätte!"

„Das haben Narrheiten so an sich. Aber nach dieser Wendung der Dinge kriegt Bertie wohl noch das mal wieder, was er in die Zeitschrift gesteckt hat."

„Wollen's hoffen."

„Das waren nun die Geschichten von uns! Und die von Ihnen? Ich bin doch noch Freund und Beichtvater? Also kann ich sie hören."

Sie standen gerade auf dem Hof hinter dem Haus, und Sylvia warf den Hühnern, die hinter dem Gitter von Drahtnetz hin und her rasten, ab und an ein paar Körner zu, immer dahin, wo just kein Huhn scharrte, worauf dann die überstürzte Lauferei nach dem Fraß begann. Die possierlichen Bewegungen der Hennen, die ihre Flügel ausbreiteten und zugleich senkten, machten Konrad Brügge Spaß. Er hatte während all seiner Reden zugesehen.

„Na?"

„Geschichten von mir? Ich habe keine zu erzählen. Ich erlebe rein gar nichts," sagte sie verlegen.

„Lassen Sie wieder mal bloß einem andern was erleben?" fragte er hart.

„Konrad!" rief sie empört.

Er biß sich auf die Unterlippe. Da war ihm ein alter, unvernarbter Schmerz brutal als böses Wort herausgesprungen. Pfui Teufel! Das sollte nicht sein. Ihr nicht verraten, daß man noch litt! Und noch weniger

in den Verdacht kommen, daß man kleinlich war und immer wieder aus erlebtem Leid Waffen des Vorwurfs schmiedete — —

„Ich bin ein greulicher Kerl."

„Man vergißt sich wohl mal."

„Sollt' ich nicht! Sollt' reifer sein!"

„Wir wollen uns nur wieder vertragen."

„Ja, wollen wir? Das ist nett. Gleich. Wir hätten es sonst ja doch getan. Und gleich ist wärmer."

Er schüttelte ihr die Hand. Von beichten und Geschichten erzählen war keine Rede weiter. Aber wie sie dem blonden Riesen so in sein helles, gutes, kluges Gesicht sah, da wußte sie's: er hatte erkannt, was in Willy jetzt war und wuchs und auf sie zukam . . .

Ums Leben gern hätte sie auch gewußt, was er von ihr denke, was er von ihr erwartete.

Aber irgend ein Gefühl trieb sie, ihm zu sagen:

„Natürlich mußten wir uns vertragen. Denn wer weiß, vielleicht kommt's noch so, daß ich bald ganz nach Schwerin ziehe und dann immer bei Bertie bleibe."

Sie wollte sich Möglichkeiten abschneiden . . . ihren Gedanken etwas beweisen . . . ihm doch Antwort geben auf ungetane Fragen . . .

Er aber schüttelte den Kopf und sagte nur:

„Glaub' ich nicht."

Weiter nichts. Und kam auch nicht mehr auf das Gespräch zurück.

Noch während Bertie und Konrad Brügge da waren, kam ein Brief an Willy Mammling.

Einer seiner Sportsfreunde zeigte seine Ankunft für einen der nächsten Tage an. Es war jener Herr, der schon während der Regattawochen ein starkes Interesse an Willys Unternehmen gezeigt und Absichten auf die neue Jacht hatte.

Willy bekam wirklich einen roten Kopf. Es erregte ihn also offenkundig. Ja, sagte er dann zur Erklärung, Mister Claypoole sei eine Autorität ersten Ranges, ein Mann von Weltruf im Segelsport, wenn der wirklich die Jacht kaufe und im Sommer mit ihr segle und Siegerflaggen erziele, dann sei der Name seiner Werft gemacht.

„Mein Gott,“ sprach Konrad Brügge, „ein Mann von Weltruf! Eine Autorität! Und wir hatten bis zur Stunde keinen Schimmer . . . Es gibt doch tausend Dutzend Kulturkreise, und jeder hat seinen ‚großen Mann‘. Nur wer alle großen Männer kennt und würdigt und im Blick behält, ist wahrhaft zivilisiert. Ergo ist es kein Mensch.“

„Sie sagen das so mokant. Aber ich habe es schon immer gesehen und gefühlt, und das gerade hat mich mit hinausgetrieben in die Freiheit der Natur: dies blöde Überschätzen, das jedem Kreise eigen ist. Jeder dünkt sich Nummero Eins. Jeder hält sich am wichtigsten. Und wenn man so draußen schwimmt, einherjagend vor dem Winde, und hat die ruhige Faust am Steuer und den Blick voraus . . . dann fühlt man sich klein — angenehm klein. Das will ich gern. Aber mich von meinem Kulturnebenmann für klein ansehen lassen, bloß

weil meine Interessen anderswo hingehen als die seinen — das paßt mir nicht.“

‚Wie hat er Recht,‘ dachte Sylvia und sie entsann sich jener reinen, freien Seelenstimmungen, die sie auf der Lubina damals, inmitten aller Qual um Robert, oft gehabt.

„Und all unsere Unzufriedenheit kommt im letzten Ende davon, daß wir uns darauf steifen, diese unsere Nebenkreise von der größeren Bedeutung des eigenen überzeugen zu wollen. Das ist mir durch Ihre Persönlichkeit klar geworden,“ sagte Bertie.

‚Sogar auf Bertie wirkt er gesundend und klärend,‘ dachte Sylvia stolz.

Die Gedanken der Mutter aber waren während dieser Reden bei einer sehr praktischen Frage gewesen.

„Wenn Claypoole die Jacht kauft, verdienst du dann viel?“

„Ich werde etwas verlieren, Mutter,“ sagte Willy, aber er sprach zu Sylvia, „denn beim Einkauf der Hölzer haben wir etwas Lehrgeld bezahlt, es wurde auch nicht so sicher und rasch von vornherein gearbeitet, wie jetzt, da nicht alle Arbeitskräfte den Erwartungen entsprachen. Aber das schadet nichts. Wenn Claypoole kauft, bin ich eingeführt.“

Sie merkten es alle, daß er diese Erklärung ganz allein für Sylvia machte.

Eine kurze Verlegenheit ging um den Tisch, denn jeder gab sich Mühe, blind zu tun.

Nur Willy, der wieder den Brief seines Freundes las, schien nichts zu spüren.

Bertie und Konrad Brügge baten sich, als sie abreisten, sofort Nachrichten aus, und Willy Mammling versprach sogar ein Telegramm, aber nur im guten Fall.

Mister Claypoole war mit seiner Kreuzerjacht unterwegs. Er wollte von Helgoland nach Cuxhaven kommen und von dort Willy antelegraphieren. Willy dachte dann auf der Libelle hinüber zu segeln und den Freund zu holen. Nach Südersood selbst würde Mister Claypoole kaum kommen. Wahrscheinlich mußte Willy über Nacht fortbleiben, vielleicht mit Claypoole zusammen noch eine kleine Partie in See machen. Die Frauen sollten sich im voraus auf Unbestimmtheiten gefaßt halten und sich weder ängstigen, noch auf ihn warten.

Das Telegramm kam dann auch eines Abends an, und am andern Morgen ging Willy schon vor fünf Uhr davon.

Als die Frauen zum Frühstück kamen, war er fort.

„Nun werden wir die Vergnügungen des Wartens kennen lernen. Es regt mich doch sehr auf. Ich wollte Willy die Ermutigung gönnen," sagte die Mutter.

Vor dem Hause war vermittelst eines rot und weiß gestreiften Schutzdaches und einer Glasscherwand ein Plätzchen hergerichtet, wo die Damen im Freien ihren Thee nehmen und gemütlich sitzen konnten. Da saßen sie auch an diesem Morgen und erwogen zusammen in endlosen und unnützen Gesprächen Willys Chancen.

Dann kam die Post. Frau Agnes und die Enkelsöhne hatten geschrieben. Und die ‚Hamburger Nachrichten' waren da. Ohne die konnte Frau Mammling sich kein Dasein vorstellen, und allmorgendlich vertiefte sie sich darein, nicht ohne aus der Lektüre heraus Sylvia oder Willy, manchmal sogar Mike Drews, wenn sonst niemand da war, mitzuteilen, daß dieser oder jener Bekannte einen Todesfall oder eine Verlobung in seiner Familie gehabt. Die ausführliche Lektüre ihrer Zeitung war für sie sozusagen die Basis für die weitere ruhige Entwickelung des Tages.

Sylvia hatte keine Briefe. Sie blätterte ein wenig in den Sportszeitungen, saß mit gestützten Ellbogen, die Stirn in der linken Hand und dachte an Willy. Wie konnte sie jetzt etwas anderes denken als an ihn!

Halb mechanisch blätterte sie dabei mit der Rechten weiter zwischen den bedruckten Blättern, bekam eine Kieler Zeitung zwischen die Finger und sah die Überschrift: „Marinenachrichten" und sah zwischen all den Worten des langen Satzes, zwischen einem Dutzend Namen sogleich nur das eine Wort, den einen Namen!

Wach mit allen Sinnen las sie:

„Korvettenkapitän v. Hollern, bisher beim Stabe des großen Kreuzers S. M. S. Germania: zum Reichsmarineamt kommandiert."

Er kam wieder! Er war vielleicht schon unterwegs! So bald? Er war ein Jahr und neun Monate fort. Also um drei Monate früher heimberufen worden, als er erwartet. Das kam ja vor . . .

Er kam wieder . . . .

Nun konnten die alten Leiden und die alten Demütigungen wieder anfangen. Von neuem das heiße

Warten beginnen, ob er sich gnädig und erbarmend ihrer Liebe neige.

Von neuem dies grausame Spiel zwischen seiner zögernden Bedenklichkeit und ihrem Aufflammen?

Nein, tausendmal nein.

Alles in ihr empörte sich dagegen. Der alte Trotz erwachte.

Plötzlich war alles ausgelöscht, was sie seit jener Abendstunde des Abschiedes erlebt, erlitten, gedacht hatte.

Ganz unmittelbar knüpfte sich ihr Empfinden wieder an die Empfindungen von damals.

Weggewischt schienen die Erfahrungen, zerstört die gewonnene Reife . . .

Nur der Trotz lebte noch.

Wie hatte er sich damals von ihr getrennt: so besonnen und gefaßt, mit kühlem Lebewohl. Und liebte sie doch . . . Mit zahllosen Blicken hatte er es verraten.

Er liebte und verwarf dennoch. Ihm fehlte der Mut der Liebe, das fröhliche Glauben.

Als sei sie dessen nicht wert gewesen. Wie hatte sie daran gelitten. Es zerbrach sie fast.

Nur der Trotz war ihr Halt gewesen und der Vorsatz, eines Tages vor ihm zu prahlen und zu prunken: ‚siehe, wie ist mein Leben stolz und glücklich ohne dich.‘

Sie saß nicht hier unter dem Schutzdach, dessen ausgebogte Fransenkante vom Winde leise hin und her geschlenkert wurde; da breitete sich kein übersonntes, weites Flachland, über das der herbe Atem des nahen Meeres hin hauchte; da war um sie keine reine, heitere Morgenfrühe — —

Ihr war, als läge sie wieder in Kiel in jenem Hotelzimmer, ruhelos, in der Nacht. So lebendig war jeder Schmerzgedanke von damals in ihr.

Kehren denn alle Leiden, die wir überwunden glaubten, immer und immer mit neuer Gewalt zurück? Gibt es kein wahrhaftes Vergessen? Und haben sie bei ihrer Wiederkehr nicht schärfere Waffen? Beschämen sie nicht noch peinvoller?

‚Nein, ich will nicht, ich will nicht,‘ dachte Sylvia.

Stumm und reglos saß sie und zergrübelte sich den Kopf, und dazwischen war es ihr, als höre sie Konrad Brügge: ‚Vorsichtig sein, vielleicht schläft alles nur.‘ Ja, nun war alles wieder wach.

‚Den Trotz, den mach ich mir vielleicht nur vor. Wenn er da wäre, mit einem Mal dastände und sagte, hier bin ich und bin für dich — dann fiel ich ihm in die Arme? Gäb' es das? Könnt' ich das? Wüßt' ich doch . . .‘

Das durfte es nicht geben. Das konnte, das sollte nicht sein!

Ganz abgesehen davon, daß es ja sehr wahrscheinlich wäre, daß er gar nicht käme und gar nicht sagte: ‚Hier bin ich und bin für dich.‘

Es gab nur eines! Vor ihm prunken und prahlen mit der Tatsache: ‚Ich bin ohne dich glücklich. Du hast mich verloren.‘

Und bereuen sollte er . . . o, wenn er dann bereute . . .

Das mußte eine Genugtuung geben . . .

Die alte Frau, als sie endlich ihre ‚Hamburger Nachrichten‘ bewältigt hatte, fand Sylvia blaß und zer-

streut, auch hatte das Mädchen offenbar vergessen, fertig zu frühstücken. Die Theetasse war noch voll, das Spiegelei ungegessen.

‚Sie regt sich um Willy auf,' dachte die Mutter beglückt, ‚möchte es dem Jungen doch gelingen. Wenn man in reiferen Jahren was anfängt, erträgt man gewiß nicht mehr so leicht Fehlschläge.'

Ganz ersichtlich blieb Sylvia den Tag über in einem nervösen Zustand.

Sie lief ruhelos im Hause umher und machte einen so weiten Spazierweg, daß sie ganz bleich und übermüdet heimkam.

Sie bekam liebevolle Schelte. Was Willy sagen würde! So ein bleiches, abgespanntes Gesicht müßte ihm angst machen.

‚Sie spricht und tut, als wär ich schon sein,' dachte Sylvia.

„Vor morgen abend können wir ihn nicht zurückerwarten," meinte die Mutter.

Käme er nie! Denn wenn er kommt — — und wenn er dann die Frage tut . . .

Sylvia wußte, was dann geschehen werde. Wahrscheinlich eine große Unehrlichkeit.

Wie, nur eine Unehrlichkeit? Ein viel zu mildes Wort. Eine Unanständigkeit! Denn dieses Mannes Hand nur ergreifen, weil es eine Retterhand war, — ja, das erschien schändlich.

Wenn sie diesem alles gab, was sie besaß: ihr ganzes Herz, ihr ganzes Leben, war es ja immer noch zu geringe Gegengabe gegen seinen Wert.

Wie lang war der Abend. Und kein Wort von Willy. ‚Immerhin hätte er doch durch einen Boten ein Wort herüberschicken können,' meinte die Mutter, und sie entschuldigte es fast vor Sylvia.

‚Er gehört mir ja gar nicht. Was geht es mich an,' hätte sie am liebsten gerufen.

Am anderen Morgen dieselbe Scene: die beiden Frauen am Theetisch unter der großen, rotweißen Markise, an deren befranstem, ausgebogtem Rand der Wind hinlief. Draußen das weite, grünbraune Flachland im kühlen Sonnenglanz, und mitten darin, auf einem Landweg, dessen lehmfarbige Furchen man sah, das Wäglein mit dem feisten Schimmel und der alte Drews auf dem Bock, in blauer Friesjacke. Das waren die zwei fröhlichen Farbenpünktchen. Und sie bewegten sich ganz langsam fort, quer über das breite, monotone Bild mit dem ungeheueren Himmel.

Nun waren es schon vierundzwanzig Stunden, seit Sylvia es wußte: er kommt zurück.

Und nichts hatte sich in ihr gelichtet und in gesunde Bewegung gesetzt. Dumpf lastete es auf ihr und drückte alle Freiheit ihrer Seele nieder.

Ihr Wille stieß dagegen. Er wollte diese Enge und dies Drohende nicht ertragen.

War das Furcht? Oder vielleicht nur Unsicherheit? Die Unklarheit über sich selbst?

Gleich nach Tisch hielt Sylvia es nicht mehr aus.

Die wohlmeinende alte Dame mit ihrem vielsagenden Lächeln, wenn sie nur den Namen ‚Willy' aussprach — das war nicht mehr zu ertragen.

Das beschämte sie fürchterlich. Allein schon das stumme Zuhören war eine Lüge. Denn diese liebe alte Frau würde sich auf der Stelle von ihr gewandt haben, wenn sie geahnt hätte, welche Rolle Sylvia ihrem Sohne zuzudenken begann — —

Draußen, der Nachmittag war schön. Durch den frischen Wind kamen die Sonnenstrahlen etwas abgekühlt und mit etwas kaltem Messingglanz herab. Aber das wirkte so seltsam rein. Alles stand in so klarem Licht. Fast kein Dunst über der Ferne.

Sylvia ging durch den Knickweg und bog dann über das Feld hinüber auf den Sood zu.

Ein Hase lief ihr nahe vorbei. Wie lange sie ihm nachsehen konnte. Er mußte erst ganz bis zu dem kleinen Birkengebüsch hinrasen, ehe er Deckung fand. Das Birkengebüsch stand im grellen Maigrün, und in dem Moose seines Grundes blühten noch blaßlila Waldveilchen, duftlos, an sehr lang aufgeschossenen Stielen.

Dann blinkte der Sood auf. Seine große runde Wasserfläche war stark gekräuselt. Aber so seltsam regelmäßig und mit so gleichförmig verteilten Glanzlichtern, daß es wirklich aussah, als wäre ein stählerner Schuppenpanzer dahingebreitet. Das junge Schilf um seinen Kreis neigte sich mit der Windrichtung.

Nun flogen zwei wilde Enten aus dem Schilf und segelten mit schiefem Fluge davon.

Es war ein so friedevoll-kühles Bild.

Wie sonderbar: vor fünfzehn Monaten, als hier das Grausige geschehen, da hatten sie alle gedacht, man

könne hier in der Nähe des Schauplatzes nicht wohnen bleiben, der Anblick würde unerträglich werden. Nicht einmal begraben hatte man Makarie in dieser Gegend wollen, um den verwaisten Mann nicht für immer an diese Scholle zu ketten.

Und nun war er doch geblieben. Und nun gingen sie fast jeden Tag hier vorbei.

Und wie oft geschah es, ohne das ein erinnernder Gedanke das Bild des Schreckens von damals heraufbeschwor — — —

Darüber durfte man nicht nachdenken. Das machte zu ängstlich. Dann zitterte man vor Reue über jede Stunde, die durch eigene Schuld glücklos, inhaltslos verlief.

Makarie war glücklich gewesen. Warum eigentlich?

Weil sie mit kräftigem Egoismus die Liebe annahm, die sich ihr darbot, und mit einem ebenso kräftigen Egoismus sich ganz und gar nach dem Mann umformte, weil sich ihr so das Dasein am sonnigsten bot.

Natürlich hatte sie das nicht mit Bewußtsein getan.

Aber mit voller Erkenntnis nachahmen, was jene einst aus starkem Trieb getan — —

Sylvia ging weiter. Sie kam bis zu dem Elbdeich. Vor ihm, in seinem Schutze, zwischen seinem schrägansteigendem Rosenhang und dem Felde, lief ein schmaler Weg. Ein kleiner Entwässerungsgraben trennte ihn von der Koppel.

Dieser schmale Graben war von jungem Schilf durchwuchert, an seinem Rande war ein üppiges Gedränge von Krauseminze und Sumpfvergißmeinnicht.

Der Deich hielt den Wind ab, und die Sonne schien warm auf seinen Hang.

Sylvia setzte sich dahin, die Füße auf den Weg stemmend, die Hände rechts und links ins Gras stützend, das von Thymian und Marienblümchen durchwachsen war.

So saß sie und sah still über das Land hin. Drüben sah man die paar Häuser von Südersood und neben ihnen die Pappelgruppe, das einzig Ragende, weit und breit.

Im hellen Sonnenglanz, der über der Gegend lag, hatte die Stille etwas Feiertägliches.

Sylvia sah plötzlich nach links. Ihr war gewesen, als bewege sich da etwas im äußersten Winkel ihres Gesichtskreises.

Der Deich und zu seinem Fuß der schmale Weg zog sich weit, weit schnurgerade hin.

Und, ganz fern noch, ging da jemand. Er kam näher. Es war natürlich Willy. Seine lange, schmale Gestalt, sein Anzug und die weiße Yoddingmütze . . .

Sylvia wurde ganz ruhig. Alles, was sie seit gestern morgen gedacht, kam ihr traumhaft, exaltiert, unwahr vor.

Schon von fern schwenkte Willy seine Mütze. Mit seinen Seemannsaugen hatte er ja Sylvia schon erkannt, noch ehe sie sein Daherkommen nur bemerkte.

Das war wohl Freude. Das hieß wohl: alles ist gutgegangen. Willy war nicht so raschblütig, daß er ohne große Veranlassung schon von weitem telegraphiert hätte.

‚O, wie ich ihm das gönne,‘ dachte sie aus tiefstem Herzen.

Sie blieb aber sitzen, bis er herankam.

„Ja,“ sagte er, „nun ist's kein Dilettieren mehr. Nun muß die Arbeit mit Hochdruck anfangen. Nach dem ersten Erfolg . . .“

„Ich gratuliere.“

„Darf ich da mitsitzen?“

„Es ist Ihr Grund und Boden, nicht der meine.“

„Der Deich nicht.“

„Also: mit meiner gnädigen Erlaubnis.“

Willy hockte neben ihr im Gras und Thymian nieder.

Eine Weile saßen sie schweigend.

„Hier ist es still und feierlich,“ sagte er dann mit andächtigem Ton.

Sie nickte nur.

„Sylvia,“ sprach er langsam, „ich habe mir was gedacht. Sie würden nicht einen Mann heiraten, der keinen Beruf hat?“

„Ganz gewiß nicht.“

‚Jetzt kommt es,‘ dachte sie.

„Deshalb habe ich bis heute gewartet. Der erste Erfolg ist ja da. Erfolg ist sonst nicht der Richter. Hier bewies er aber doch was. Nämlich, daß ich die rechte Tätigkeit gefunden habe.“

„Das beweist er gewiß,“ sprach Sylvia. Sie wollte unbefangen tun. Das schien so erleichternd.

Er besann sich. Es schien, als suche er nach Worten, in denen er etwas am besten sagen könne.

Und sie wartete auf diese Worte, und in ihr war eine seltsame Art von Neugier, wie er es sagen würde. Und vor allen Dingen eine Neugier auf sich selbst.

„Ich habe Sie seit langer Zeit sehr lieb," sprach er dann.

Er nahm ihre Rechte aus dem Grase und drückte sie heftig.

„Ich Sie auch, Willy — ich auch," flüsterte sie schnell.

Gott ja, das war heilige Wahrheit. Sie hielt ihn höher, als alle Menschen. Und wenn jener Schatten nicht gewesen wäre, der zwischen ihr und ihm stand . . .

„Das weiß ich," sagte er in seiner stillen, sicheren Art.

Das Wissen war ihm so schön, so heilig. Er sann ihm nach. Ihm schien, er müsse ihr aber noch etwas erklären.

„Nicht wahr, Sylvia, das Grab in meinem Leben stört Sie nicht? Sie fordern nicht, daß ich es vergesse? Ich habe Makarie sehr lieb gehabt. Aber es war etwas anderes . . . Ich wundere mich schon lange . . . Dasselbe Herz und doch ein anderes Gefühl . . . ein neues Leben. So als träte noch ein anderer Mensch heraus, der bis dahin versteckt hinter dem früheren gestanden. Verstehen Sie mich, Sylvia?"

Sie verstand, daß er ihr klar zu machen trachtete, wie er ihr ein ganzes, volles Herz darbringe. Sie verstand, daß er ihr sagen wolle, sie sei geliebt, nicht als ein Ersatz und Trost, sondern mit einem neuen, starken

Gefühl, das so noch nie in ihm gewesen und das nur sie erweckt habe.

Sie saß atemlos, gesenkten Blickes. Eine so heilige Freude war in ihr, wie sie noch nie empfunden.

Wie konnte das sein?

Und nun mußte sie sprechen . . . ihm doch andeuten wenigstens . . . nicht völlig lügen . . .

„Willy, aber ich . . . Es ist der Rest eines großen Schmerzes in mir. Können Sie das übersehen? Ich liebte lange einen Mann — hoffend — hoffnungslos . . ."

„Also hat Mutter doch recht gehabt: Konrad Brügge!" sprach er leise.

Dies war nun wie befreiend. Ein so völliger Irrtum.

Sie sah ihn gerade an.

„Nein Willy, der ist mir wie ein Bruder! Ich will es Ihnen sagen: es war Robert von Hollern. Und es ist eine Vergangenheit."

Sie begriff es nicht. Auf einmal ließ sich das so leicht aussprechen und war kein Weinen, kein Zagen in ihr.

Willy lächelte ein wenig. Nachsichtig? Wehmütig? Erleichtert? Er wußte es selbst nicht.

Aber von einem Manne, der in einem anderen Weltteil ist, spricht es sich leicht, an den denkt man, wie an etwas Wesenloses.

Das war auch fast wie ein Toter.

Willy legte den Arm um sie und zog sie sanft an sich.

Ohne Widerstreben lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter, und es war ein gutes Gefühl, so von seinem Arm umschlungen dazusitzen.

„Ich weiß es von mir, das Menschenherz ist wunderbar reich. Es ist wie die Natur. Das neue Leben, die neue Liebe haben ihr Eigenrecht. Wir wollen in Dank und Ernst das Vergangene nicht vergessen. Aber wir zwei zusammen sind ein Neues. Sind wir nicht, Sylvia?“

Sie nickte und drückte ihren Kopf fester an seine Schulter.

Da neigte er sein Haupt und küßte sie, lange und innig.

Um sie war die große Stille der sonnigen Stunde. Beglänzt und einsam lag das weite Land vor ihnen. Der ungeheure Himmelsraum war von Licht durchflutet, das die wenigen weißen Wolken vor der Bläue übersilberte.

Und es war, als ob diese weite, feierliche Stille mit keinem Ton der Betäubung, mit keinem Laut der Täuschung das erzitternde Herz beeinflussen wolle . . .

Es konnte sich selbst belauschen — — in sich hineinhorchen . . .

Das junge Weib wartete und horchte . . . Aber keine Stimme in ihrem Innern schrie empört auf. Nichts in ihr wehrte sich gegen diesen Mann und seine Küsse.

Wie wunderbar, wie unfaßlich . . .

Elftes Kapitel.

Die Freude der Mutter, als sie ihre neue Tochter in die Arme schloß, war groß. Als Sylvia ihr unter vier Augen sagte, daß sie fürchte, Herrn Ludwig und Frau Agnes keine willkommene Schwägerin zu sein, kam die alte Dame unter zahllosen Entschuldigungsreden damit heraus, daß eben Agnes, so gut und lieb sie sonst sei, und Ludwig, ein so großer Ehrenmann er sonst sei, sich in elterlichem Egoismus schon Willy als Erbonkel für ihre Jungens ausersehen gehabt; Eltern haben eben eine weittragende Phantasie, wenn es den Vorteil ihrer Kinder gilt. Und früher hätten auch Willy und Makarie mal gesagt, nicht die Haager, sondern die Hamburger sollten von ihnen erben. Aber darauf sollte Sylvia kein Gewicht legen. Der Tatsache gegenüber würden die Ludwigs sich schnell finden und sich sicher alsbald irgend eine andere, besondere Hoffnung für ihre Kinder konstruieren, denn so etwas müßten sie immer haben, Agnes könne nicht ohne ein Luftschloß sein. Sie morde in ihrer Phantasie in aller Unschuld die lebensfähigsten alten Onkel und Tanten hin, um deren Nachlassenschaft im Geiste zu verteilen. Darüber müßte Sylvia nur lachen.

Die Depeschen, die auf die telegraphische Verlobungsnachricht denn alsbald als Antwort eintrafen, waren auch von unerwarteter Herzlichkeit.

Bertie und Konrad Brügge machten es nicht mit einem Telegramm ab. Am übernächsten Tag kamen ihre Briefe.

„Seit wir uns vor anderthalb Jahren so recht eigentlich erst als Geschwister entdeckten,“ schrieb Bertie, „hat sich viel begeben. Von allem kann es das Überraschendste scheinen, daß nun ein Mann mein Bruder wird, mit dem ich, wie Du einmal sagtest, nicht die gleiche Sprache spreche und daß ich mich dieses Bruders so tief freue. Mir ahnt, wir können uns gegenseitig nur bereichern. Er mich aber mehr, als ich ihn. Warum? Weil er der Einfachere ist. Das könnte paradox scheinen. Aber es ist das Höchste, was der Mensch mit sich erreichen kann — sein Selbst als Bildungsmaterial betrachtet, daß er sein Wesen auf wenige, sehr klare, sehr einfache Linien bringt. Zu viel Details der Zeichnung machen eine reiche, breite Farbenentfaltung unmöglich. Du wirst sehr glücklich sein. Zwar Du hast Deinen großen Fehler, das maßlose Dich-hinein-rasen in Leid, Zorn, Gefühl, abgelegt. Mir scheint es wenigstens so. Aber da diese Anlagen zum Vulkanischen nun einmal in Dir sind, und die Phantasie an ihrer Betätigung ebensoviel Anteil hat, als das schnell pulsende Blut, so konnte Dir kein besseres Los werden, als neben der edlen Einfachheit dieses Mannes in der grandiosen Einfachheit jener Gegend leben zu dürfen.

Verzeih, wenn etwas Lehrhaftes aus diesen Zeilen klingt. Wenn man betrachtet, wird man wie von selbst lehrhaft.

Sei glücklich, liebe Sylvia. Aber mach' ihn auch glücklich. Du wirst ihm ja ein ganz anderes Glück geben, als die, welche er verlor, ihm gab. Das ist sehr schön. Es ist aber auch das Natürliche. Ein Menschenherz empfindet immer wieder; aber wenn es reich und kraftvoll ist, empfindet es immer anders. Wär's nicht so, stände ja bald die Menschheit still.“

Es berührte Sylvia wunderbar, daß ihr Bruder beinahe dieselben Worte fand, wie Willy selbst gesprochen.

Schien es nicht, als müsse man sie darüber beruhigen, daß sie kein Surrogat für Makarie sei? Als wolle man ihr immer wieder sagen: er gibt dir ein ganzes Herz?

Und sie selbst — was gab sie ihm denn? Daran konnte sie nicht denken, ohne vor Furcht zu zittern.

Konrad Brügges Brief aber überraschte sie ganz. Er war sehr kurz. Er fing an mit der gewohnten, scherzhaften Rede.

„Mein lieber, kleiner A-B-C-Schütz! Ich sah es wohl, als wir bei Euch waren. Ihr strebtet aufeinander zu, Sie und Willy Mammling. Wenn ich den Schmerz ertragen muß, Sie eines anderen Mannes zu wissen — — ich gönne Sie noch am ehesten diesem! Er ist sehr wertvoll. In seiner Seele ist Sonnenklarheit. Werden Sie glücklich. Wir sehen uns wieder. Vorerst aber noch nicht . . . Meine Gedanken müssen sich erst gewöhnen. Immer Ihr alter Konrad Brügge.“

‚Ihr strebtet aufeinander zu' — — so hatte es ihm geschienen?

‚Ich auch auf Willy? Wie konnte Konrad Brügge beobachten, was gar nicht gewesen sein kann?'

Aber daß Bertie und er ihre Wahl so sehr billigten, machte sie ganz stolz. Sie las der Mutter die Stellen aus den Briefen vor, die ihren Sohn würdigten, und die Mutter fand es selbstverständlich. Sie fragte Sylvia, ob sie auch Willy diese, ihn preisenden Lobreden vorlesen würde?

Makarie hätte es getan. Sie warf ihre Verliebtheit und ihre Bewunderung und die Anerkennung anderer ihrem Manne sozusagen beständig an den Kopf. Es war ihr ein Bedürfnis.

Sie hielt es für ihr Recht; vielleicht sogar für klug. Daran dachten beide Frauen in diesem Augenblick. Aber nicht um die Welt hätten sie dies einander verraten mögen.

Sylvia wurde ein wenig rot. Dann sagte sie:

„Als ob Willy der Bestätigung und der Zeugnisse bedürfte! Nein, das lese ich ihm nicht vor."

Die Mutter küßte sie befriedigt. Sie hatten sich verstanden.

Es gab angesichts der neuen Lebensumstände viel zu besprechen und zu ordnen.

Aber alles schien so leicht.

Sylvia lag oft die halben Nächte schlaflos und dachte darüber nach, weshalb ihr trotz allem so frei ums Herz sei, weshalb ihr das Leben nun so gesichert und friedvoll vorkäme.

Also das gab es: eine Vernunftheirat konnte Glück bringen?

Man bedurfte nicht der riesengroßen Liebesleidenschaften, um sich im Bund mit einem Mann geborgen vorzukommen?

Alles, was man sich so als junges Ding vorgestellt hatte, war nur Illusion gewesen?

Was für Worte schwirrten einem da durch die Phantasie: lodernde Flamme — heißes Sehnen — hinsterbende Demut vor dem Mann — er ein Herrlicher ohne gleichen — kein Pulsschlag, der nicht zu ihm strebte — kein Bild außer dem seinen im Herzen — die ganze Welt nur in ihm — er die ganze Welt.

Es kam ihr so vor, als ob diese großen Worte alle sich auf ihre Gefühle für jenen anderen hätten anwenden lassen. Und als ob zwischen ihr und Willy keine Größe wäre, in keiner Hinsicht.

Nur eine wundervoll klare Gewißheit, daß sie ein arbeitsames, zufriedenes Leben in der schönen Unabhängigkeit einer relativen Einsamkeit führen würden.

Was war nun das Bessere?

Wer weiß?

Daß sie wieder und auch in dieser neuen Epoche ihres Daseins diese Frage in sich fand, brachte sie fast um all ihre heitere Zuversicht.

Einmal mußte doch ein Seelenzustand kommen, mußte erreichbar sein, wo diese Frage nicht mehr aus der tiefsten Brust sich emporrang.

Einmal die schöne Gewißheit: ich weiß!

Vielleicht kam die in der Ehe. Sylvia fing an, sich das einzureden, und machte gar keine Einwendungen, wenn Willy von baldiger Heirat sprach.

Worauf hätten sie warten sollen? Sie hatten sich monatelang geprüft — so meinte Willy wenigstens — ehe sie das bindende Wort sprachen. Sie wußten, was sie wollten. Ihr Leben lag klar vor ihnen. Es gab keine Hindernisse zu überwinden und keine besonderen Ziele noch vorher zu erreichen. Alles, was sie erhofften und erwarteten, erwarteten sie eben von ihrer Gemeinsamkeit.

Am liebsten hätte Willy gleich das Aufgebot bestellt. Aber er wollte erst einen kleinen, bescheidenen Umbau des Hauses vornehmen.

Die Mutter und Sylvia verstanden ihn darin ohne Worte.

Makariens Gedenkzimmer sollte wohl unberührt bleiben. Allein im übrigen sollte das Haus für die neuen Lebensverhältnisse auch etwas anderes werden.

Die Erinnerung sollte gleichsam ihren besonderen, geheiligten Raum haben; sie sollte nicht als Tisch- und Zimmergenossin allgegenwärtig sein.

Während dieser Zeit wollten die Mutter und Sylvia sich in Hamburg aufhalten, und sie hatte auch den Wunsch, sich die neuangebauten beiden Zimmer nach den Prinzipien Berties einzurichten. Er sollte nach Hamburg kommen und ihr raten; er sollte die Zeichnungen seiner Möbel mitbringen.

Obgleich Willy davon Zeitverlust fürchtete, widersprach er nicht. Es wäre ihm zu ungroßmütig vorgekommen.

Sie kam in ein Haus, dem schon eine andere Frau vorgestanden hatte, und fand zahllose Spuren von dieser vor. Da war es wohl ihr Recht, ein Stückchen eigene Welt in die schon von einer anderen bewohnt gewesene hineinzutragen.

Mitte Juni schon siedelten sie nach Hamburg über. Frau Mammling gleich mit allen ihren Sachen, denn sie wollte nach ihres Sohnes Heirat nur noch als Sommergast nach Südersood gehen.

Das war ja so selbstverständlich. Aber wenn Sylvia darüber nachdachte, kam es ihr so wunderlich vor, daß sie allein mit Willy Mammling da wohnen sollte.

Und als sie dann, getrennt von ihm, mit der Mutter das kleine Quartier in einer der Villenstraßen vor dem Dammtor bezogen hatte und nun anfing nachzudenken, ohne von seiner bestimmenden Gegenwart beeinflußt zu sein, kam ihr vieles ‚wunderlich' vor.

Noch weniger als früher, schien ihr, verstehe sie die Kunst, im Buchstabierbuch des Lebens sich zurecht zu finden.

Willy und sie, sie hatten sich an die sieben Jahre gekannt. Er war glücklich verheiratet. Sie selbst liebte einen anderen Mann. Also ganz fern waren sie voneinander gewesen, nach keines Menschen Voraussicht konnten sich jemals ihre Bahnen so vereinen.

Und nun schien es doch gerade, als ob alle Vorerlebnisse nur Studienjahre gewesen wären, zu dem einzigen

Zweck, daß sie beide eine segensvolle Ehe zusammen bilden sollten.

Wie seltsam wurde man geführt.

Aber war der Preis allen Kampfes, aller Leiden, aller Demütigung wert? Das wirklich das beste, das schöne Ende: eine Vernunftheirat?

Von was für Höhen hatte sie dereinst geträumt!

Sie blieben unerreichbar. Wie sagte doch mal Konrad Brügge:

‚Zu abstrahieren ist die Kunst des Lebens — dies Wort vom alten Kant ist ganz vergessen und wenn Gerhard Hauptmann seine Michaline Kramer sagen läßt: „sich abfinden ist Menschenlos", wird's zitiert wie ein funkelnagelneues, großes Wort. Kinder, Kinder, was wird gestohlen!‘

Wie war es doch noch gewesen? Wie hatte sie ihr Sehnen und Hoffen doch einmal in Worte gekleidet?

Ach ja, sie entsann sich. An jenem ersten Abend, damals in Schwerin, im Kreise Berties, da hatte sie gesagt:

‚Ich möchte in einem Zustand leben, wo alles um mich, Menschen und Dinge, jede Saite meines Wesens ins Schwingen bringt. Ich möchte, daß keine Kraft in mir weder zur Liebe noch zur Arbeit unausgenützt bleibt.‘

Und wie ihr das nun wieder so wörtlich einfiel und auch, wie Konrad Brügge gesagt, daß das freilich ein Dasein auf der Höhe wäre, wenn man das erreichen könne, da durchfuhr es sie, wie ein glücklicher Schreck.

War ihr Zustand nicht jetzt dieser vollkommene? Ihre Tage waren reich an Inhalt, es gab keine Unzu-

friedenheiten, kein maßloses Begehren und wildes Trauern mehr. Ja, jede Saite klang, und eine köstliche Harmonie füllte sie aus und schied sie beinahe von den anderen Menschen ringsum, über die sie sich erhoben fühlte.

‚Ich steigere mich wieder in etwas hinein,‘ sagte sie sich dann ängstlich, ‚gewiß, das mach' ich mir nur vor, das kann ja gar nicht sein. Mit eines anderen als Willys Bild in meinem Herzen . . .‘

Sie war so mißtrauisch gegen sich selbst geworden. Besonders auch, weil sie sich nicht begriff.

Ihr Verstand sagte ihr: Robert ist die große Leidenschaft deines Lebens und du zitterst vor dem Augenblick, wo du ihn wiedersiehst — also kannst du nicht glücklich mit Willy sein.

Und trotzdem dies Gefühl, als sei jene ersehnte Höhe erreicht.

Bertie kam. Auf seinem verschlossenen Gesicht lag so etwas wie ein fröhlicher Ausdruck, als er sich von seiner Schwester umarmen ließ. Er wohnte nicht bei den Damen, das Wohnlogis war zu klein. Es gab in der Nähe eine Pension, wo er absteigen konnte. Mit wenig Schritten die von Linden bestandene und von kleinen Villen in Gärten eingesäumte Straße entlang war man ja beieinander.

Frau Mammling betrachtete Sylvias Bruder nun als ‚Familie‘ und wollte von ihm Tante genannt sein. Sie sagte es gleich bei der ersten Begrüßung und Sylvia ängstigte sich ein wenig. Wenn Bertie erhaben oder

spöttisch lächelte . . . Aber er nahm es in vollendeter Höflichkeit dankend an.

Als die Geschwister zusammen in die Stadt fuhren, meinte Sylvia, sie habe jetzt so eine Art mütterlichen Gefühls, fast ein patronisierendes ihm gegenüber. Sie schrieb es auf ihre demnächstige Frauenwürde und den Umstand, daß ihr Heim dann auch für Bertie das werden werde, was dereinst das Elternhaus ihnen gewesen.

„Kann sein," sagte er, „daß das mitspielt. Zumeist aber erhebst du dich über mich, seit du mich irren sahest."

„Du weißt so fabelhaft in dir selbst und in anderen Bescheid! Und bist trotzdem 'reingefallen."

„Auch Ärzte werden krank."

„Na ja — bei was Körperlichem! Das hat man nicht in seiner Hand! Und wenn ich meinen ganzen Organismus kenne, hüten kann ich ihn nicht. Nicht mal vor Zugluft. Aber das Seelische! Das ist doch was anderes."

„Es ist dasselbe," versicherte er.

„Ach," sagte sie, „dann braucht so ein armes Wurm wie ich, das weder in anderen noch in sich Bescheid weiß, sich ja auch weiter nicht zu schämen, wenn es nur so umhertappt. Aber das ist doch nicht wahr, daß ich mir vorkomme, weil du dich irrtest."

„Doch," behauptete er, „unbewußt doch. Jeder weiß es von sich, daß er auch irrte, daß auf zehn kluge Schritte im Leben gut und gern immer fünf törichte kommen. Aber trotzdem genießt auch die anständigste Seele es förmlich, wenn sie eine andere irren sieht. Wer eine

Psychologie der Schadenfreude schreiben wollte, müßte sich gefaßt machen, den Stoff beim näheren Besehen ins Riesenhafte wachsen zu lassen."

Aber es blieb trotzdem dabei: sie fühlte sich nicht mehr unsicher neben ihm. Und er ließ es sich gefallen, daß ihr Ton ein anderer geworden; sogar schon ohne die Miene der Leutseligkeit ertrug er es.

Am Sonnabend Abend kam Willy, das Zusammensein wurde sehr wohltuend für alle Beteiligten.

In Willys Familie war die Meinung vorherrschend geworden, daß er nun die richtige Frau bekomme. Seine Mutter verbreitete es, wie eigentlich Sylvia den Anlaß gegeben, daß Willy sich eine Tätigkeit gesucht. Und weil nun seinem Unternehmen das Glück günstig schien, wurde Sylvia zum Verdienst angerechnet, woraus sie ihr, bei schlechtem Gelingen, einen bitteren Vorwurf gemacht hätten. Ludwig und Agnes gingen in ihrem Urteil immer mit den Resultaten.

Sylvia war nicht der Mensch, gleichgültig sich bald stoßen, bald streicheln zu lassen. Aber da sie bemerkte, wie vollkommen nebensächlich dies alles Willy erschien, nahm sie sich vor, sich auch darüber zu stellen. Ludwig und Agnes wollten sich auch auf eine gewisse Weise ihrer bemächtigen. „Du mußt Willy so nehmen . . ." — „Du mußt ihn dahin beeinflussen" . . . — „An deiner Stelle trachtete ich . . ." — So hieß es alle Augenblicke.

Und Sylvia staunte dies nur immer an. Hatten denn Ludwig und Agnes nicht genug mit sich und ihren

Kindern zu tun? Konnten sie Willy nicht sein eigenes Leben leben lassen?

Aber vielleicht gerade, weil er so unnahbar war, reizte es sie fort und fort, sich dennoch in seine Angelegenheiten hineinzudrängen. Nun versuchten sie es durch seine Braut. Sylvia hatte aber von der Mutter schon etwas gelernt, eine Art von Jesuitenklugheit ihr abgesehen, für die wohl kein Moralrichter ein böses Wort gefunden hätte: Spitzen abbrechen, ausweichen, stillschweigen, liebevoll und vermittelnd sprechen, ein nachsichtiges Lächeln finden, wo ein scharfes Wort alles zerstört hätte, auch wenn es eigentlich am Platze gewesen wäre.

Und wenn ihr etwas Mühe kostete, was der alten Frau aus mütterlichem Friedensbedürfnis heraus natürlich war, dann tröstete sie sich damit, daß diese Kunst ja nur vorübergehend geübt werden mußte.

‚Warum soll ich nicht Willys wegen ein bißchen konciliant sein? Er ist glücklich, wenn Mutter Sonne hat. Und Mutter ist glücklich, wenn ich mich mit Ludwig und Agnes stehe.‘

Ja, die rechte Frau für Willy, eine wahre Perle, sagte die Familie, und es fiel noch nachträglich manches Wort der Schonungslosigkeit über die arme Makarie. Als Sylvia einmal so eines direkt mit anhörte, stieg es bitter in ihr auf.

Nachmittags ging sie dann mit Bertie auf den Kirchhof. Es war ihr, als müsse sie Makarie entschädigen, ihr Andenken lebhafter pflegen.

Sie legten Kränze auf das Mammlingsche Familiengrab, das von einer sehr großen Sandsteinplatte bedeckt war, die ein Rahmenbeet, bestanden mit üppiger Blumenpracht, umgab.

Bertie war ja zugegen gewesen, wie man sie da hineinsenkte, aber er sagte, er könne sich dies Grab mit Makarie in keinem Zusammenhang denken. Er habe überhaupt, seit er aus Willys Erzählungen und Sylvias Berichten die spätere Makarie kennen gelernt, die ganz verloren, die er früher geliebt.

„Und Willy, indem ich ihm die hinstellte, die ich geliebt, verlor sie auch. Ich habe es gespürt.“

„Das ist schrecklich. Das hieß eine Tote berauben.“

„Es war die Vorbedingung zu dem Reichtum, der für dich erwachsen sollte. Das sehe ich nun.“

„Bertie!“ rief sie ausbrechend. „Bin ich wirklich reich. Ist nicht alles bloß Täuschung?“

„Schlimm, wenn du so etwas fragen kannst. Kennt Willy deine Zweifel?“

„Nein.“

„Du wirst dich mit ihm darüber aussprechen,“ sagte Bertie streng.

„Wenn er bei mir ist, sind sie weg,“ sprach sie.

Darauf schwieg er.

Am Abend dieses Tages fuhr er nach Schwerin zurück. Die Schwester sah ihn ungern gehen. Ihr war immer, als habe sie für alle Fälle in ihm einen Ratgeber zur Seite.

Bei ihrem Heimweg, den sie teils mit der Straßenbahn, teils zu Fuß zurücklegte, fühlte sie sich tief ver-

stimmt. Die staubige Hitze des Sommerabends in der Stadt war abscheulich, die Luft von grauen Dünsten erfüllt. Und dazu der Lärm. Und das stete Durcheinanderschieben von so viel Formen und Farben, das der Straßenverkehr erzeugt. Kein Ruhepunkt für das Auge, kein frischer Atemzug für die Brust.

Ein unendliches Heimweh nach dem reinen Frieden von Südersood erfüllte sie.

Ja, da war sie glücklich gewesen. Willy hatte recht gehabt, sein Leben sich fern von der Stadt und fern von den Menschen einzurichten; man räumte allen diesen Dingen unwillkürlich Einflüsse auf sich ein, als ob sie etwas Mächtigeres und Wertvolleres seien wie man selbst.

Übellaunig kam sie nach Hause.

„Nun, was für ein Gesicht," scherzte die Mutter, „das kenn' ich doch gar nicht."

„Schwer liegt der Himmel von Madrid auf mir, wie das Bewußtsein eines Mordes," zitierte Sylvia und umarmte die alte Frau, sie mit sich herumdrehend, denn auf die Frage hin verflog die unmutige Stimmung sogleich.

„Sehnsucht nach Willy!" sprach die Mutter lächelnd. „Und hier gleich was, sie zu stillen."

„Ein Brief? Ein Brief von Willy?"

Da er Sonnabends kam und Montags ging, so schrieb er in der Zwischenzeit höchstens Karten. In diesem Punkte hatte er sich nicht geändert und Sylvia frei bekannt, daß ihm die Gabe versagt sei, sich mit der Feder auszusprechen. Es sei gerade immer, als werde was in ihm lahm und stumm, wenn er darüber schreiben

solle. So werde ihm, als wolle man sein Wesen einsperren. Und lachend hatte sie ihm alle „Liebesbriefe" geschenkt.

Sogleich fühlte Sylvia, daß sich irgend etwas Wichtiges ereignet haben müsse. Das peinvolle Gefühl auf dem Nachhauseweg . . . wirklich, als wenn es eine Ahnung gewesen war. Was sollte Willy schreiben? Er kam ja übermorgen . . .

Sie ging mit dem Brief in ihr Schlafzimmer. Mutter war ja so bescheiden. Die erhob keinen Anspruch, gleich Mitteilungen zu empfangen, oder gar mit lesen zu wollen. Die hatte eine wahre Kunst darin, im Hintergrunde zu verschwinden.

Sylvias Zimmer lag nach hinten hinaus, und aus dem Fenster sah man in einen kleinen Garten, der rückwärts wieder an einen Garten stieß.

Aber es waren die wohlgepflegten Gärten einer Villenansiedelung. Bronzegelbe Grandwege schlängelten sich um winzige, saubere Rasen. Wie Blumenteller sahen die bunten Beete auf ihnen aus. Und rundum, innerhalb der Gartengitter, stand Gebüsch.

Nun war es abgeblüht, und die graubraunen, mißförmigen Blumenreste waren zwischen dem grünen Laub als sei Kehricht darüber hingeschüttet. Und das grüne Laub selbst war ein wenig schwärzlich übersprenkelt.

Unfern von Sylvias Parterrefenster drehte sich eine Gartenspritze. Ihre vier feinen Strahlen sprühten hoch auf und wurden beständig im Kreise herumgezogen. Die kühlen Tropfen warfen sich auf den Rasen, Weg und

Laub, färbten das Bronzegelb des Weges terracottabraun und gaben, wenn sie die Blätter trafen, ein fortwährendes kleines, prickelndes Geräusch.

Der Himmel, der so leicht und hoch über diesem Winkelchen frisierter Natur stand, war noch ganz hell, aber schon völlig farblos. Doch gab die Dämmerung, die eben begann, genug Licht zum Lesen.

Sylvia setzte sich auf die Fensterbank seitwärts, wie eine Reiterin aufs Pferd.

Sie hielt den Brief noch uneröffnet in der Hand. Wie töricht eigentlich. Als ob sich damit aufhalten ließe, was darin stand.

Und vielleicht war dies ganze bängliche Vorgefühl ein Unsinn. Vielleicht wollte und mußte Willy ihr es doch einmal mit der Feder sagen, wie er sie liebe . . .

Und da öffnete sie.

„Meine liebe Sylvia! Ich habe heute einen Brief von Robert bekommen. Sein Brief ist in Genua aufgegeben. Robert aber, als Transportführer eines abgelösten Kommandos, kann aus irgend einem dienstlichen Grund dies Kommando noch nicht an den nächst Dienstältesten abgeben; er muß es bis nach Bremerhaven begleiten. So lief sein Brief über Land, ihm acht Tage voraus. Es ist klar, daß Robert die gedruckte Verlobungskarte noch nicht bekam. Ich adressierte sie nach Ostasien, an Bord S. M. S. Germania, weil ich von seiner Heimberufung keine Ahnung hatte.

Robert fragt bei mir an, ob ich ihn in Hamburg treffen wolle. Er denkt, Makariens Grab zu besuchen.

Er fragt auch, ob Du noch bei meiner Mutter auf Südersood seiest. Ich lese zwischen seinen Zeilen den Wunsch, Dir zu begegnen.

Dies muß ich dir offen sagen. Und fragen: was wird werden? Beunruhigt Dich diese Rückkehr?

Soll ich ihm nach Bremerhaven entgegenschreiben, daß Du meine Braut bist? Willst Du es lieber selbst?

Ich bin überrascht: es war so viel Selbstbetrug dabei, Robert fern, ganz weg aus unserem Leben zu denken. Und noch mehr bin ich überrascht, daß ich Unruhe fühle. So als könnte eine Gefahr entstehen.

Liebe Sylvia! Wenn das denkbar ist, sage es mir frei. Ich mag gern allem offen ins Auge sehen. Das ist mal meine Art. Nur gegen die Möglichkeit, Dich zu verlieren, da möchte ich es schließen. Und doch: Wort halten, nur um des Wortes willen — das soll nicht sein. Dem liegt immer, wo es auch geschieht, falsches Bemessen von Ehre und Wert des anderen zu Grunde.

Soll ich übermorgen, wie gewöhnlich am Sonnabend kommen? Oder willst Du Zeit haben zum Selbstprüfen?

Dein Willy.“

‚Ich habe es gewußt,‘ dachte Sylvia immer nur. Es schien, als sei dieser kleine alberne Triumph, daß ihre Ahnung sie nicht betrogen, zunächst der einzige lebhafte Gedanke in ihr. Erst nach und nach fing sie an zu begreifen.

Dieser Brief war so klar, so ruhig, so ganz Willy. Nur von dem Bestreben geleitet, gerecht zu denken, ihr gleich Auswege, Freiheiten anzudeuten.

Und doch — gerade damit nahm er ihr alle.

Ihm sagen: ja, da sind Gefahren, hieß sich sofort von ihm lösen.

Er würde nur eine Antwort haben: Du bist frei!

Ihm verhehlen, daß da Gefahren seien, hieß den vornehmsten aller Menschen belügen.

War es nicht schon Lüge genug, daß sie ihm ihre Kenntnis von Roberts Heimkehr verheimlicht hatte.

Was tun, um ehrlich zu bleiben? Was tun, um nichts zu verlieren?

Und dann diese Nachricht: daß Robert den Wunsch geäußert oder angedeutet hatte, ihr zu begegnen!

Da Willy besonders betonte, er müsse dies offen sagen, so hatte er ganz gewiß die Art, wie Robert die Andeutung gemacht, bedeutungsvoll gefunden. Sollte vielleicht dennoch, dennoch in seinem Herzen die Liebe so kraftvoll geworden sein . . .

Ah, dann müßte es ihn treffen . . .

Nun war die Stunde ja da, wo sie prunken und prahlen konnte, so wie sie sich vorgesetzt hatte. Nun konnte sie ihm ja hochgemut entgegentreten und ihm zeigen: ich habe dich gar nicht gebraucht, ich habe gar nicht nötig gehabt, auf dich zu warten.

Nun war ja alles gerade so gekommen, wie sie sich vorgesetzt gehabt, daß es kommen solle, in jenen Stunden nach dem erbarmungslos nüchternen Abschied.

Aber ihr war nicht wie einer Siegerin zu Mut.

Furchtsam, zerschlagen, das Herz voll Schmerz und Not, saß sie und sah in den dunkelnden Garten hinaus,

wo noch immer die Gartenspritze vier hochsprühende Strahlen drehte und Tropfen um sich säete und kühlen Hauch in Bewegung setzte.

Was sagen? Was verschweigen? Wie vorwärts gehen, ohne sich elend zu verrennen?

Die Wahrheit sagen! Welche Wahrheit? Wo war eine?

„Sylvia!“ rief die Mutter und klopfte an die Tür; „das Abendessen, mein Kind.“

Die Tür war keineswegs verschlossen. Aber da Sylvia sich ausdrücklich mit dem Brief ihres Verlobten zurückgezogen hatte, kam die Mutter nicht herein. Dazu war sie zu diskret.

‚Alle seine feinen, tiefen Eigenschaften hat er von ihr,‘ dachte Sylvia förmlich erbittert.

Es gibt Seelenstimmungen, in denen man sich gegen die Vollkommenheiten anderer auflehnt.

Was nun, was nun? Robert wollte hierherkommen? Dann war ja ein Wiedersehen nicht zu vermeiden.

Nur das nicht! Die alten Flammen mußten, würden wieder emporlodern.

Und was dann? Der arme Willy. Nein, er mochte zehnmal sagen: „Nicht Wort halten um des Wortes willen.“ Wort mußte doch gehalten sein.

Sie konnte nicht aus einem Arm in den anderen hinüberfliegen.

Wie abgeschmackt das war, nur so etwas zu denken. Selbst wenn Robert ihr nun — nun endlich die Arme öffnen sollte,

Im Grunde gab es nur einen Ausweg: still davonlaufen. Weder den einen noch den anderen Mann jemals wiedersehen.

Das war das anständigste.

Vornehm handeln, nur um Gotteswillen vornehm handeln . . . .

Das hieß hier auf alles verzichten.

Sie warf sich auf ihr Bett und wühlte ihr Gesicht in die Kissen hinein, nur um nicht laut hinauszuschluchzen.

Vielleicht stand Mutter noch hinter der Tür, beunruhigt, daß Sylvia nicht kam. Nur die gute alte Frau nichts merken lassen von dieser Not — — —

Immerhin wieder Leid und Verzicht. ‚Warum gerade mir das?‘ dachte sie verzweifelt. ‚Ich soll nie zur Ruhe kommen. Liegt es an mir oder an den Launen des Schicksals, das mich umgibt?‘

Es wird wohl an mir liegen. Es liegt immer an uns selbst.

Die Kaltblütigen und Berechnenden haben es besser.

Ich sollte mich nicht durch Willys Vornehmheit erdrücken lassen . . . ich sollte mich fragen: nicht, wie handle ich am anständigsten? sondern wie handle ich am klügsten?

Daß ich überhaupt so etwas denken und erwägen kann . . . . das ist niedrig. Was kommt alles herauf aus den Untiefen in uns?

„Aber liebe Sylvia!“ rief draußen wieder die Mutter.

Ihr Ton war hörbar unruhig.

„Gleich Mutter, gleich.“

Sylvia sprang schnell auf und wusch sich das Gesicht. Es war ein vergeblicher Versuch, die Spuren von Tränen und Aufregung auszulöschen. Natürlich sah die Mutter gleich, daß sie etwas habe.

‚Zwischen Verlobten kommt ja mal was vor,‘ redete sich die alte Frau ein. Da sie aber ihren Sohn kannte, wußte sie ganz genau, daß ein kindisch-verliebter Streit seinem Wesen unmöglich war.

Wenn ein Brief von ihm seine Braut so erregte, mußte etwas sehr Ernstes, etwas Gefährliches darin gestanden haben.

Es wurde ihr diesmal sehr schwer zu schweigen. Aber sie gewann es doch über sich. Wie immer siegte ihre milde Klugheit.

Sylvia fühlte es. Voll Angst erwartete sie eine Frage. Und da sie ausblieb, sann sie nach, warum die Mutter schwieg, und verstand das stille und mühsame Warten dieses geängsteten Herzens.

Sie sprang von ihrem Stuhl auf, umarmte die alte Frau und rief voll Leidenschaft:

„Was seid ihr für Menschen! Willy und du! So gut und groß.“

Der Ton heißer Bewunderung für Willy — das war eigentlich das einzige, was die Mutter aus dem ungestümen Ausbruch heraushörte. Und dazu dachte sie:

‚Nun — gottlob!‘

Es war also nichts. Oder doch nichts Gefährdendes. Für alle Fälle wollte aber sie etwas Vermittelndes, Entschuldigendes, Klärendes sagen. Die Kunst, ein lindern-

des Tränklein zu reichen, wenn man die Krankheit nicht kennt, ist schwer.

„Ganz gewiß ist Willy gut und großmütig," sagte sie, indem sie Sylvia die Wangen streichelte, „aber er hat auch die Fehler seiner Vorzüge. Das haben wir in seiner ersten Ehe gesehen. Weil Makarie ihn so liebte und sich so bestrebte, sich seinen Neigungen anzupassen, war er zu großmütig, ihr zu zeigen, wenn sie über alle Grenzen ging. Auf diese Weise kam es, daß sie bei aller ihrer Gradheit und Klarheit etwas — Gott, es ist ja ein furchtbar hartes Wort — etwas verrohte! Ich bin so glücklich in dem Gedanken, daß du und Willy — daß ihr so ersichtlich erzieherisch aufeinander einwirkt. Das soll so sein. Einer reift am anderen."

Hiernach blieb Sylvia ganz still. Sie verbohrte sich in einen Gedanken.

‚Ja, was hat er von Makarie schweigend und großmütig ertragen. Und doch litt er manchmal. Ich hab's gespürt — an jenem letzten Morgen ihres Lebens. Er litt und schwieg und trug. Was er für sie konnte, kann er für mich: mich tragen, mich ertragen. Nur kurze Zeit. Mir helfen, bis mir die Klarheit kommt? Oder nein, mir helfen, daß keine Versuchung mehr an mich herankommt. Das ist am besten, am sichersten.'

Nach Tisch bat sie, gleich in ihr Zimmer gehen zu dürfen. Sie wolle noch an Willy schreiben, und Johanne könne nachher wohl den Brief noch in den Kasten werfen.

Johanne saß bis elf in der Küche und wartete, und die Mutter saß vorn in der Wohnstube und dachte: das wird ein langer Brief.

Aber sie täuschte sich. Es war nur ein ganz kurzer geworden.

Die Feder in der Hand saß Sylvia und sah in die Lampe, die links zu Häupten des Briefbogens stand.

‚Den Anspruch kann ich doch nicht erheben. Makarie war sein Weib und sie liebte ihn mit einseitigem Fanatismus. Wenn sie auch vielleicht nur in ihm die Liebe und die Ehe liebte. Aber deshalb mußte er, durfte er sie tragen. Sie hatte ihr ganzes Herz, ihr ganzes Dasein ihm gegeben.

Ich aber nicht. Ich gab ihm mein Wort mit einer halben Lüge. Das, was ich ihm von meiner Leidenschaft für Robert gesagt, sagte ich nur für mich selbst. Es war so wie ein kleines Zugeständnis an mein Gewissen. Mehr war es nicht.

Ich wollte durch ihn nur Frieden, Sicherheit, Ziele in mein Leben bringen. Ich habe für ihn nur Achtung — ach Gott — Ehrfurcht, ja beinah Ehrfurcht. Aber heimlich zersehnt sich mein Herz nach einem anderen.'

Wie würde es nun werden, wenn sie diesen wiedersähe?

Eine qualvolle Neugier darauf zog lange ihre Gedanken ganz von ihrem Vorsatz zu schreiben ab.

Würden sie einander sehr verändert finden, wie damals, nach seiner Mittelmeerreise, als sie sich dann langsam wieder zueinander tasteten?

Konnte sich das noch einmal so ereignen? Und müßte nicht dann, wenn er das wiederum an sich erlebte, in ihm

siegreich und alle Hindernisse niederwerfend, die Erkenntnis triumphieren, daß sie ihm vorbestimmt und ihm die rechte Gefährtin sei? Würde sie ihm dann jubelnd und jauchzend in die Arme sinken?

Es überflutete sie heiß. Seligkeit oder Schreck? Sie wußte es nicht.

‚Wie geh ich so über Willy hin?‘ dachte sie in tiefer Scham.

‚Das ist das letzte, was er um mich verdient hat.‘

Und da schrieb sie ganz rasch:

„Lieber Willy!

Daß Robert zurückkommen werde, wußte ich, als ich mich mit Dir verlobte; ich hatte es gerade am Tage vorher gelesen. Warum ich es Dir verschwieg, vermag ich Dir nicht zu erklären. Verzeihe es mir, wenn es Dir vorkommt, als wäre daran etwas zu verzeihen.

Zu allem, was in Deinem Brief steht, möchte ich am liebsten schweigen dürfen.

Ich bitte Dich nur um das Eine: ich möchte Robert v. Hollern nicht wiedersehen. Verhüte es, denn Du allein kannst es in unauffälliger Weise.

Laß mich Dir noch eines sagen. Du bist mir der Erste unter allen Menschen. Deine Sylvia.“

Sie rechnete sich die Reise des Briefes nach: nun trug Johanne ihn nach dem Kasten, und aus demselben wurde er morgen früh um fünf genommen; er ging dann mit den Halbsiebenzug fort und kam gegen Abend an. Wenn Drews gerade was an der Station zu tun hatte,

nahm er noch gleich die Post mit, sonst bekam Willy sie erst am anderen Morgen. Aber sicher würde Drews diesmal an der Station sein. Willy schickte ihn. Er hatte es ja bekannt: er war in Unruhe —

In ihr aber war nun vorerst wieder Ruhe. Sie hatte ihm ja ein schönes Wort gesagt, daß er ihr der Erste von allen Menschen sei! Etwas Größeres kann man doch eigentlich nicht sagen. Und es war keine Lüge!

Frau Mammlings Augen verloren ihren forschenden Beobachterblick, als sie den ganzen anderen Tag ihr „liebes Töchterchen“, wie sie Sylvia gern nannte, wieder mit unbewölkter Stirn und in gelassener Stimmung umhergehen sah.

Am darauffolgenden Morgen kam ein Telegramm; Willy sagte darin, daß er am Sonnabend nicht kommen werde. Einen Grund nannte er nicht, aber die Mutter sagte eifrig:

„Natürlich geschäftliche Abhaltungen. Wie einem das neu bei Willy ist.“

Er hatte aber die herzlichsten Grüße angefügt.

Sylvia wurde blaß und still.

Sonntag Morgen hatte sie dann wieder einen Brief.

Die Mutter war in die Kirche gegangen, Sylvia saß im Garten, wo zwei dünne Eisenstühlchen vor einem überzierlichen Eisentischchen, beide von Kohlenstäubchen wie bepudert, in einem Halbkreis abgeblühter Büsche standen. Hinter den Büschen zog sich das Drahtgitter des Nachbargartens hin und da wurde ein schreiendes Kind getragen, die englische Nurse schimpfte laut dazu,

und ein kleiner Junge, der ihr voraus auf dem Steckenpferd trabte, blies Trompete. Von der Straße her drang manchmal das Rollen einer Droschke. Alles kam Sylvia unerträglich vor.

Da brachte Johanne den Brief, wichtig und strahlend, im Gefühl, so etwas wie ein Liebesbote zu sein.

‚Er gibt mir den Abschied,' dachte Sylvia. Ihr war ganz schlecht zu Mut.

‚Aber nein. Wie sollte er. Dazu war ja kein Grund. Noch nicht . . .

Wenn nur der gräßliche Junge nebenan die Tuterei sein lassen wollte! Das zerriß einem ja die Nerven.'

Dick war der Brief nicht. Er konnte nicht so viele Blätter enthalten, wie der vor drei Tagen. Zu einem Adieu braucht man nicht viele Seiten.

Was half es — er mußte gelesen werden.

„Liebe Sylvia! Du bittest schweigen zu dürfen und sagst doch, wohl Dir selber unbewußt, so viel in Deinen wenigen Zeilen.

Daß Du mich höher schätzest als alle anderen Menschen, glaube ich Dir. Die Wahrheit Deiner Achtung habe ich auch von je als die schönste Grundlage unseres Glückes angesehen. Aber sie ist doch eben nur eine Grundlage — — — Nicht das Glück selbst.

Du wußtest, daß Robert heimkäme, als Du meine Hand ergriffst? Nicht daß Du es mir verschwiegest, beunruhigt mich. Aber der Zusammenhang.

Steuertest Du Dein Lebensschifflein nicht etwa in einen Nothafen?

Verzeih dies Bild, es drängt sich mir so auf.

Und Du willst Robert nie wiedersehen? Ist das nicht Furcht?

Ich sehe Unklarheiten. In solchen kann ich nicht atmen. Noch viel weniger in ihnen meine neue Ehe schließen.

Helfen wir uns zur Klarheit.

Du mußt Robert wiedersehen.

Und wacht wieder auf, was Du vergangen glaubtest, so ist Offenheit allein Deiner und meiner würdig. Besser in Schmerzen als in Lügen leben. Dein Willy."

Nun war es aus. Dies war schon so gut wie ein Abschied.

Robert wiedersehen — in Willys Gegenwart! Diese Vorstellung beraubte sie ja zum voraus aller Besinnung.

Daraus konnte nur Elend für sie entstehen. Und wie Willy wachen und warten würde! Und der andere auch! Denn der dachte doch vielleicht, daß ihr Herz sich gewandt habe und daß sie nur Willy liebe . . .

Welch eine Lage! Zum Lachen oder zum Verzweifeln.

‚Hätt' ich doch geschwiegen. Er wäre des Wahnes geblieben, ich liebte ihn.'

Aber gleich schämte sie sich des Gedankens.

‚Hätt' ich doch mehr gesagt — es wäre besser gewesen.'

Dann kam eine große Apathie über sie. Aller Glaube zerbrach, daß ihr jemals ein Leben voll heiterer Ruhe beschert sein werde. Sie würde Willy verlieren. Und vor Robert lächerlich erscheinen. Und . . . . Ach ihr Hirn war zu müde, alle demütigenden Möglichkeiten auszudenken.

Es war alles aus. Es war alles egal. Nur trachten, so ein bißchen Würde und Haltung zu heucheln — wegen Willy — anders würde es ihn doch sehr schmerzen —

Inzwischen kam die Mutter aus der Kirche und fand auch einen Brief von ihrem lieben Jungen vor.

Triumphierend kam sie damit in den Garten gegangen, förmlich geschmeichelt, daß Willy nicht nur an seine Braut, sondern auch an seine alte Mutter denke.

„Gück den Jungen. Fängt an schreibselig zu werden. Als wenn der literarische Schwager ihm die Tinte vertrauter gemacht hätte.“

Und sie stand im Sonnenschein, einen schwarz=weißkarrierten Schirm vorsorglich über ihrem grauen Haupt und las Sylvia aus ihrem Brief vor, daß Willy sich mit Robert v. Hollern, dem Vetter der armen Makarie, heut in acht Tagen treffen werde. Willy wolle seine Jacht nebst Peter nach Hamburg herauf kommen lassen, damit sie zur Verfügung sei, wenn er und Sylvia mit Hollern mal segeln wollten. Hollern denke nur einige Tage in Hamburg zu bleiben, und diese müsse man ihm recht angenehm gestalten, doch solle die Mutter nicht etwa ein Diner mit Ludwig und Agnes veranstalten. Es wäre besser, man bliebe unter sich.

Unbefangenheit vor der Mutter zu heucheln, Unbefangenheit vor Robert — das war der Vorsatz, der aus diesem Brief sprach.

Ganz Willy! Zugleich schonend und zugleich stolz.

„Du freust dich gewiß auch auf den Korvettenkapitän. Ach Gott — ich weiß noch — du hattest ihn zu Tisch auf Makariens Hochzeit. Er war eben Kapitänleutnant geworden. Ja, wie die Zeit läuft. Und wie sich alles ändert. Wer das damals gedacht hätte. Aber da nun doch mal die arme Makarie tot ist: erst mit dir findet mein Junge sein rechtes Glück.“

Alte Leute haben meist eine wohltuende Empfindung, wenn sie, ein halb Dutzend Gemeinplätze auf den Lippen, so zurückblicken können. Mit Behagen erging sich Frau Mammling in Erinnerungen. Sie entsann sich noch: der Brautkranz war vertanzt worden. Der Kapitänleutnant v. Hollern hatte das Sträußlein, Sylvia den Kranz bekommen. Ja, wie so was trog.

Aber ein ernster und netter Mensch war der Kapitänleutnant schon damals gewesen. Und ob Ludwig und Agnes es nicht übel nähmen . . . Und ob man nicht eine Kochfrau für die Tage . . . Denn Johanne . . .

Sylvia lächelte immerfort, so wie sie dachte, daß Willy von ihr erwarte . . .

„Freust du dich, Kind? — So ein Jugendbekannter — das macht immer Spaß.“

„Ja,“ sagte Sylvia, „ich freue mich.“

Zwölftes Kapitel.

Willy Mammling ging auf dem Bahnsteig hin und her.

Das elektrische Licht gab eine aufdringliche Helligkeit. Durch die weite Halle strich ein scharfer Zugwind hin. Er nahm wohl die Schwüle fort, die sich während des heißen Tages unter dem von Eisenrippen getragenen Glasgewölbe angesammelt hatte, aber nicht all die Kohlen- und Asphaltdünste, nicht diesen Bahnhofsgeruch, den man nicht nur riechen, sondern auch schmecken kann, weil seine Luft von tausend kleinen Körperchen gesättigt ist, die sich bei jedem Atemzug auf die Zunge legen.

Willy Mammling bekam sonst immer so etwas wie Kurzluftigkeit, wenn er diese Dünste einsaugen mußte. Heute spürte er sie nicht, trotzdem er hier schon lange ging und noch lange gehen mußte, denn er war viel zu früh gekommen.

Er sann noch einmal darüber nach, ob er richtig handle.

Wenn man handelt, wie man muß! Wenn man vor inneren Notwendigkeiten steht! Aber das gibt doch wohl nicht Urteil und Maßstab! Sorge, Eifersucht können ja die Triebfedern sein. Während man sich einbildet, klar und gerecht zu handeln.

So dachte Willy, immer bestrebt zunächst noch mehr sich selbst als andere auf Reinheit der Gesinnung zu prüfen.

Seine Lage war sehr heikel. Er fühlte es so deutlich, daß er daran litt.

Der Mann kam wieder, den seine Braut geliebt. Hoffnungslos, wie sie ihm gestanden hatte. Und von vergangenen Schmerzen hatte sie etwas gesagt.

Aber nun stand er plötzlich unter der Furcht, daß dies alles doch noch in ihr lebendig sein mochte.

Viele Zeichen sprachen dafür.

Er spürte vom ersten Tage an, da sie seine Braut geworden, in ihr leise Fremdheiten, eine Zurückhaltung — so als wolle sie ihm ihr geheimstes Innere noch nicht erschließen. Aber immer, wenn sie sich ihm entzog, geschah es mit Anmut und Würde — er hatte schöne, ihn tief beglückende Keuschheiten heraus empfunden. Und da sein erstes Weib immer alles gesagt, auch das letzte Wort, da sie niemals etwas übrig gelassen hatte zu erraten und zu ergründen, ihr Wesen hinter gar keinen Schleiern verbarg, so hatte er in dieser zarten Zurückhaltung einen wunderbar beglückenden, ihm neuen Reiz gefunden.

Nun deutete er es plötzlich anders.

Wie das weh tat, zu denken, daß immer im Grunde ihres Herzens eine geheime Sehnsucht nach jenem anderen gewesen . . .

Wenn er sie nun hergeben mußte! Denn er war entschlossen, sie freizugeben, wenn nur ein Erröten, ein Blick ihm verriete . . .

Er wußte, wie es tat, seine Liebe begraben.

Er hatte Makarie wirklich lieb gehabt. Aber so anders. Es war so viel Duldung, so viel Großmut, so viel Resignation dabei gewesen. Er hatte sich voll Dankbarkeit lieben lassen. Und seine Dankbarkeit darin bekundet, daß er sein Weib nie, nie auf den Gedanken kommen ließ, ihm fehle etwas.

Nicht einmal den starken und unerfüllten Wunsch nach einem Kinde hatte er sie ahnen lassen. Nur damit sie nicht etwa denke, er sei nicht zufrieden an ihrer Seite.

Und dann nach ihrem Tode war Makarie ihm so seltsam abhanden gekommen — gerade, als sei sie seinem Gedächtnis gestohlen.

Wenn Bertie Aschroth von ihr und ihrer Mädchenzeit sprach, dann drängten sich ihm so viel neue Farben und Linien auf.

Und sie vermengten sich mit den Farben und Linien seines Bildes von Makarie. Bis er sie zuletzt gar nicht mehr so deutlich sah.

Er wußte eigentlich selbst nicht, ob das ein Schmerz oder eine Befreiung gewesen war. Er dachte darüber auch gar nicht nach.

Er wußte nur, daß sein Herzschlag, der zu Sylvia ging, einen anderen Ton hatte . . .

Nicht nur zitterte er vor diesem Verlust, weil auch er, wie alle Menschen, sich vom Leben nicht berauben lassen wollte. Der Räuberhand des Todes muß man

geben . . . Das Gefühl der Ohnmacht zwingt zur Stille. Es schneidet auch alle Fragen ab.

Aber wenn das Leben kommt und rauben will! Mit dem Leben streitet man!

Auch er ging zehnmal in seinen Gedanken den Weg zurück . . . Wo war ein falscher Schritt gemacht? Wo eine Gefahr übersehen, die lauerte?

Er fand nichts, was besser anders gewesen wäre. Sah keine Fehler, keine Irrungen. — Um so unerhörter erschien es ihm, daß er, gerade er der Verlierende sein sollte.

Wenn er Sylvia verlor, wo war dann noch Freude und Lebenszweck?

So stark und so beherrschend war in ihm die Liebe zu ihr.

Ja, er war verheiratet gewesen. Ja, er hatte sich in seiner Ehe oft genug für sehr glücklich, für glücklicher wenigstens als viele gehalten. Diese Tatsache stand in seiner Vergangenheit. Sie ließ sich nicht daraus streichen.

Aber oft mußte er sich besinnen: war ich das? Und heimlich in ihm war eine Stimme, die ihm heiße und betörende Worte zuzuflüstern schien . . . von erster Liebe . . . von der wahren großen Leidenschaft seines Lebens.

Er zitterte davor, das Andenken an eine liebe Verstorbene zu kränken! Und dennoch, dennoch . . .

„Aber ich muß sie freigeben!“ Dieser harte Entschluß war das Ende aller quälenden Grübeleien.

—

Die Anordnung der äußerlichen Fragen ergab sich fast von selbst.

Robert von Hollern kam aus Herzenshöflichkeit. Er dachte ohne Zweifel zu einem noch tief trauernden Mann zu kommen. Die letzten Urlaubszeiten, damals, ehe er nach Ostasien ging, vor eindreiviertel Jahren, die hatte Hollern mit Willy Mammling und Makarie an Bord der Lubina verlebt. Makarie war beim Abschied sentimental und ahnungsvoll gewesen. Und hiernach war es für Robert eine Pflicht der Pietät, den ersten Besuch in Europa Willy Mammling zu machen, obschon dieser ihm eigentlich weiter nicht nahe stand.

Willy begriff dies vollkommen. Aber er hatte aus Hollerns Brief noch etwas herausgelesen. Nämlich, daß auch Sylvia, die Hollern bei Willys Mutter wußte, ihn herzog. Die betreffende Äußerung war sehr vorsichtig gewesen. Ungewöhnlich vorsichtig, denn Männer unter sich sprechen leicht von Heiratsprojekten, wenn sie noch so fern und unsicher sind. Es schien, daß Hollern eine Art von Neugierde habe . . . ob Sylvia verändert sei . . . ob sein Gefühl für sie verändert sei . . .

Willy Mammling kannte das: wenn Marineoffiziere von einer Auslandsreise kommen, sind sie förmlich wie besessen von dem Wunsch nach Familienglück, nach einem eigenen Herd. Sie haben die Heimatlosigkeit so kraß gespürt. Durch zahllose Stunden voll harter Entbehrungen und Einsamkeit sind sie gegangen — je höher die Charge, je stärker die Einsamkeit.

Es warm und traulich zu haben, ist ihr Sehnen. An einem Herzen, im eigenen Haus zu rasten, dünkt ihnen Ausgleich und Entschädigung für alles.

Wieviel übereilte Verlobungen und Eheschließungen hatte diese Stimmung nicht schon in Marinekreisen geschaffen.

Willy Mammling würde einfach gedacht haben: „Aha, Hollern läßt schon alle ihm bekannten jungen Damen innerlich Revue passieren, und Sylvia Aschroth ist eine in der Reihe."

Mehr sagte Hollerns Äußerung nicht, auf mehr hätte sie nicht schließen lassen, wenn nicht . . .

Das war es eben: Willy wußte, daß seine Braut diesen Mann geliebt hatte, vielleicht noch liebe.

Deshalb ward dies hingeworfene Wort wie ein Pfeil, der nach seinem eigensten Lebensglück zielte . . .

Willy schrieb Hollern nach Bremerhaven entgegen.

Es ging ja nicht an, Hollern in eine solche Verlegenheit zu bringen . . .

Für ihn, der diese Entdeckung nicht kannte, konnte es eine Verlegenheit werden. Er kam, vielleicht um mit zu weinen und fand keinen Trostlosen mehr, sondern einen, der in neuen Hoffnungen und in — neuen Leiden stand!

Und deshalb schrieb Willy ihm, daß er ihn in Hamburg auf dem Pariser Bahnhof erwarten werde. Er sagte ihm auch, mit wenigen und ernsten Worten, daß er hoffe, binnem kurzem seinem Leben an der Seite einer zweiten Frau wieder Inhalt zu geben. Dann

drückte er noch den Wunsch aus, daß es Robert sich einige Tage in Hamburg gefallen lassen möge.

Unbefangener konnte man nicht schreiben.

Daß er nicht den Namen derjenigen nannte, die seine zweite Frau werden solle, mochte Hollern deuten, wie er wolle. Vielleicht so, daß es sich um eine noch unausgesprochene Sache handle.

Jedenfalls konnte Hollern nun nicht den Ton beim Wiedersehen verpassen.

Willy war abends in Hamburg angekommen. Die Zeit zwischen der Ankunft seines Zuges und dem, mit welchem Hollern von Bremen kam, war zu kurz, um ganz nach Harvestehude hinaus zu fahren, wo Mutter und Braut wohnten. Das hatte Willy sich mit Absicht zurechtgelegt. Er wollte Sylvia nicht begegnen außer in Hollerns Gegenwart.

Eine Aussprache unter vier Augen vorher hätte zu gar keinen Sicherheiten geführt. Rührung, Großmut, Dankbarkeit, Verliebtheit würden lauter verworrene und täuschende Stimmungen erzeugt haben.

Zwei Menschen, die einander um keinen Preis weh tun wollen, dürfen nicht zusammen scharfe Waffen betrachten. Aus Furcht, einander zu verletzen, kann man feige werden und die Waffen fortwerfen, anstatt sie zu probieren. Von allen Feigheiten die einzige verzeihliche.

Und doch auch sie, wie jede Feigheit, gefährlich und ungesund.

Schon auf Südersood hatte Willy an seine Braut geschrieben und den Brief mitgebracht, um ihn in Hamburg durch Eilboten bestellen zu lassen.

Diesen Brief hatte er sich acht Tage lang überlegt. Er lautete:

„Liebe Sylvia, ich treffe heute abend in Hamburg ein und empfange Hollern. Wir steigen in den Vier Jahreszeiten ab.

Ich werde Hollern nicht mitteilen, daß Du meine Braut bist. Dies scheint gegen ihn versteckt gehandelt.

Aber in langen Erwägungen ist es mir klar geworden, daß es nur so scheint.

Ich bin bereit, ihm, sollte er sie einmal fordern, darüber jede Rechenschaft zu geben, die ein Ehrenmann vom anderen nur verlangen kann.

Es ist für uns alle drei am besten so.

Wir sind in einer unaussprechlich heiklen Lage.

Freiheit allein kann uns aus ihr in einen Zustand emporretten, in dem es vielleicht viel Gram, aber ganz gewiß auch die Wahrheit geben wird. Und für Robert sehe ich nur eine Möglichkeit ihm die Freiheit zu schaffen: sein Nichtwissen.

Denn wüßte er, so würde seine Ehre ihm gebieten, Dir zu verhehlen, was ihn vielleicht übermächtig ergreift, wenn er Dich wiedersieht.

Du aber sollst über Dich entscheiden — so als habe ich nie schöne, heilige Hoffnungen gehegt.

Ich gebe Dir heute Dein Wort wieder! Das meine aber, das nehme ich nicht zurück, außer Du gibst es mir.

Fühlst Du nun, wie frei Du bist?! — —

Komm morgen früh etwa um zehn Uhr an unserem Hotel vorgefahren. Wir wollen dann nach Neumühlen hinaus, wo Peter mit der Jacht wartet. Mutter segelt ja nie. So ist sie bei dieser Sache von selbst ausgeschlossen. Sie kann also nicht auf den Verdacht kommen, wir wollten ihre Gesellschaft meiden.

Und nicht wahr, das fühlst Du mit mir: das Schwanken und Wanken meines Glücks soll Mutter nicht sehen! Geht es in die Brüche — dann muß sie es ertragen. Aber das Mitzittern vorher, das wollen wir ihr ersparen.

Sage ihr, übermorgen brächte ich Hollern zu Tisch mit.

Bis übermorgen ist lang — — Aber Mutter hat dann ein Programm. Und das mag sie ja so gern.

Ich sage nichts weiter. Nichts von meiner Liebe. Ich kann jetzt nicht. Es sähe auch wie Bitten aus, das soll es nicht.

Ganz rücksichtslos, als vollkommene Egoistin, sollst Du handeln — denn nur so kannst Du in dieser Lage wahr handeln! Dein Willy."

Jetzt, während er hier auf dem Bahnsteig hin- und herging, bekam sie wohl den Brief.

Er würde sie tief erregen. Das mußte getragen sein. Es ging ja nicht anders.

Nun pfiff der Zug. Ganz fern noch, und der Wind trieb den Lokomotivenschrei nach rückwärts. So klang er schwächlich und zerrissen.

Da sah man in dem großen, dunklen Halbrund der Gewölbeöffnung zwischen all den roten und grünen und weißen Lichtfleckchen, die das Nachtbild punktierten, sich etwas bewegen: zwei orangefarbene Leuchtkugeln, die nah über dem Erdboden heranzurollen schienen und immer größer und blanker wurden.

Nun klopfte Willy doch das Herz.

Ihm fiel es auf.

Er bildete sich ein, zum erstenmal in seinem Leben Herzklopfen zu haben.

‚Dem Tode trotzt man,' dachte er, ‚und wenn man sein bißchen Glück verlieren soll, zittert man.'

Nur daß ‚sein bißchen Glück' ihm wichtiger war als Tod und Leben, und daß er sich dessen in bitterem Schmerz bewußt blieb.

Gleich an einem der ersten Wagenfenster des einfahrenden Zuges stand Robert von Hollern. Die Männer erkannten einander und winkten sich grüßend zu. Dann wartete Willy neben der Tür des D-Wagens und mußte erst alle möglichen Menschen und Gepäckstücke an sich vorbeilassen, ehe der Korvettenkapitän herauskletterte.

Sie schüttelten sich die Hände, und Willy fragte gleich nach dem Gepäckzettel.

Aber Hollern hatte nur zwei große Handkoffer. Er wollte ja nur zwei, drei Tage bleiben, seine anderen Sachen habe er gleich zu seiner Mutter gesandt.

Willy dachte plötzlich: er wäre nun gar nicht gekommen, da er ja nicht geradezu kondolieren kann; er kommt nur wegen Sylvia; ich bin nur noch Vorwand.

In dem Lärm der Ankunft und der Droschkenfahrt durch die Stadt kam es zu keinem rechten Gespräch. Willy fragte nach der Überfahrt, und Hollern sagte, sie sei im Roten Meer zum Verrücktwerden heiß gewesen. Das Mittelmeer dann wie Öl so glatt — alles in allem, langweilig, auch wenig nette Menschen an Bord.

Nachher saßen sie in dem kleinen eleganten Speiseraum des Hotels einander gegenüber. Eine elektrische Lampe mit einem roten Schirmchen stand auf dem weißen Damasttuch, das Silber blinkte, und alles war so sehr geräuschlos im Raum, daß die eigene Stimme einen beinah genieren konnte.

Hollern war in einer lebhaften Spannung. Er fühlte, daß Mammling die Unterhaltung leiten müsse. Es stand bei ihm, wieviel er von seinem überwundenen Gram, wieviel er von seinen Hoffnungen sagen wollte. Jede Frage, auch die zarteste, konnte zudringlich scheinen.

Hollern, der selbst schwerfällig und furchtsam in Dingen der wahren Liebe war und sich durch allerlei oberflächliche Abenteuer nach Seemannsart ohne viel Bedenken hindurchgeschlagen hatte, besaß gar keine Vorstellung davon, wie es so in Willy Mammling aussehen möge. Er hielt Willys und Makariens Ehe für vollkommen glücklich, und als er die Todesnachricht erhielt, war sein erster Gedanke: ‚Der tröstet sich nie!‘ Zwar hatte ihm ein Kamerad, der in zweiter Ehe lebte, anvertraut, daß es ein alter, aber wirklich allgemein gültiger Satz sei: gerade wer sehr glücklich war, sucht wieder nach Glück.

Jedenfalls fühlte er sich als völliger Theoretiker in Ehefragen und erlaubte sich weder ein Urteil über Tröstlichkeit noch Untröstlichkeit eines Witwers.

Er hatte nur die eine bestimmte Empfindung, daß er taktvoll auf Mitteilungen zu warten habe und keine erbitten dürfe. Eigentlich meinte er, er werde einen etwas verlegenen Menschen in Willy finden — gerade ihm gegenüber verlegen, der Makariens Verwandter gewesen.

Aber das erste Gespräch Willys war in der Tat Makarie.

Hollern war ganz angetan von der freien Würde, die der Mann dabei zeigte.

Er erzählte noch einmal das Unglück, welches Makarie ihres jungen Lebens beraubt hatte. Und ganz ersichtlich war er dabei ergriffen.

‚Wie merkwürdig,‘ dachte Hollern, ‚was es alles zusammen in einem Menschenherzen geben kann. Das liegt so dicht beieinander und gehört zusammen und sollte sich doch im Grunde ausschließen: altes Leid und neues Hoffen.‘

Willy Mammling war nicht verlegen, nicht die Spur. Er empfand also seinen Zustand als den natürlichen und rechten, sagte sich Hollern:

„Nach und nach wendet man sich wieder dem Leben zu. Man tritt in eine neue Epoche desselben ein. Dies an sich zu beobachten, ist wunderbar. In der neuen Epoche ist alles anders, aber auch alles echt. Doch das Gedenken an sie, die mir mein erstes Glück

gab, bleibt lebendig. Ich erfuhr etwas unaussprechlich Schönes: ich brauche einem lieben Andenken nicht untreu werden und raube dabei derjenigen, die mir vielleicht wieder Glück gibt, nichts," schloß Willy.

Es klang sehr einfach, aber Hollern konnte sich dennoch nicht hineindenken.

„Die mir vielleicht wieder Glück gibt." Aus dieser Äußerung schloß er, daß entweder Willy noch nicht zur Aussprache gekommen oder daß da irgend ein Hindernis sei.

Aber wieviel Wagemut er doch hatte, dieser Willy Mammling: er wollte zum zweitenmal heiraten.

Und er, Robert, hatte nicht den Mut gehabt, obschon er damals eine liebte . . .

Das war ja auch was anderes. Bei seinem Beruf! Jahr und Tag fort und eine junge Frau sich selbst überlassen, zu einer Zeit, wo sie vielleicht noch eine feste Erzieherhand brauchte . . .

Ja, wenn er seinerzeit hätte ein bißchen mehr Vertrauen zu Sylvia Aschroth fassen können!

Eigentlich hatte er sich heute mit Willy darüber aussprechen wollen. Sich auch zu erkundigen gedacht, welcher Art die Entwickelung sei, die Sylvia genommen? Willy hatte sie doch fast immer im Auge gehabt.

Aber nun war es, als verschlösse ihm was den Mund.

Dieser Willy Mammling hatte so eine Art! Indem er sich selbst Grenzen bestimmte, schien er sie gleich auch anderen vorzuschreiben.

Von Makariens Tod hatte er ernst und offen zu Makariens Verwandten gesprochen, gleichsam als habe er damit eine gerechte Forderung desselben vorweg erfüllen wollen. Dann hatte er noch einige wenige Worte von seinem Zustand nach dem Verlust gesagt und dann geschwiegen.

Sein neues Glück, so dachte er vielleicht, geht Makariens Vetter nichts an, oder könne diesen allzu wehmütig berühren.

Vor einem Manne, der die Diskretion selber ist, mag niemand indiskret erscheinen.

Hollern war sich bewußt, kein Schwätzer zu sein. Aber wenn man nach so langer Zeit wieder in die alten Lebensverhältnisse hineinguckt . . . wenn so alle möglichen lieben Menschen, an denen man teilgenommen, so wieder vor einem auftauchen . . . da lockern sich auch die festesten Fugen der Verschlossenheit.

‚Vielleicht fängt er von selber von ihr an,' dachte Hollern.

Und das tat Willy. Aber erst am Schluß, als er sich ausführlich über seine Schiffswerft und deren Chancen ausgesprochen hatte. Sie standen schon auf dem Korridor, vor Hollerns Zimmertür.

„Wenn es dir recht ist, Robert," sagte Willy langsam, „machen wir morgen eine kleine Segelpartie. Peter ist mit der Libelle vor Neumühlen."

Hollern machte große Augen. Eins war Willy bei seinem Plan doch entgangen: daß man einem Manne,

der eben über den Ozean daherkommt, als erste Unterhaltung nicht gut eine Segelpartie anbieten kann . . .

Er hatte dabei ganz instinktiv gehandelt: ihm war am wohlsten, freiesten, sichersten in der Natur.

Die bloße Vorstellung, daß er Hollern und Sylvia zusammen sehen, sie beobachten solle in einem Zimmer, gar bei der Zeugenschaft seiner Mutter . . . Die hatte ihm die Stirn gefeuchtet.

Gerade wollte Hollern schon sagen, daß er es vorzöge, sich doch erst mal wieder ein bißchen auf festem Land zu amüsieren. Da setzte Willy hinzu:

„Sylvia Aschroth wird von der Partie sein."

Beiden Männern rötete sich die Stirn. Aber jeder fühlte sich in diesem Augenblick zu unfrei, um den anderen anzusehen.

„Ist sie hier?" fragte Hollern.

„Ja, bei meiner Mutter."

„Charmant, daß man das liebenswürdige Mädchen mal wieder sieht," sagte Hollern.

‚Kann man etwas Banaleres sagen!' dachte Willy, ‚meint er das so — nur das?'

Und Hollern dachte:

‚Ahnt er was? Hat Karie seinerzeit doch geschwatzt? Will er uns so was geben wie 'ne Gelegenheit?'

Nun, ob Willy das ahnungslos oder mit Vorsatz so eingefädelt hatte, besser konnte es sich gar nicht treffen.

Da hatte er gleich die Gelegenheit, sich und sie zu beobachten . . .

„Also auf morgen!" — —

Heiß aber windbewegt war die Luft des Julimorgens. Unter dem blauen Himmel jagten ein paar weiße Wolken einher und ließen durch die Raschheit ihres Fluges da oben noch ganz anderes Wehen vermuten, wie das, was hier unten die Fläche der Binnenalster in muntere Unruhe brachte. Die Schwäne wurden gegen ihren Willen heftig geschaukelt, und wenn der Wind so ein Tier von hinten faßte, sträubte er ihm die Flügelfedern auseinander.

Drüben die Häuserzeile an der anderen Seite des Alsterbassins sah ganz festlich und fröhlich aus, der Sonnenschein machte ihre Fensterscheiben blank. Hinter ihr bohrte sich der dunkle, schlanke, spitze Kirchturm von St. Petri hoch hinein in die blaue Luft. Und ein wenig weiter von rechts sah der altersgrüne Katharinenkirchturm mit seinem niedergelegten Halskragen von durchbrochenem Gold herüber.

Auf dem Wasser war viel Leben: rote und grüne Personenverkehrsdampfer liefen hin und wieder, Lastboote, mit Kohlen oder Baumaterial gefüllt, kamen unter der Lombardsbrücke her aus der Außenalster, um über die Binnenalster hin in die Fleete zu gehen. Dazwischen ruderte und segelte alles mögliche von Lustbooten umher.

Hollern und Willy standen auf den Steinstufen, die zur Tür ihres Hotels emporführten. Sie warteten auf Sylvia. Gerade kam ein Sprengwagen vorbei und schlug allen Staub nieder. Willy sah gedankenvoll zu,

wie am Rande des feuchten Wurfes sich das Wasser zu Tropfenperlen zerteilte, die im Staube rollten. Da war eben der Staub mächtiger als das nasse Element.

„Das Fräulein läßt uns warten,“ bemerkte Hollern, den die Spannung ungeduldig machte.

„O nein,“ sagte Willy fast gekränkt, denn er schätzte gerade an Sylvia die zuverlässige Pünktlichkeit, „es ist noch fünf Minuten vor zehn.“

Er knöpfte extra sein Jacket auf, um die Uhr herauszunehmen und sie dem anderen zu zeigen.

Aber da kam auch gerade schon ein Wagen. An dem Stückchen Wölbung eines grünen Sonnenschirmdaches, welches hinter dem Kutscher sichtbar war, erkannte Willy, daß es Sylvia sein werde.

„Da kommt sie,“ sagte er.

Beide Männer starrten dem Wagen entgegen, beide wie gebunden von einem ganz äußerlichen, nebensächlichen Gedanken.

„Unbefangen tun — nur um Gottes willen unbefangen tun.“

Und gerade in diesem Gedanken benahmen sich beide so gezwungen und unnatürlich wie möglich.

Als Sylvia im Wagen herankam, sah sie diese beiden Männer und sah sie doch auch nicht. Ihr Herz klopfte so schwer, es hämmerte ihr das Blut in den Schläfen. Alles in ihr und um sie schien ein seltsamer Zustand von Verworrenheit. Das benahm sie ganz, verursachte ihr ein körperliches Schwindelgefühl.

Sie war noch nie in ihrem Leben ohnmächtig gewesen und wußte nicht, daß dies, was sie anwandelte, ein Ohnmachtsgefühl sei.

Sie zwang sich zu einem Lächeln, es wurde blaß und schwächlich. Ihre Stirn ward feucht. Doch gewann sie so viel Kraft, den Kopf grüßend zu neigen, als der Wagen hielt.

Hollern kam als erster heran, küßte ihr sogleich die Hand, sah ihr ins Gesicht und sagte bewegt:

„Welch große Freude!“

Ton und Wort war mehr als er gewollt, gleich von vornherein gewollt hatte.

Aber im Augenblick, als er Sylvia sah, quoll aus seines Herzens Tiefe diese große Freude auf und überraschte ihn durch ihre Stärke.

Wie war das Mädchen schön! Entweder war sie viel schöner geworden, oder ihr Bild war ihm allzusehr verblaßt, oder es kam ihm so vor, weil sie das erste Weib war, das er wiedersah.

Sylvia schwieg mit blassem Gesicht und halbgeschlossenen Augen . . .

Sie hatte es sich zugeschworen, was ihr erstes Wort sein sollte, an diesen Mann gerichtet.

Vornehm handeln, anständig handeln . . . an diesen Vorsatz klammerte sie sich in der Wirrnis ihrer Empfindungen.

Und da gab es nur eines! Willys Plan durchkreuzen, seinem Wunsch entgegenhandeln und dem anderen als erstes Wort ins Gesicht werfen:

„Ich bin Willys Braut.“

Jede Wahl, jeden Kampf abschneiden. Wort halten, wenn denn auch nur um des Wortes willen. Aber nun wollte kein Laut von ihren Lippen. Alle ihre Sinne, das ganze bißchen Willensenergie, was ihr die Ohnmachtsanwandlung übrig ließ, war darauf gerichtet, nur ungefähr Haltung zu bewahren. Willy sah ihre erschreckende Blässe, und das ängstigte ihn so, daß er einen Augenblick die eigene Erregung vergaß.

„Dir ist nicht wohl?“ fragte er hastig und eindringlich.

„Ich weiß nicht . . . es geht schon vorüber,“ flüsterte sie.

„Willst du lieber aussteigen?“

„O nein . . . es geht wirklich schon vorüber.“

Hollern sah die zärtliche Besorgnis und hörte das Du.

Er stutzte. Daß sie sich früher schon beim Vornamen genannt, erinnerte er sich bestimmt. Über das „Du“ war er im Unklaren. Bei der Intimität zwischen Makarie und Sylvia war es nicht undenkbar, daß da einmal in aller Harmlosigkeit zwischen Makariens Gatten und ihrer Freundin Brüderschaft getrunken worden war . . . burschikos wie Makarie sich manchmal gab . . . sie könnte das veranlaßt haben . . . aber diese zärtliche Besorgnis . . .

Willy blieb dabei, daß nicht gefahren werden solle, ehe Sylvia ein Glas starken Weines getrunken hatte. Er holte es selbst heraus.

Und dann kehrte auch wirklich die Farbe in Sylvias Gesicht zurück, und man fuhr davon.

Und wie sie so zu dritt miteinander im Wagen saßen, aufeinander angewiesen, zwang die Situation ihnen Selbstbeherrschung auf.

Sylvia wagte es, Robert von Hollern anzusehen, lange und fest.

Und ein großes, tiefes Erstaunen kam über sie.

Sah er nicht ganz anders aus als früher? Hatten seine Züge sich nicht vergröbert? Hatte der Bart ihm schon immer so unvorteilhaft gestanden und seinem Gesicht so etwas Typisches gegeben? Ja, dieser greuliche Zwang für die Marine-Offiziere, alle dieselbe Barttracht zu haben, mochte die nun einem Gesichte kleidsam sein oder nicht.

Und wie breit und untersetzt ihr seine Gestalt vorkam.

Wie man doch Äußerlichkeiten vergißt! Was für ein Maler doch die Erinnerung ist! Kein guter Porträtist, gewiß nicht.

Es kam Sylvia vor, als ob dieser Mann, der im wohlvertrauten Anzug des Jachtklubs ihr gegenüber saß, gerade so wie sie ihn damals immer gesehen, als ob der unmöglich derselbe sein könne, mit dem sich ihre Seele so leidenschaftlich beschäftigt hatte.

Wie man doch von Äußerlichkeiten abhängt. Wie kann ein Mann, der einem innerlich verhängnisvoll viel bedeutet hat, plötzlich als Fremder erscheinen, nur weil seine Person nicht mehr mit dem Bilde übereinstimmt, das die Seele bewahrte . . .

Das war nur das erste Erstaunen — gewiß — es würde vorübergehen —

Aber es machte so frei, so frei!

Sylvia lächelte Willy an und sagte ungefragt noch einmal, daß es ihr nun sehr gut gehe.

„Und Mutter läßt dich grüßen," schloß sie.

„Was sagte sie denn . . . es war ihr doch recht?"

„Mutter meinte, Willy sei ja wohl nicht bei Trost, daß er Sie gleich wieder aufs Wasser schleppe," sprach sie und sah Robert von Hollern an, „so etwas bringe eben nur Willy fertig."

Hollern lachte.

Willy wurde etwas verwirrt. Freilich ja — daran hatte er nicht gedacht.

Aber Hollern sagte, es käme ja hauptsächlich aufs Zusammensein an, und man wäre schließlich bei dem schönen Wetter besser im Freien zusammen, als in der Stadt.

Und damit war die Unbefangenheit ganz hergestellt. Sie hätten nicht sagen können warum. Ein logischer Grund war nicht nachweisbar.

Sie hatten einen weiten Weg zu fahren, durch geräuschvolle Stadtteile und dann die belebte Chaussee entlang. Da konnte doch nur ein gelegentliches Wort gewechselt, und auch dieses mußte geschrieen werden.

In Neumühlen, am Ufer, stand schon Peter auf der Landungsbrücke und strahlte. Quer über seiner Brust, auf seinem blauen Wams stand ‚Libelle', wie da früher ‚Lubina' gestanden hatte. Dasselbe Wort zog sich rot um seinen blauen Mützenrand, das war aber auch die einzige Veränderung an ihm.

Sein hübsches, bartloses, braungebranntes Gesicht mit den dunklen Augen war noch immer das Gesicht eines Menschen, dem man's ansieht, wie gut es ihm geht.

Am Stege lag die Libelle, ein schlankes, kleines Ding, federleicht und mit Planken so dünn, daß wasserfremde Seelen zittern konnten, wenn sie sich ihnen anvertrauen sollten. Die Rennjacht war schlohweiß angemalt, das Pitschpineholz ihres Deckes gleißte blank und sauber hellbräunlich. Inmitten des Decks befand sich eine bassinartige kleine Vertiefung, die Sitzplätze für vier Personen hergab. Es befand sich in der Libelle nur eine einzige Kajüte mit einer kleinen Kombüse daneben. Eine Falltür mußte gehoben werden, wenn man da hinab wollte.

Der Korvettenkapitän gab Peter die Hand.

„Na, mein Sohn? Immer noch bei Herrn Mammling? Freut mich."

„Mir auch, Herr Korvettenkapitän," sagte Peter, „wo sollt' ich auch wohl anders sein."

Sylvia und Hollern gingen gleich zu den Sitzplätzen, während Willy beim Aufziehen der Segel half.

Sie setzten nur die halbe Takelage, aber sie nahmen die seidenen Segel.

Der dichte, leichte, gelblichweiße Stoff blähte sich sogleich kraftvoll, und kaum daß die Fahrt begann, ward sie ein rasches Hinschneiden durch die Wasseroberfläche.

Dann setzte Willy Mammling sich zu seinen Bordgästen und nahm das Ruder, welches seinen Arm herstreckte.

Und dann kam ein schweigendes Sinnen über die Drei.

Willy mit seinen Adleraugen beobachtete Luft und Wasser und gab ab und an ein kurzes Kommandowort für Peter. Aber daneben horchte und wachte er mit allen Sinnen auf die beiden neben ihm.

Ihm war sehr weh ums Herz. Als sein Schreck über Sylvias seltsame Anwandlung von Körperschwäche, dergleichen er noch nie an ihr beobachtet, vorüber war, fing er an über die Bedeutung dieser Blässe, dieser Ohnmacht nachzugrübeln.

Es konnte nur eine geben. Für ihn die allerschmerzlichste: das Wiedersehen mit Robert beraubte sie fast der Besinnung.

Die große Leidenschaft sprach, und neben ihrer gewaltigen Stimme hörte Sylvia nun wohl nicht mehr die feste, bescheidene, ehrliche seiner Liebe.

‚Ich habe sie verloren,' dachte er. Aber während er bitterlich in diesem Gedanken litt, nahm er sich vor, ihr seine Leiden zu verhehlen. Es hätte sie beeinflussen können . . .

Nein, ein Herz, das sich nur aus Mitleid gab, das wollte er nicht annehmen.

Selbst nicht, wenn der, dem es eigentlich gehörte, wenn Robert es sich gar nicht zu gewinnen trachtete.

Und so saß er unbeweglich und schien für gar nichts Gedanken zu haben, als für seine Segel und den Wind, der sie schwellte.

Hoch am Himmel war noch immer eine sehr starke Wolkenbewegung. Da balgten sich Eisbären an Bergeshängen, und gleich darauf waren Berg und Eisbären auseinandergerissen, zerrissen in eine Schar Wolken. Die fanden und balgten sich wieder mit anderen und türmten sich zu phantastischem Gehäuf, bis ein Sturmstoß kam und es zerblies. Bald flogen weiße Fetzen zur Sonne und deckten sie zu, aber die Sonne mit ihrer großen Strahlenhand schob sie aus ihrem goldenen Weg. Und das alles gab ein fortwährendes Hin und Wieder von grellem Licht und huschendem Schatten.

Das Kielwasser glurrte ohne Pause, und es war gut zu sitzen und zu horchen und den Wind im Gesicht zu fühlen.

Die Wasserstraße war von grandioser Breite, aber sie war auch sehr belebt. Doch Sylvia sah die größten Dampferleiber scheinbar drohend, hochragend auf die winzige Libelle zukommen, ohne mit der Wimper zu zucken, sie sah die Libelle geradewegs in den Kurs einer großen Brigg hineinfahren, ohne Herzklopfen. Wenn Willy am Steuer saß . . .

Hollern dachte daran, daß man vor fast zwei Jahren auch so zusammengesessen.

Nur eine fehlte — — —

Ein flüchtiger Seufzer galt diesem Gedanken. Er, der Mann, war zu sehr in der Gegenwart, um der Verstorbenen mehr gönnen zu können, als diesen kleinen Seufzer nebenher.

Er sah es, immer mehr, immer deutlicher: Sylvia war verändert.

Das Flackernde ihres Wesens, das ihn dereinst so beunruhigt hatte, war wie verwischt.

Der schnelle Wechsel von Stimmungen vorbei. Wenigstens konnte Hollern sich diese Sylvia nicht mehr ‚launenhaft‘ denken.

Er hatte es damals launenhaft genannt. Es war so die bequeme, gewohnte Etikette; ihm blieb zwar recht gut bewußt, daß es gärende Unreife sein mochte. Aber das war's ja eben: er hatte geglaubt, sich damit nicht befassen zu dürfen.

Was hatte das Mädchen erlebt? Wie an sich gearbeitet? Durch wessen Einfluß sich so verändert?

Wenn sie das aus eigener Kraft und Erkenntnis gekonnt hatte?

Vielleicht um seinetwillen?!

Ihm klopfte das Herz.

Wie anziehend sie war. Wirklich — ein Tor, der sich jetzt noch besann.

Aber er wagte dennoch nicht, mit deutlichem Blick und Ton den starken Eindruck zu verraten, den sie auf ihn machte.

Er spürte irgend etwas . . . zwischen Willy und Sylvia lag etwas in der Luft.

Und plötzlich kam ihm der Gedanke: ist sie es, die Willy sich zu erringen hofft?

Was war das, das zwischen diesen beiden, ungreifbar und doch so spürbar, hin und her ging? War das Werben und Ablehnen? Oder gar — — Werben und Annehmen?

Rot stieg es ihm ins Gesicht.

Das Weib erschien ihm plötzlich noch hundertmal erstrebenswerter.

‚Ich bin ein Narr damals gewesen, ein zaudernder Narr,‘ dachte er.

Damals hätte es ihn nur ein Wort gekostet, er wußte es genau.

Aber er hatte nicht den Mut gehabt, das Wort zu sprechen.

Ihr Wesen schien ihm zu ungefestigt. Er fürchtete sich, ihr sein Leben anzuvertrauen.

Er wußte in diesem Augenblick nicht mehr genau, was alles ihm ‚geschienen‘ hatte und was alles er ‚gefürchtet‘.

Nur das eine, daß seiner Liebe der rechte Mut, der tiefe selige Glaube gefehlt.

Vielleicht aber war nichts verloren. Wer sagte ihm, daß da wirklich zwischen Willy und Sylvia etwas vorgehe . . .

Es konnte eine eifersüchtige Einbildung sein. Oder es gab irgend eine seelische Unfreiheit, eine Verstimmung, wie das ja vorkommen kann, zwischen Menschen, die in der gleichen Familie zusammenleben . . .

War es nicht sein Mannesrecht, den Kampf um ihren Besitz aufzunehmen, selbst wenn Willy danach trachtete?

Ihr Erblassen vorhin, als sie am Hotel anfuhr, war das nicht die Erregung des Wiedersehens gewesen?

Und wenn das war, dann liebte sie ihn noch.

In schneller Gedankenfolge machte er sich das alles klar.

Ein freudiger Vorsatz schwellte ihm das Herz.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er zu auffällig lange geschwiegen haben mochte. Er wollte auch zeigen, wie wichtig ihm alles war, was sie anging.

„Wie geht es denn Ihrem Herrn Bruder?" fragte er. „Damals als Sie sich von uns trennten, reisten Sie doch zu ihm?"

„Ja," sagte Sylvia und sah den Mann ganz fest an. „Ich blieb dann drei Monate bei ihm. Es geht ihm nicht gut. Er hat Vermögensverluste gehabt. Falsche Freunde haben ihn ausgebeutet. Aber das ist nicht wichtig. Er besitzt großes Können, er kann lernen, es zu verwerten. Viel schlimmer ist es, daß er eine böse Herzenserfahrung machte. Ich war dabei und habe zugesehen. Er gab einem Wesen seine besten, zartesten, vielleicht überzarten Empfindungen und wurde enttäuscht."

„Das muß für Sie ein sehr schmerzliches Schauspiel gewesen sein," sagte er etwas unsicher. Er wußte nicht, was er aus ihrem Ton machen sollte.

„Ein sehr lehrreiches," sprach sie.

Es war zu gefährlich, dies Thema weiter zu verfolgen, das fühlte er wohl.

Schien es nicht beinahe, als wolle sie ihm, von ihres Bruders Erfahrung sprechend, vorwerfen, was sie durch ihn selbst erfuhr?

Eine tiefe Beschämung und herbe Reue erfaßte ihn.

Wie hatte er das damals nur gekonnt . . . starr bleiben, abwehren . . . Wie war sie ihm unbewußt entgegengekommen . . . Mit weitgeöffneten Händen hatte sie ihm das Glück dargeboten.

Und er besaß nicht den Mut, danach zu greifen.

Unfaßlich!

„Wohin willst du eigentlich mit uns?" fragte Sylvia.

„Ich will in den südlichen Elbarm, da weiß ich ein Stückchen von Moorburg ein ländliches Wirtshaus. Wir müssen doch essen . . . so ein Bauerngarten ist es . . ."

„Wenn wir unter einem Apfelbaum sitzen können und Kirschpfannkuchen kriegen, bin ich einverstanden."

„Wie scheint sie vergnügt — wie frei ist ihr Ton," dachte Willy.

Und ihr weißes, leichtes Schifflein kreuzte hin und her.

Bald schien es dem südlichen Ufer zuzustreben und wandte sich dann in jäher Keckheit und schoß auf das nördliche zu.

So vagabondierte es scheinbar planlos auf dem breiten Strome umher.

Sylvia saß und sah fast unverwandt auf den Mann, der ihre ganze Jugend beherrscht hatte.

Und ihre Seele staunte . . .

‚Ich will nicht lieben um der Liebe willen. Ich will nicht heiraten um der Ehe willen. Ich will nicht eine Bestimmung erfüllen, ich will *meine* Bestimmung erfüllen.'

Wie oft hatte sie das gedacht in dem letzten Jahr . . .

Nun konnte sie sich fragen: war es wirklich dieser Mann, durch den sich ihre eigenste Bestimmung erfüllen sollte?

Oder hatte ihr heißes, unruhiges, sehnendes Mädchenherz in ihm die Liebe geliebt — durch ihn die Ehe ersehnt um der Ehe willen? War es ihr gegangen, wie es tausend anderen Mädchenherzen auch geschah?

All der hingebende Enthusiasmus, mit dem sie den Kultus seiner Persönlichkeit gepflegt hatte . . . ach, es war schmerzlich schön, töricht süß gewesen . . .

Ein Mädchentraum . . . gewoben aus Sehnsucht und Selbsttäuschung?

Oder doch eine Wahrheit? Eine Wahrheit für jene Lebensepoche . . .

Und wie Sylvia so in den sonnendurchglühten, windbewegten Mittag hinein sah, war es ihr, als habe sie ein Gesicht . . .

Die weite Gegend lag unter dem Hitzdunst. Er verwischte die Farben und Linien der Ferne und zog vor ihr Bild, es bis zur Unklarheit verhüllend, einen dünnen, bläulichen Schleier.

Und in diese Ferne hinein wandelte eine Gestalt — mit schwebenden Schritten — sanft — immer weiter, immer weiter — —

Und es war wie ein leiser, feiner, wehmütiger Schmerz, sie so entwandeln zu sehen — —

Sie nahm so vieles mit hinweg — Leiden, die zugleich Reichtum gewesen — Wahn, der doch erhoben hatte, wie große Wahrheit — —

Eine Träne füllte Sylvias Auge . . .

Aber über diese leise, feine Wehmut hin erhob sich ein anderes Gefühl, stark und stolz und sicher . . .

„So nachdenklich?“ fragte Hollern.

Sie erschrak nicht, wie sonst Menschen leicht tun, die man aus tiefstem Sinnen aufruft.

Ruhevoll sah sie ihn an, gütig und lächelnd. Aber sie schwieg.

Willy kommandierte in diesem Augenblicke mit Peter herum; der sprang hin und her. Segel schlackerten und wurden von greifenden Armen umrafft, die ‚Libelle‘ wiegte sich scheinbar gefährlich, und dann bekam sie einen tüchtigen Stoß. Peter sprang auf die Landungsbrücke, aber zugleich warf sein Herr ihm mit sicherem Schwunge das Seil zu.

Man stieg am Ufersaum einer grünen Böschung aus. Ein bescheidener Steg, schmal, auf Rundhölzern ruhend, gab der ‚Libelle‘ Gelegenheit, vertäut zu werden.

Ein Bauerndorf begann unfern am Ufer stromauf. Die Strohdächer und die dicken, dunkelgrünen Obstbaumkronen guckten über die Böschung weg. Aber vor dem Dorf lag ein stattliches Gebäude am Weg. Ein grüngestrichenes Staket, daran jede Latte eine weißbemalte Spitze hatte, zog sich um den Garten, der das Haus umgab.

„Siehst du — da sind so viel Äpfel- und Birnbäume mit Tischen darunter, wie du nur wünschen kannst,“ sagte Willy.

Peter bekam noch allerlei Befehle. Er sollte die Kajüttür verschließen und vorher die Mäntel und Sitzkissen hinunterbringen, damit etwaige Bauerngöhren, die sich vielleicht an Bord wagten, nichts verderben könnten. Und dann sollte Peter auch ins Wirtshaus kommen und auch Mittagessen haben.

Dann gingen sie im Gänsemarsch den schmalen Uferstieg entlang. Ab und an führten ein paar in die Böschung eingelassene Holzstufen hinauf zu dem breiten Fahrweg.

Sylvia ging voran. Ihr weißes Kleid leuchtete über dem grünen Untergrunde, und ihr grüner Sonnenschirm beleidigte förmlich mit seiner falschen Farbe die saftreichen Töne des Grases.

Hinter ihr ging Robert von Hollern, dann kam Willy.

Der warme Wind strich über das Gras und strich es nieder, förmlich stählern blinkten bei diesem Spiel in der Sonne die Rückseiten der grünen Halme. Voraus auf dem schmalen Steig, der fast zwischen dem Grase verschwand, ging ein Storch, bei jedem Schritt mit seinem roten Bein ein Winkelmaß bildend.

Zur Linken, die Halme am Ufersaum hin und her spülend, als seien sie nasses, grünes Haar, plätscherte das Wasser.

Und in der ungeheuern Höhe und Weite des gleißend blauen Himmels noch immer die weiße, silberne Wolkenjagd, so schnell, so wechselnd, so gigantisch, daß es dem Blick des kleinen Menschenauges war, als weite sich seine Kraft, als könne er ungemessene Räume umspannen.

Wie war das alles schön . . . das weite, lustige, rastlose Wasser — der warme Wind, der über das Gras ging . . .

Eine unaussprechliche Freude überwältigte Sylvia.

„Sommertag — Sommertag!" rief sie und schwenkte ihren Sonnenschirm, als könne sie den Sommertag grüßen in dem fliegenden Gewölk, im wogenden Wasser, im spielenden Gras . . .

Im Garten um das Wirtshaus gab es richtig sehr viel Plätze. Der Wirt, der gerade in der Tür gelehnt hatte — ein breiter Mann mit wiegendem Gang und Goldknöpfen in den Ohrläppchen — zog mit Willy und Hollern immer hinter Sylvia her. Sie war wählerisch. Beinah sah es aus, wie vor Übermut.

Da flimmerte und blinkerte einem das Wasser zu sehr in die Augen.

Dort hing ein Raupennest in den Zweigen, die sich über den Tisch reckten.

Auf jenem Platz lief man Gefahr, daß einem die kleinen, unreifen grünen Äpfel in die rote Grütze fallen konnten.

Aber da war ja eine Hainbuchenlaube. Sie ging in ein Stück Gartenland hinein, das mit Bohnen bepflanzt war. An den gekreuzten Staken kletterten sie zierlich empor. Gegen den Weg schloß eine Rabatte mit Bauernblumen und Johannisbeerbüschen das Bohnenfeld ab, und die Front der Laube, mit dem schmalen Eingang, war in der Linie dieser Rabatte.

Der Himmel sah hinein, denn die Spitzen der jungen Bäume waren nicht zusammengebogen.

Aber sonst standen sie wie eine kühle, dichte Mauer schwarzgrün um den Tisch und die Stühle.

Sylvia legte zur Besitzergreifung ihren Sonnenschirm auf die Tischplatte.

Während dieser Suche nach dem Platz hatte der Wirt schon auf die beiden Herren eingeredet und allerlei angeboten: rote Grütze, Küken und Gurkensalat, Kirschpfannkuchen zum Nachtisch.

Ja, es war ihnen alles recht so.

Nun hieß es warten.

Und ganz plötzlich, nachdem alle diese kleinen heiteren Augenblicksforgen erledigt waren, die man aufgebauscht wichtig verhandelt hatte, nur um immer wieder die Unbefangenheit festzuhalten, die immer wieder fliehen wollte; ganz plötzlich legte sich eine schwere Stille über die drei Menschen.

Jeder der beiden Männer empfand die Gegenwart des anderen mit qualvoller Ungeduld.

Hollern fühlte sich durch Willys Zeugenschaft beengt.

Es drängte ihn, einen Blick, ein Wort zu wagen.

Vielleicht glückte es ihm, jenen Klang wiederzufinden, der einst in ihr ein so holdes Echo gab — —

Vielleicht wartete sie darauf, und ihr Herz zitterte ihm schon entgegen wie damals . . . Nur, daß sie jetzt gelernt hatte, sich zu verstecken und zu beherrschen — —

Wenn Willy diesen ganzen Ausflug denn angestiftet hatte, um ihm und ihr die Gelegenheit zwanglosen

Wiedersehens zu geben, warum ließ er sie nicht allein . . . nicht ein paar kleine Minuten lang . . .

Und Willy stand und dachte:

‚Ich sollte sie wohl einmal allein lassen . . .' und rührte sich nicht aus dem Laubeneingang fort, in dem er lehnte, scheinbar interessiert in den Garten hinaus sehend, wo eben im Sonnenschein eine graue Katze über den Weg schlich.

Sylvia hatte sich einige Augenblicke damit beschäftigt, von den Hainbuchen Blätter zu pflücken und ihnen dann das Grün zwischen den Rispen herauszustreifen, so daß sie ein Blattskelett nach dem anderen auf den Boden warf.

Dies Schweigen war unerträglich.

Es war eine fieberische Spannung darin — fast eine Drohung.

Es konnte nicht dauern, es durfte nicht dauern — beide Männer fühlten es.

Da seufzte Sylvia auf, tief — tief —

Sie wußte, was geschehen mußte!

„Willy," sagte sie, trat an ihn heran und legte die Hand auf seine Schulter.

Er fuhr sofort aus seiner nachlässigen Stellung auf und sah sie an. Aber ihr Blick suchte gar nicht den seinen — fest und groß schaute sie den anderen Mann an. Vielleicht streng — vielleicht richtend — Willy verstand den Blick nicht — —

„Findest du," begann sie, „daß wir uns mit Herrn von Hollern zu Tisch setzen können, ehe wir ihm gesagt haben . . ."

Er griff nach ihrer Hand, angstvoll, beschwörend . . .

Was wollte sie tun?

Aus lauter Stolz und Wortehrlichkeit in eine Lebenslüge hinein?

„Ich bitte dich — schweige," rief er und wußte doch, daß diese Bitte allein schon wie ein Geständnis für den anderen sein mußte, der aufhorchend stand.

Und immer noch sah Sylvia diesen anderen an . . .

Sie hatte begriffen, was sie ihm schuldig war. Eine letzte Schonung. Hindern mußte sie ihn, sich vorzuwagen . . . kein Wort durfte erst über seine Lippen kommen, das sie zurückzuweisen hatte . . . mit keinem werbenden Blick sollte er ihr verraten, was in ihm vorging . . . Er sollte nicht einmal ahnen, daß sie spüre, wie die alten Funken in seinem Herzen sich zu neuer Glut entfachen wollten . . .

Willys reine Absicht hatte sie alle drei in diese seltsame Lage gebracht. Es gab nur einen Ausweg aus ihr: die Wahrheit.

Selbst auf die Gefahr hin, daß er es für Rache nahm, die sich für einst erfahrenes Leid sättigen wolle . . . Lieber so von ihm mißdeutet werden, als ihn einer Niederlage aussetzen . . .

Nein, als Willys Braut wollte sie keinen Augenblick länger von den Gedanken dieses Mannes begehrt werden. Und dieser Mann sollte sich nicht tiefer in die Demütigung verstricken . . .

Und sie sagte es ihm nun gerade ins Gesicht, ohne zu ermessen, welch ein stolzer Jubel ihre Stimme durchbebte:

„Wir sind verlobt — Willy und ich! Ich werde sein Weib. Ich bin sehr glücklich . . ."

Sie sah es wohl: dem Manne wurde das Gesicht fahl. Er stand und sah sie an, und mit einem Male war ihm, als habe er das ja gewußt und gespürt von jenem ersten Augenblicke an, wo er die zärtliche Besorgnis Willys sah — als habe er es sich nur nicht eingestehen wollen, weil es so seltsam demütigend war, einst der Mutlose gewesen zu sein — weil es so seltsam schmeichlerisch war, zu denken, sie warte vielleicht immer noch auf die Gnade seiner Liebe — —

Dies Weib und dieses Glück hätte er haben können . . . es schien ihm entgegenzublühen — nur ihm . . .

Da hatte es ihm am rechten Siegermut gefehlt.

Wie genau das Leben abrechnet. Wie seltsam es vergilt. Es ist, als ob es lauter Kreise bilde — Ringe — es fügt Anfang und Ende so genau zusammen . . .

‚Einst wolltest du mich nicht — nun will ich dich nicht.'

Das schien ihn aus ihren Augen anzublitzen, während ihre Hand die ihres künftigen Gatten fest, fest umschlossen hielt.

„Liebe Sylvia?" sprach Willy bittend.

Sie hörte es gar nicht. Sie wartete auf das, was der andere sagen werde . . .

Aber der war ein Mann und ein Soldat. Er mußte die Kraft haben, auch eine Niederlage zu ertragen.

Und den Stolz, nicht zu zeigen, was sie ihn koste.

Er fragte auch gar nicht, weder sich noch die beiden, weshalb sie geschwiegen bis zu diesem Augenblick.

Er fühlte es: heiße Ehrlichkeit war aufgeflammt. Eine große und starke Wahrheit hatte ans Licht gewollt.

Das ging über ihn hin und seine Hoffnungen . . .

‚Eigene Schuld, eigene Schuld,' sagte eine Stimme in ihm.

Ein wenig nervös fuhr er zusammen. Das war beinahe gewesen, wie ein vernehmbarer Ton von außen.

Eisern bezwang er sich nun, und mit einem mühsamen Lächeln auf dem blassen Gesicht sprach er:

„Aber das ist eine Neuigkeit . . . es kam mir doch gleich so vor . . . meinen Glückwunsch, Willy . . . Ihnen beiden . . . ja . . ."

Sie schüttelten sich die Hände und versicherten sich so viel, so eifrig, mit beflissenem Lächeln.

Nur, daß es ein wenig verzerrt war.

Und dann wieder eine Pause, als ob es zu mühsam sei, nur zu denken — als ob es unmöglich sei, einander zu ertragen in diesem Augenblick.

Dann sagte Hollern mit großer Wichtigkeit und Fröhlichkeit:

„Aber das muß gefeiert werden . . . das muß begossen werden . . . ob der Wirt wohl einen anständigen Sekt . . ."

Und seine Rede, die so wichtig begann, verlor sich in einer gemurmelten Bemerkung, daß er mal nachsehen wolle . . . gleich wiederkäme . . .

Und dann fiel Sylvia dem Manne um den Hals und zitterte und weinte vor Glück und drängte sich fest, fest an ihn.

Willy stand unerschüttert. Wohl umschloß er sie liebevoll, aber er sagte:

„Was hast du getan? Dein Glück zerbrochen."

„Die Wahrheit gesagt," rief sie jubelnd, „die Wahrheit. Dich lieb' ich. Ich weiß es nun. Ach, die Klarheit — die Klarheit."

Und sie küßte ihn.

Er mußte es wohl begreifen . . .

Er konnte vor Glückseligkeit kaum denken.

Und dennoch — die erste deutliche Empfindung war wie eine Beschämung . . . in die Seele des anderen hinein . . . eine feine, zarte Sorge . . .

„Mußte es sein? Ihm so ins Gesicht?" fragte er leise.

„Ja," sagte sie leidenschaftlich, „es mußte sein. Einst, als er mich so leiden ließ, da hab' ich's mir geschworen, ich will vor ihm prunken mit einem anderen Mann. Das waren kleine und böse Gedanken. Willy — Trotz war es! Und nun kam dennoch die Erfüllung — aber sie kam anders — o, schön — groß — frei! Und mein Stolz auf dich und meine Liebe gebot es mir. Ja, ich habe ihn geliebt — das war nicht ich — nicht diese, die du liebst, die dich liebt. O du — auf was für weiten, weiten Wegen sind wir zueinander gekommen. Und nun ist alles sicher und hell. Nun weiß ich, was ich will. Nein, nicht was

ich will — was ich muß — ich mußte zu dir, das war mein Ziel. Ist es nicht ein Wunder?"

Er nahm ihre liebe Hand zwischen seine beiden Hände. Schweigend und lange sah er ihr in die Augen.

Er fühlte es wohl — kein kleinlicher Sinn, der endlich seine Genugtuung kosten will, hatte sie handeln lassen, wie sie getan. Nein, eine große, schöne Wahrheit . . . die Wahrheit ihrer Liebe zu ihm.

Ja, es war wie ein Wunder.

Aber auch er hatte es an sich erfahren. Mit einem neuen Gefühl stand er an der Schwelle eines neuen Lebens . . .

Und alles, was vorher gewesen war, schien nur Vorschule, die sie gelehrt hatte, ihren Reichtum recht zu begreifen und festzuhalten, für immer und immer.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.